

Horst Tiwald

Bewegen zum Team

**- vom Gemeinen und All-
Gemeinen -**

Wissenschaftlichen Akademie
für chinesische Bewegungskunst und Lebenskultur

by Horst Tiwald
<www.tiwald.com>
Hamburg 2004



KÖLN

Vorwort

Die hier zusammen gestellten Texte zeigen mein gedankliches Umkreisen eines bewegungswissenschaftlichen Problems. Es geht um die Frage, wie Teamfähigkeit und Solidarität über achtsames Selbstbewegen entwickelt werden können.

In diesem Zusammenhang will ich auch deutlich machen, wie sich der Mensch über Wort-Verdrehungen selbst manipuliert.

Wie sich die Bedeutung und der Wert von Wörtern gezielt ändern kann, das zeigt sich zum Beispiel im Gebrauch der Wörter ‚*gemein*‘ und ‚*wild*‘.

Von einer kulturell abgehobenen Position aus wird meist dem „Kultivierten“ und dem „Gezierten“ wertend der Vorrang gegeben und auf das ‚Gemeine‘, wie auch auf das ‚Wilde‘, verachtend herabgesehen.

In seinem Streben nach ‚Ich-Stärke‘, das auf die Kultur bzw. auf die **Meinungen und Erwartungen** der Anderen orientiert ist und sich gegenüber diesen behaupten will, isoliert sich der Mensch immer mehr und verliert dadurch letztlich auch seine am **Tatsächlichen** orientierte ‚Ich-Stärke‘, die so etwas wie eine selbstveredelte ‚Wildheit‘ ist.

Der Mensch läuft dabei auch Gefahr, nicht nur seine ‚kindliche‘ Geborgenheit und Offenheit, sondern auch

seine Fähigkeit zu echter Kooperation zu verlieren, obwohl er in seiner kulturellen Isolation durchaus von einer Sehnsucht nach Gemeinschaft erfüllt sein kann.

Diese ‚Team-Bedürftigkeit‘ ist dann aber immer seltener auch tatsächlich von einer ‚Team-Fähigkeit‘ begleitet, welche als ein am Tatsächlichen orientierter ‚Team-Geist‘ die Kooperation erst ‚zweckmäßig‘ abstimmt und optimiert.

Es geht in diesem Buch um das Selbst-Entwickeln von ‚Ich-Stärke‘. Ausgang ist dabei die fundamental gegebene ‚wilde Wir-Stärke‘.

Das achtsame körperliche Selbst-Erfahren kann zu diesem Entwickeln beitragen.

Dieses Selbst-Entdecken, bzw. das Selbst-Finden durch das geistesgegenwärtige Beachten und durch das ‚Selbst zur Sprache Bringen‘ des eigenen Bewegens ist aber immer Chance und Gefahr zugleich.

Beim **tätigen** Beschäftigen mit diesem Problem wird sichtbar, wie im achtsamen praktischen ‚Begegnen mit dem Anderen‘ gerade die Sprache genutzt werden kann, um so etwas wie ‚Antennen‘ für das Entwickeln der Team-Fähigkeit bloß zu legen.

Hier geht es dann auch darum, im Bewegen selbst den Unterschied zwischen dem ‚tätigen begrenzten Körper‘ und dem zum Team hin ‚offenen achtsamen Leib‘ zu erfahren und diese **Spannung** für ein ‚unmittelbares‘ Begegnen und ‚zweckmäßiges‘ Kooperieren im Team zu nutzen.

Was besonders zu beachten ist, das ist die Tatsache, dass sich Menschen weniger durch ein gemeinsames theoretisches ‚Wünschen‘ und ‚Sollen‘ als durch ein tatsächliches **‚Können‘**, aus dessen ‚Ist-Stand‘ erst ein starkes ‚Wollen‘ erwachsen kann, zum Team verbinden. Deshalb ist das auf das ‚Wünschen‘ orientierte ‚Motivieren‘ nur eine initiierende und flankierende Maßnahme.

Beim Entwickeln eines Team geht es daher im Kern nicht darum, ‚hochmotivierte‘ kultivierte, sondern vorerst ‚willensstark‘ wilde Personen über ihr tatsächliches ‚Können‘ zu verbinden.

Auf diese Basis kommt es an.

Diese Basis alleine reicht aber nicht aus. Deswegen darf man auch die Kultur nicht verachten und gegen die Wildheit ausspielen.

Inhalt

Transkulturelle Bewegungsforschung	8
Anmut, Grazie und Würde-	43
Einstellwirkung und Empathie	54
Kommunion und Dialog	61
‚einsam Gemeinsam-Sein‘ und ‚gemeinsam Einsam-Sein‘	69
Monolog und Dialog	77
Nachhaltigkeit und Wildheit	88
Gründliches Denken	96
Der Weg ist nicht das Ziel – die Ziele sind in den Wegen!	106
Gleich zu Gleich gesellt sich gern‘	113
Unsicherheitsbedürfnis und Mut zum kreativen Wagnis	122
Verachtet den Irrtum und das Dumm-Sein nicht!	130
‚Höre das Klatschen einer Hand!‘	145
Leibes-Mitte	154
Komplementarität und Drehtürprinzip	158
‚Vor-Läufiges‘ und ‚Irr-Läufiges‘	164
‚Landschaft‘ und ‚Landkarte‘	184
Die füllende Kraft und die wirkenden Energien	188
Im ‚Hier und Jetzt‘ zur Teamfähigkeit	203
Team werden und Team bleiben	223

Unternehmenskultur und Teamfähigkeit	233
Gesunde und kranke Unternehmenskultur	240

Transkulturelle Bewegungsforschung

I.

Mein Forschungsanliegen hatte ich schon vor längerer Zeit als ‚*Transkulturelle Bewegungsforschung*‘ bezeichnet. Ich wollte damit zum Ausdruck bringen, dass mich insbesondere das ‚Verbindende‘ interessiert, das ich als etwas fundamental Gegebenes voraussetzte.

Dieses Vorausgesetzte braucht man daher gar nicht mit Techniken zu konstruieren, weil es eben von Beginn an ‚da ist‘ und als ‚Dasein‘ nur verschüttet werden kann.

Es geht also eigentlich gar nicht darum, auf der fundamentalen Ebene des Erlebens etwas zu verbinden, zum Beispiel sich selbst mit der umgebenden Welt, sondern mehr darum, Behinderndes wegzuräumen bzw. von ihm ‚loszulassen‘.

Dieses Behindernde suchte ich im Bewusstsein in den dort abgelagerten ‚Vor-Urteilen‘, die als Erfahrung unseren wünschenden und befürchtenden Prognosen zu Grunde liegen, aber auch als ‚Bewegungs-Vorstellungen‘ unser ‚Bewegen‘ leiten.

Dies ist aber an sich gar nichts Schlechtes!

Unsere eigene und die gesellschaftliche Erfahrung ist uns nämlich einerseits leitende und schützende Hilfe, andererseits kann sie aber auch Verblendung, Bevormundung und Behinderung sein.

Es geht also nicht darum, die Existenz von Vor-Urteilen zu bewerten, sondern zu lernen, mit die-

sen achtsam ‚um-zu-gehen‘ bzw. ‚herum-zu-gehen‘, damit jene nicht mit uns umgehen, wie es ihnen passt.

Später begegnete ich dem Gedanken eines fundamentalen Verbundenseins besonders prägnant gefasst bei VIKTOR VON WEIZSÄCKER.

Dieser richtige und äußerst brauchbare Gedanke verleitet aber ebenfalls leicht dazu, in einen Kult des arational Verbindenden zu verfallen, dann das Trennende und Individualisierende zu verachten, wodurch wir die Dialektik zwischen Verbinden und Auseinander-Setzen übersehen.

Zum Grund-Gedanken des Verbindens kommt daher in meinem Denk-Modell der Gedanke der Komplementarität bzw. der Dialektik, der aufzeigt, dass Verbinden und Trennen im Grund keine ‚verbundene‘, sondern eine ‚untrennbare‘ Einheit bilden.

Nicht nur in der Lebenswelt hängt nämlich das konkrete Verbinden immer mit einem mit ihm untrennbar verbundenen aber gegenläufigen Trennen, mit einem ‚Zusammenstoßen‘ als einem ‚Begegnen‘ zusammen.

Wobei hier das Begegnen aber nicht im ‚an-nehmen‘ Sinne des Beiläufigen d.h. eines erwarteten ‚Bei-Läufigen‘, sondern im Sinne eines überraschenden ‚Gegen-Läufigen‘ gemeint ist, das ganz konkret als eine ‚Tat-Sache‘ an ein ‚Anderes‘ stößt.

So setzen auch die menschliche Liebe und das dialogische gegenseitige Erkennen immer ein Begegnen, eine Art Zusammenstoß voraus. Wir treffen unerwartet auf etwas Undurchdringliches, auf etwas Individuelles, auf eine widerstehende Grenze. Der Schmerz markiert ‚für uns‘ diesen Zusammenstoß, ganz egal ob er sich über oder unter der Schwelle des ‚für uns‘ Unerträglichen ‚ereignet‘.

In jedem Falle will der Schmerz ‚durch sich‘ unsere Aufmerksamkeit, unsere ‚Kraft‘ auf sich ziehen, an sich locken und so eine ‚heilende‘, d.h. eine ganz machende Bindung bloßlegen und vitalisieren. In dieser Richtung sehe ich die ‚Kraft‘ ähnlich wie das chinesische ‚Qi‘, bzw. auch als widerspiegelnde ‚Achtsamkeit‘, die der Schmerz holt und ‚vor Ort‘ bringt.

Dialektisch gibt es aber auch Zusammenstöße, die gerade nicht das Verbindende bloßlegen, sondern das Trennende vergrößern, also eine Flucht einleiten, die uns ‚heil‘ hält.

Es kommt in dieser Dialekt eben jeweils auf die Situation, auf die Praxis an.

Das Leben ist Selbstorganisation durch Selbstbewegen.

Das Leben ist nicht gleichgültig, sondern selektiv. Aus dem Neutralen wird vom Leben Positives und Negatives ausgewählt, wodurch dieses das ‚Andere‘ wird.

Die Negation des als positiv Erscheinenden, das Nicht-Positive, kann daher sowohl neutral als auch negativ sein.

Hier herrscht also zwischen dem Positiven und dem Negativen kein ‚logisches‘ sondern ein ‚dialektisches‘ Verhältnis.

Das Denken bemüht sich dagegen um ein ‚logisches‘ Bewegen, während das Leben selbst eben ‚dialektisch‘ ist.

Gäbe es nämlich kein ‚Mittleres‘ (also das ‚Neutrale‘), dann würde die Organisation des Lebens, so, wie dieses sich immer höher entwickelnd fortschreitet, gar nicht geben. Ohne etwas relativ ‚Neutralem‘ gäbe es zum Beispiel weder Symbolik, noch Informations-Träger, noch sogenannte ‚bedingte Reflexe‘ und in weiterer Folge keine prospektive Vorausschau und keine Sprache.

Das Leben ist rhythmisch beharrend organisiert und zuständlich verfasst. Diese ‚Verfassung‘ macht aus der organisierten ‚Form‘ eine ‚Ordnung‘, die einem ‚Wertsein‘ folgt.

Einerseits sucht die ‚Verfassung‘, sich selbst bewegend, in der Umwelt die ihr entsprechenden Situationen, andererseits prägen werthaltige Situationen die Verfassung.

Auf diese Weise sind Organisation/Organismus/Verfassung und Praxis nicht voneinander getrennt, sondern gründlich verbunden, was sich uns

durch erkennbare wechselwirkende Beziehungen erlebbar macht und sich uns intellektuell ‚entdeckt‘ bzw. ‚offenbart‘.

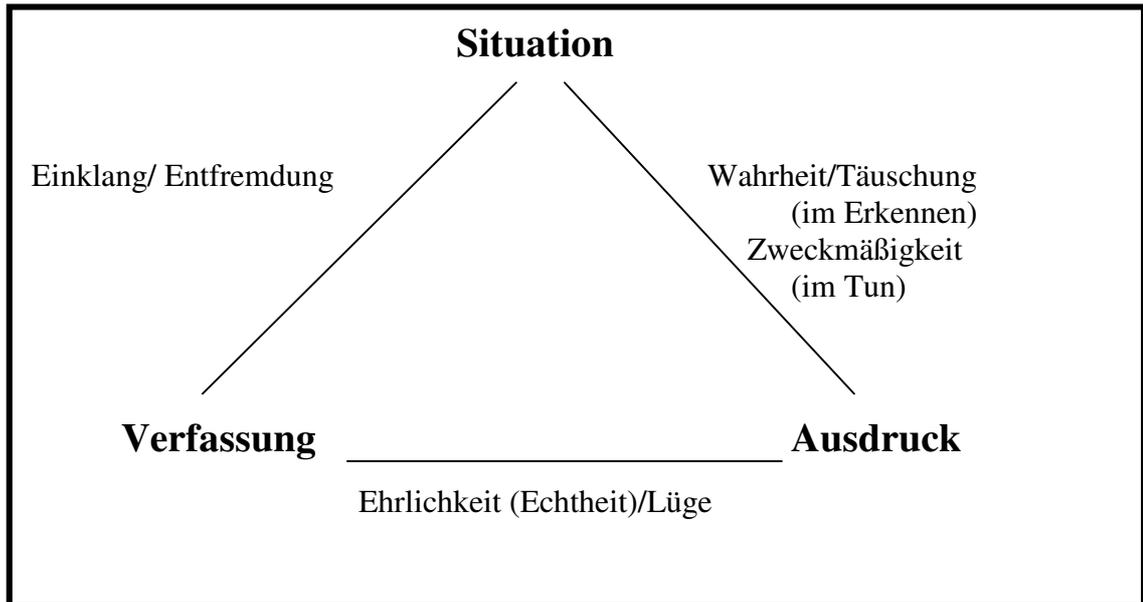
Leben ist ‚wahrhaftig‘, es ‚haftet‘ an einer erstrebten Wahrheit. Es sucht Sicherheit in der Wahrnehmung und in der Prognose. Es will die Täuschung beseitigen.

Die menschliche Moral versucht nun, um einer gesellschaftlichen Synthesis Willen, diese Wahrhaftigkeit des Lebens auch im Tun ‚allen‘ Menschen ‚gemein‘, d.h. ‚allgemein‘ zu machen. Aus einer Täuschung wird dadurch die moralische Lüge, aus der Wahrhaftigkeit die moralische Ehrlichkeit.

Die sittliche Ehrlichkeit meint als moralische Kategorie des Tuns nun aber nicht mehr einen Bezug zur Situation (wie es die Wahrhaftigkeit des Lebens tut), sondern den Bezug auf die eigene Verfasstheit.

- Ehrlichkeit (auch als Echtheit) ist die Übereinstimmung der Verfasstheit (auch als Meinung) mit ihrem Ausdruck, sei dieser nun ästhetisch oder sprachlich;
- Wahrheit ist dagegen die Übereinstimmung des Ausdrucks mit der Situation, mit der Tat-Sache, mit der Praxis.
- Was die Wahrheit für das Erkennen ist, das ist dann im Tun die ‚Zweckmäßigkeit‘.

Wir befinden uns also in einem Dreiecks-Verhältnis:



Wenn mein Ausdruck nicht mit der Situation übereinstimmt, dann kann ich nur ehrlich sein, wenn ich getäuscht wurde oder wenn ich mich aktiv selbst täusche. Dieses selbst-aktive ‚Ehrlich-Sein im Irrtum‘ gelingt mir also nur, wenn ich mich von der Situation und ihrem wahrhaften Ausdruck ‚entfremde‘, also auch mich selbst belüge.

Sei dies nun:

- „willkürlich und bewusst“,
- „willkürlich und unbewusst“,
- „unwillkürlich und bewusst“
- oder „unwillkürlich und unbewusst“.

Dieses Selbst-Belügen hat nun als scheinbare Beruhigung wieder Auswirkungen auf die ‚Zweckmäßigkeit‘ des Tun, da sich dieses durch die Selbst-Beruhigung nicht mehr sich optimierend auf die Tat-Sachen zu bewegt.

Hierzu eine kurze Erläuterung:

Im Bemühen um Selbsterkenntnis ist es ganz wesentlich, zwischen ‚willkürlich‘ und ‚bewusst‘ zu unterscheiden¹. Im meditativen Beachten geht es nämlich darum, auf sich selbst gleichsam unbeteiligt draufzuschauen. Also das Geschehen, das im Inneren abläuft, sich, ohne in es einzugreifen, ‚bewusst‘ zu machen.

Bei diesem Vorgehen kann man leicht entdecken, dass man vieles eigentlich ‚willkürlich‘ tut, es aber nicht ‚wagt‘, z.B. aus moralischen Gründen, drauf zu schauen. Man ‚wagt‘ also nicht, sich das, was man ‚unterbewusst‘ sehr wohl ‚willkürlich macht‘, sich auch ‚bewusst‘ zu machen und zu ‚verantworten‘.

Andererseits entdeckt man zum Beispiel beim Beachten des Atmens in sich Vorgänge, die ‚unwillkürlich‘ ablaufen. Diese waren aber vor dieser Entdeckung noch ‚unbewusst‘ und wurden erst im schauenden Beachten ‚bewusst‘, ohne dass sie dadurch nun auch ‚willkürlich‘ realisiert werden.

In diesem Beachten kann man auch entdecken, dass man sich oft ‚unbewusst‘ in von selbst ablaufende ‚unwillkürliche‘ Prozesse des eigenen Organismus ‚willkürlich‘ einmischt und diese dadurch behindert.

Wenn man sich nun dieses ‚unbewusste aber willkürliche‘ Einmischen in an sich ‚unwillkürliche und unbewusste‘ Prozesse des Lebens durch achtsames Hinschauen ‚bewusst‘ macht, dann kann man das ‚willkürliche‘ Einmischen auflösen und so das Leben befreien.

¹ Vgl. hierzu auch meinen Text: *„Bewusstsein, Willkür und Bewusstheit“*. In: HORST TIWALD: *„Projektbriefe zum Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining“* S. 34-46. Zum Downloaden aus dem Internet: www.mathias-zdarsky.de im Ordner: *„Lehrbriefe“*.

Auch aus Eitelkeit mischen wir uns in unser ‚unbewusstes und unwillkürliches‘ Ausdrucks-Bewegen, wodurch dessen Fließen behindert wird und es dann einer Vorstellung gemäß konstruiert und als ‚Bewegung‘ geziert erscheint. Aus einem ‚Ausdrucks-Bewegen‘ wird dann eine von einer bewussten oder unbewussten Vorstellung gestörte oder direkt geleitete ‚Ausdrucks-Bewegung‘ bzw. eine ‚Darstellung‘. Auf ähnliche Weise wird dann im Tun auch das Entfalten des Zweckmäßigen gestört.

Aber auch im Ursprung des Denkens können wir beim vorurteilsfreien Schauen auf die Praxis das ‚kreativ unwillkürliche Einfallen‘ oft nicht zulassen und mischen uns mit denkenden Vor-Urteilen in das an sich ‚unbewusste und unwillkürliche‘ Schauen ein.

Statt uns im Anschluss an das Schauen im Denken selbst zu ‚bewegen‘ realisieren wir dann bloß ‚Denk-Bewegungen‘ in der Art, dass wir bereits bekannte ‚Gedanken‘ aneinander reihen und diesen dann ‚folgen‘.

So kann auch eine gutmeinende Moral einen übermäßigen Druck auf den Menschen ausüben, diesen zum Selbstbelügen in der einen oder anderen Art verleiten, wodurch seiner Entfremdung und dem Verlust seiner Zweckmäßigkeit Vorschub geleistet wird.

Man gewinnt dann in seinem moralischen Ehrlichkeits-Streben scheinbares Gleichgewicht, indem man sich auch selbst belügt und sich dann oft selbstherrlich ausdrückt.

Oder man öffnet sich bereitwillig und unkritisch einer gezielten Manipulation, die einem dann das

einredet, was man sich sonst selbst vorlügen müsste.

Die Verallgemeinerungen, die der Moral zugrunde liegen, haben als Hilfsmittel einer gesellschaftlichen Synthesis daher ihre Tücken.

Mir fiel dies zum ersten mal ganz konkret auf, als ich beruflich in demokratisch organisierten Gremien der universitären Selbstverwaltung mitzuarbeiten hatte:

- da geschah es häufig, dass man gute Ideen hinsichtlich exemplarischer Projekte der Gegner dadurch abblockte, dass man destruktiv äußerte: „*Wo kommt man da hin, wenn dies jeder macht?*“, obwohl keine Gefahr bestand, dass überhaupt viele gefunden werden könnten, die das Engagement aufbringen würden, ähnliche Projekte mit unbezahlter Eigenleistung zu realisieren;
- aber eigentlich noch schlimmer war das scheinheilige Abblocken durch positive Argumente, mit denen man sich an die Spitze der Befürworter stellte und scheinbar „konstruktiv“ forderte: „*Wir machen die Sache ,ordentlich‘ oder ,gar nicht‘!*“, wohl wissend, dass das Ordentliche nicht definiert ist und daher dessen Realisierung immer wieder mit Forderungen nach Verbesserung der Bedingungen hinausgeschoben werden kann.

Der Blick auf das ‚Ordentliche‘ und auf ‚Alle‘ hat daher nicht nur seine Tücken, sondern zeigt auch Möglichkeiten des Missbrauches auf.

Es ist daher nicht zu verwundern, dass jede allgemeine Ordnung, die ein brauchbares Werkzeug sein kann und soll, zum individuellen und egoistischen Missbrauch und damit meist zum Schaden des Ganzen angewendet werden kann.

Dies macht dann oft den Ruf nach besseren Ordnungen laut, um den Missbrauch zu verhindern. Es entsteht dadurch eine „Misstrauens-Kultur“ mit einem Wust von Gesetzen, die als Werkzeuge nicht mehr handhabbar sind. Auch wird dabei leicht vergessen, dass Verallgemeinerungen, wenn man sie auf das Leben anwendet, an sich ihre Tücken haben, da das Leben selbst, obwohl ständig nach allgemeiner Sicherheit ringend, im Grunde immer nur in begrenzten Bereichen und nur eine begrenzte Zeit lang bestimmten Regeln zu folgen scheint, und dass Ausnahmen von der Regel lebensnotwendig sind.

Das Leben selbst ist daher keineswegs wie ein Rechtsstaat organisiert, der ausnahmslos ohne Ansehen der Person eine Ordnung zu realisieren sucht und einerseits nur im engen Spielraum richterlicher Freiheit elastisch, andererseits auch wegen der prinzipiellen Unvollständigkeit jeder Ordnung auch dem Missbrauch zugänglich ist. Es geht also nicht nur um Missbrauch durch Verletzen der Ordnung, sondern auch um Missbrauch durch ‚legales‘ Ausnutzen ihrer Lücken.

Vor lauter Mühe und Bastelei an den Ordnungen gerät das Wesentliche des Lebens, und die Gesellschaft ist eben auch Leben, bald aus dem Blick. Man zweifelt dann

eigentlich nicht mehr an den logisch gezimmerten Ordnungen, sondern nur mehr an der Moral der Menschen und an der geringen Verständlichkeit, welche die Komplexität der Ordnungen mit sich bringt. Dadurch reduziert sich vieles auf ein sog. ‚Vermittlungs- und Motivationsproblem‘, von dem ganze Wirtschaftszweige mit Bildung, Werbung und Propaganda profitieren. Es interessiert dann gar nicht mehr, was das Leben ‚will‘ und wie die ‚Willensstärke‘ des Menschen vitalisiert, sondern nur noch, wie er durch Manipulation, insbesondere durch Einsatz von Medien, ‚hoch motiviert‘ werden kann. Man verwechselt dann den „willensstarken“ Menschen bald mit einem ‚hochmotivierten‘.

Man glaubt dann auch, dass das rechtsstaatliche System und nicht das Leben das Höchste sei und jenes nur deswegen nicht funktioniere, weil der Mensch auf allen Ebenen einerseits das Recht missbrauche und das formulierte Recht andererseits zu komplex und schwerverständlich dargestellt sei.

Dies ist zwar alles zutreffend, zutreffend ist aber auch, dass das Zusammenleben und daher auch das Zusammenarbeiten der Menschen ‚auch‘ Leben ist, das eben mehr ist, als nur das ‚motivierte‘ Befolgen von Ordnungen und der human-liberale Umgang mit ihnen.

Leben ist vielmehr die ‚willensstarke‘ Dialektik zwischen einem ‚freien Umgang mit Ordnungen‘, der Ordnungen an das Leben anpasst, und ei-

nem ‚ordentlichen Umgang mit der Freiheit‘, der immer wieder alte Ordnungen sprengt und im neuen Be- und Verantworten kreativ neue Ordnungen setzt.

Das Leben strebt zwar nach allgemeiner Gültigkeit, es selbst ist aber so organisiert, dass nur innerhalb von ‚Inseln‘ (speziell für diese Bereiche) etwas Allgemeines gilt. Es geht daher nicht nur darum, deduktiv von einem Allgemeinen her Alle mit dem Gleichen beglücken zu wollen, sondern auch darum, von diesem allgemein Wünschenswerten ‚loszulassen‘, etwas scheinbar ‚Abwegiges‘ in kreativen ‚Inseln‘ ‚zuzulassen‘ und über das ‚Verbinden‘ von mehr oder weniger individuellen ‚Inseln‘ das ‚Zusammenwachsen‘ eines Ganzen zu ermöglichen. Es geht daher auch hier um eine Dialektik, die ‚auch‘ vorsieht, *„100 Blumen blühen zu lassen“*².

II.

Der Transkulturellen Bewegungsforschung liegt eine ganz bestimmte Theorie der Wahrnehmung zu Grunde. Sie setzt sich ab von ‚sensualistischen‘ Erkenntnistheorien, die sich bemühen, die Wahrnehmung zu einem Ping-Pong-Spiel zwischen ‚Bewusstsein‘ und ‚äußerer

² Vgl. die Losung von MAO TSETUNG *„Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Schulen miteinander wetteifern“* und *„Koexistenz auf lange Sicht und gegenseitige Kontrolle“*. Dazu den Kommentar von MAO TSETUNG selbst in seiner Rede vom 27. Februar 1957: *„Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volke“*. In: MAO TSETUNG: *„Vier Philosophische Monographien“* Peking 1971.

Umwelt' zu machen. In diesen Theorien geht es dann nur mehr darum, dieses Ping-Pong-Spiel zu deuten.

Es entsteht dann der Streit darum, ob das ‚Bewusstsein die Praxis‘ oder die ‚Praxis das Bewusstsein‘ bestimme.

Man versucht zur Klärung dieser Frage dann zum Beispiel herauszufinden:

- ob das Bewusstsein als die eigentliche Wirklichkeit ein ‚Pool von Ideen‘ und die Praxis als äußere Erscheinung dagegen nur ‚Schein‘ sei, den wir eigentlich nur ‚träumten‘;
- oder ob umgekehrt das Bewusstsein eine ‚leere Tafel‘ sei und alle seine Inhalte nur durch sinnliche Vermittlung aus der Erfahrung in das Bewusstsein projiziert werden würden;
- oder auch, ob das Bewusstsein ‚a priori‘ bereits unabhängig von der Erfahrung bestimmte Anschauungsformen und Kategorien habe, mit denen sie das über die Sinne vermittelte Datenmaterial erst ‚forme‘ und so ein Bild der Welt ‚konstruiere‘, das es so außerhalb gar nicht gäbe.

Das Gemeinsame aller dieser Plan-Spiele ist ihre Annahme, dass Erkenntnis ein Ping-Pong-Spiel zwischen ‚Bewusstsein‘ und ‚Praxis‘ sei.

Aus meiner Sicht wird in diesen Plan-Spielen aber, im wahrsten Sinne des Wortes, die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Das fundamentale Ping-Pong-Spiel der Erkenntnis läuft nämlich nicht zwischen ‚Bewusstsein und Praxis‘, sondern zwischen der uns „umfas-

senden Praxis und der Praxis des eigenen körperlichen Selbstbewegens' ab, das jede sinnliche Vermittlung ganz fundamental begleitet und im Wechselwirken Äußeres in sich symbolisch ‚verkörpert‘.

Vorerst gilt es daher zu fragen:

„Wird die ‚Form des Selbstbewegens‘ von der ‚Praxis‘ oder wird die ‚Praxis‘ von der ‚Form des Selbstbewegens‘ bestimmt?“

Hier gibt es dann ganz analoge Plan-Spiele wie im Ping-Pong-Spiel zwischen ‚Praxis und Bewusstsein‘.

Wenn wir zum Beispiel jene Formen des Taijiquan betrachten, in denen ohne Partner geübt wird, dann ist bei diesem Üben die konkrete Praxis mehr oder weniger verschwunden. Einzig die Schwerkraftwirkung bleibt von der Umwelt übrig. Der Gegner bzw. der Sinn der Bewegungen muss vom Übenden vorgestellt werden und der bloß vorgestellte äußere Widerstand muss dann durch eigene Muskelkraft simuliert werden. Man kämpft also gleichsam gegen sein eigenes Bewegen.

Hier ist die äußere Praxis mehr oder weniger ‚verdampft‘ und als Praxis bleibt nur mehr mein eigenes körperliches Bewegen übrig, das ich mit meiner Achtsamkeit erforsche.

Ich lerne hier die Freiheitsgrade meines Selbstbewegens, naheliegende angeborene Bewegungsmuster mit ihren Bedeutungen und das kraftschlüssige Bewegen

kennen. Dieses Hinwenden zum Selbstbewegen bringt eine Fülle von Erkenntnissen und entwickelt Schlüssel-Kompetenzen meines Bewegens und Selbstwahrnehmens.

Ich verhalte mich in diesem Forschen dem Selbstbewegen gegenüber dann ganz ähnlich wie KANT es dem Bewusstsein gegenüber tat.

Ich entdecke dann auch Ähnliches wie KANT: nicht nur Bewegungskompetenzen, sondern auch bereits vorgegebene Bewegungsmuster, also (hinsichtlich meines Begegnens mit der Praxis) bereits in mir ‚a priori‘ vorhandene Erbkoordinationen, sowohl solche der praktischen Tätigkeit als auch jene des Ausdrucks meiner inneren Verfassung.

Auch diese interessante Beschäftigung entwickelt einen faszinierenden Sog, der bald vergessen lässt, dass es eigentlich die lebensweltliche Praxis ist, in der sich mein Bewegen bewähren muss.

Dies provoziert also die Frage, woher eigentlich das a priori vorhandene Gut meines Selbstbewegens kommt. Geht man dieser Frage mit Achtsamkeit praktisch tätig nach, dann lässt sich leicht entdecken:

dass es zum ‚rhythmischen‘ Anwenden vorgegebener Muster des Selbstbewegens auch einen gegenläufigen Prozess gibt, der im Begegnen mit der Praxis ‚kreativ‘ neue Bewegungsmuster zur Welt bringt.

Es lässt sich auch entdecken, dass das effizienteste Auseinandersetzen mit der Praxis gerade von diesem Prozess dominiert wird, ohne den gegenläufigen Prozess zu verachten und ungenutzt zu lassen.

Der eine Prozess steckt im anderen wie Yin im Yang³ und umgekehrt.

Wenn man das Selbstbewegen entfalten möchte, dann gibt es eben zwei unterschiedliche Ansätze. Der eine Weg setzt beim von der Praxis mehr oder weniger isolierten Körper an. Er fragt daher zuerst:

„Was ist der Körper?; „Welche Bewegungen kann der Körper machen?“; „Was läuft im Körper beim Bewegen ab?“; „Wie kann ich die im Bewegen ablaufenden Prozesse im Körper regulieren und optimieren?“; usw.

Der eigene Körper und sein Selbstbewegen stehen hier im Vordergrund. Man fragt hier nicht nach der Praxis und versucht nicht zu entdecken, welche Fragen sie stellt, die der Körper beantworten soll, sondern man fragt vorerst:

*„Über welche Antworten verfügt der Körper?“;
 „Wie hängen diese Antworten untereinander zusammen?“;
 „Wie können diese im Körper vorhandenen Antworten variiert werden?“; usw.*

³ vgl. meine Publikation: *„Die Leere und das Nichts - eine Philosophie der Bewegung – oder über das Schmecken von Yin und Yang“*. Hamburg 2004 Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: *„Buch-Manuskripte“*.

Die körperlich vorhandenen Varianten des Selbstbewegens entscheiden aus dieser Sicht eigentlich die Praxis und nicht die Praxis entscheidet die Chancen des Selbstbewegens.

Der andere Weg sieht, dass die Quelle der Chancen des Selbstbewegens aber eigentlich die Praxis ist. Die das Selbstbewegen in Varianten entfaltende Wirkung auf den Körper kommt nämlich (im Hinwenden des Selbstbewegens zur Praxis) aus der Praxis.

Die Struktur des Körpers und alle seine Bewegungs-Chancen sind eine Folge seines Funktionierens in der Praxis und nicht umgekehrt. Der so entstandene Körper ist daher eine variantenreiche Tat-Sache, er ist zwar aus seiner Tat entstanden, aber im Begegnen mit der Praxis.

Die dem Körper auf diese Weise a priori gegebenen allgemeinen Bewegungsmuster sowie die im Lernprozess automatisierten ‚Bewegungen‘ des Körpers sind aber vorerst hinsichtlich der jeweils aktuellen Praxis nicht optimal brauchbar. Der Praxis kann nur ein ‚auch und vorwiegend‘ kreatives ‚Bewegen‘ optimal begegnen, sei dies im Denken und/oder im Handeln.

Deswegen müssen die ‚rhythmisierten Bewegungen‘ erst wieder beweglich gemacht werden, damit sie in die jeweilige Praxis auch optimal ‚einfließen‘ können. Die ‚Bewegungen‘ müssen zum ‚Bewegen‘ werden, sie müssen aufgeweicht, fließend und variabel verfügbar gemacht werden.

Es geht daher darum, beides zu beachten, also:

- sowohl der Frage nachzugehen, wie ‚Bewegungen‘ aus dem praxisbezogenen ‚Bewegen‘ entstehen;
- als auch der Frage, wie die verfestigten ‚Bewegungen‘ wieder zum variablen ‚Bewegen‘ und für die Praxis brauchbar gemacht werden.

III.

Ich will nun versuchen, ein etwas anschaulicheres aber notwendig verkürztes ‚Leit-Bild‘ dessen zu geben, was ich meine.

Wem dieses Bild zu simpel erscheint, der möge, bevor er sich über das von mir dargelegte Bild erhebt, sich vorerst das Leit-Bild seines eigenen Denkens bewusst machen und dann sein Bild mit meinem vorerst auf dem Niveau der beiden Bilder vergleichen und bereits dort zu diskutieren beginnen.

Was ich mit einem „Leit-Bild“ meine, will ich vorerst an dem sehr einfachen Leit-Bild des Denkens von PLATON verdeutlichen. Das platonische Leit-Bild folgte der damaligen atomistisch-mechanischen Naturbetrachtung. Es wurde damals in einem Modell gedacht, das von ‚Teilen‘ ausging, die sich zu Erscheinungen zusammensetzen:

- entweder ging man davon aus, dass es im Ursprung lauter gleiche Teile gäbe;
- oder dass bereits von Anfang an qualitativ verschiedene Teile beständen.

Man kann nun diese beiden Modelle miteinander kombinieren, was PLATON tat:

- er nahm im Ursprung qualitativ verschiedenen Teile an, die hierarchisch geordneten Ideen, die aber selbst nicht erscheinen würden;
- diese qualitativ verschiedenen und sich hierarchisch ordnenden Teile zerfielen in seinem Leit-Bild aber selbst in lauter qualitativ gleiche Teile, aus denen dann die Erscheinungen zusammengesetzt sind.

Daraus ergab sich für ihn eine Denk-Mechanik.

Bei jeder Erscheinung war zu fragen, aus welchen qualitativ verschiedenen Teilen sie sich zusammensetze, welche ‚Teile sie habe‘, d.h. an welchem qualitativen Teil bzw. an welchen qualitativen Teilen sie ‚teilhabe‘.

Da jede Erscheinung daher immer nur einen Teil des ‚ganzen‘ qualitativen Teiles (der Idee) habe, wären die Erscheinungen letztlich nur Abbilder von ursprünglich ‚ganzen‘ Ideen, an denen sie eben nur ‚teilhätten‘.

So hat eben der ‚gute‘ Mensch nur an der ganzen Idee des ‚Guten‘ teil und ist wegen dieser ‚Teilhabe‘ eben ‚gut‘.

Wie man sich in dieser simplen immer wiederkehrenden Denk-Mechanik hinsichtlich der Tatsachen im Kreis drehen kann, kann man besonders gut in PLATONS Dialog „*Parmenides*“⁴ nachlesen.

⁴ vgl. PLATON: „*Parmenides*“ (Übers. U. Hrsg. EKKEHARD MARTENS) Reclam Universal-Bibliothek, Stuttgart 1987, ISBN 3-15-008386-9.

Dieses Gedanken-Spiel ist scheinbar sehr ‚überzeugend‘.

Es bricht aber zusammen, wenn ich etwas ‚Un-
teilbares‘ annehme. Zum Beispiel das ‚Eine‘ des
PARMENIDES. In dem Augenblick, wo ich das ‚Eine‘
als ‚unteilbar‘ entdecke, komme ich mit der Ge-
danken-Mechanik des ‚Habens von Teilen‘ nicht
mehr zurecht.

An etwas nämlich, was ‚unteilbar‘ ist, an dem
kann man auch nicht ‚teilhaben‘. Denn das ‚Eine‘
kann ja gar keinen Teil hergeben, weil es keinen
hat. Es kann also, in dieser Gedanken-Mechanik
des ‚Teil-Habens‘, wenn es das ‚unteilbare Eine‘
gibt, kein ‚Vieles‘ geben.

Ganz ähnlich ist es, wenn ich das ‚Viele‘ letztlich
als ‚unteilbar‘ annehme, wie es zum Beispiel hin-
sichtlich der Vielzahl von ‚Atomen‘ geschah. Da
bleibt mir in diesem Leit-Bild wiederum das je-
weils ‚Ganze‘ verwehrt, denn ich habe ja immer
nur ‚unteilbare Teile‘, die nur nebeneinander sein
können. Sie haben ja keinen Teil, mit dem sie
überlappen könnten. Ich muss dann also entwe-
der die Existenz eines Ganzen verneinen oder mit
meinen Lippen ‚bekennen‘, dass das ‚Ganze‘ eben
mehr als die Summe seiner Teile sei. Dies ist a-
ber ein bloß dogmatischer verbaler Akt und keine
Erkenntnis!

In diesem Denken wird dann die Linie zu einer
Aneinanderreihung von unteilbaren Punkten, was
dann leicht dazu verleitet, den unteilbaren Punkt
als ‚Ort‘ zu betrachten und dementsprechend das
Bewegen als ein Ortverändern.

Dies unterstellt dann wieder, dass ein bewegter
Körper von einem Ort zum anderen eile, an je-
dem Ort auch in einen ‚unteilbaren Augenblick‘
lang verweile und dort auch angetroffen werden
könne.

Das Paradoxon des Wettlaufes von Achilles und der Schildkröte, das ZENON gegeben hat, war dann die notwendigen Konsequenz dieser Denk-Mechanik.

Diese gedanklichen Purzelbäume anzuschauen ist sehr erfrischend, da sie einen guten Kontrast zu den heutigen Möglichkeiten des komplementären Denk-Bewegens sichtbar machen.

Nun zu meinen Purzelbäumen:

Vorerst ist für mich der Mensch mit seinem Selbstbewegen von der Umwelt gar nicht getrennt. Es ist überhaupt noch nicht unterschieden, was in diesem (aus dem raumzeitlich umfassenden "Geschehen" im Hier und Jetzt perspektivisch heraus gegriffenen) einheitlichen ‚Ereignen‘ mein und was der Anteil der Umwelt ist. Erst allmählich gelingt es, diese Einheit akzentuierend auseinander zu setzen und in einem ‚geschehenden‘ Begegnen das, was mir durch das Andere, und das, was dem Anderen durch mich ‚geschieht‘, zum Selbst-Erleben zu bringen. Das einheitlichen ‚Ereignen‘ wird dadurch zu einem gegenläufigen, d.h. dialogisch offenen ‚Geschehen‘ akzentuiert.

Ich unterscheide in meinem Denk-Modell also das vorerst objektiv noch globale ‚Ereignen‘ von dem zu einem Dialog gespannten gegenseitigen ‚Geschehen‘, das zum umfassenden Geschehen, das sich nie ereignen kann (d.h. das für niemanden ‚eigen‘ werden kann), ‚offen‘ ist.

Dieses Erleben des Selbstbewegens ist in diesem Geschehen aber vorerst nur als die Qualität des ‚jeweiligen‘ Eigenen da. Sie hat für mich noch keine differenzierte und vergleichbare Form.

Dieses Erleben ist (als das ‚Jeweilige‘ im ‚Hier und Jetzt‘) allerdings eine Qualität und als ein Ganzes etwas Spezifisches.

Ich nenne, in Hinblick auf deutsche Übersetzungen buddhistischer Texte, diese in der Achtsamkeit unmittelbar erfassbare da-seiende, wert-seiende und so-seiende Ganzheit mit dem Wort ‚*Soheit*‘. Die innere Verfasstheit des begleitenden Erlebens nenne ich, im Unterschied zum schon differenzierten ‚Bewusstsein‘, mit dem Wort ‚*Bewusstheit*‘.

Das Bewusstsein als differenziertes Sosein der Formen, das in sich auch vergleichbare Erfahrungen enthält, kann sich dieser jeweiligen ‚Soheit‘ zuwenden und dann die ‚Bewusstheit‘ mit einem so-seienden ‚Bewusstsein‘ strukturieren.

Das nun im Bewusstsein abgebildete und an sich:

- fließende ‚Ereignen‘ wird dann zur bewussten, verfestigten, erinnerbaren, vergleichbaren und wiederholbaren Form des ‚Ereignisses‘;
- das fließende und offene ‚Geschehen‘ wird zur bewussten, verfestigten, erinnerbaren, vergleichbaren und wiederholbaren ‚allgemein-abstrakten‘ Form eines sprachlich vermuteten ‚Geschehnisses‘, das sich als ‚Ganzes‘ aber nie ‚ereignen‘ kann;

- das fließende ‚Erleben‘ wird zur bewussten, verfestigten, erinnerbaren, vergleichbaren und wiederholbaren Form des ‚Erlebnisses‘;
- das fließende ‚Bewegen‘ wird zur bewussten, verfestigten, erinnerbaren, vergleichbaren und wiederholbaren Form der ‚Bewegung‘;
- das fließende ‚Denken‘ wird zur bewussten, verfestigten, erinnerbaren, vergleichbaren und wiederholbaren Form des ‚Gedankens‘:
- das ‚Wirken‘ wird zur erkannten ‚Wirkung‘.

Ähnliche sehe ich das Entstehen des Lebens.

Aus einem einheitlichen Ereignen löst sich erst das Selbstbewegen, das in sich dann das Andere sowie auch später das Eigene durch Selbstbewegen ‚verkörpern‘ kann, wodurch das ‚Bewegen‘ auch zur in sich verkörperten ‚Bewegung‘ wird, die wiederholbar ist und einen Rhythmus setzen kann.

Später entwickeln sich spezielle Organe des Selbstbewegens, spezielle ‚Inseln‘, deren Aufgabe es ist, das vorhandene ‚Bewegen‘ zu ‚Bewegungen‘ zu verkörpern.

Es entsteht dadurch die Spezialisierung, die es schafft, durch ein eigenes spezielles Selbstbewegen bestimmter ‚Inseln‘ sich an das vorhandene äußere ‚Bewegen‘ gleichsam raumzeitlich parallel ‚anzulegen‘. Dadurch wird es möglich, die Welt durch ein paralleles Bewegen in spezifischen Aspekten abtasten zu können. Im Bewegen werden dabei Form-Aspekte vom Anderen zum Ei-

genen umgeladen, ähnlich wie Flugzeuge im parallelen Fliegen aufgetankt werden.

Ohne anschmiegendes und dadurch relativ zum Anderen beruhigtes Bewegen würde es kein Wahrnehmen geben.

So hat im Organismus jedes Sinnesorgan (das auch selbst ein Selbstbewegen ist) zusätzlich einen motorischen Partner, der dafür sorgt, dass ein anderes Bewegtes in seinem Verlauf wahrgenommen werden kann und vor allem, dass Verkörperungen unterschiedlicher Sinnesorgane auf das selbe Selbstbewegen ‚umgeladen‘ werden können, damit sie ein ‚ganzes‘ Bild ergeben.

Eine sensualistische Bewegungstheorie, die bloß das registriert, was als Datenmaterial von den Sinnesorganen technisch geliefert wird und dabei das ursprüngliche und begleitende Selbstbewegen übersieht, bzw. dieses nicht in Rechnung stellt, muss daher nach einer metaphysischen oder transzendentalen Instanz suchen, die dann das leisten muss, was eigentlich das Selbstbewegen schon geleistet hat.

IV.

Ausgangspunkt für die ‚Transkulturelle Bewegungsforschung‘ war ‚für mich‘ einerseits ein ‚praktisches‘ andererseits eine ‚theoretisches‘ Begegnen.

- einerseits das ‚praktische‘ Begegnen meines eigenen Bewegens (in Sport und Alltag) mit ‚Bewegungsaufgaben‘, also mit konkreten Fragen und Problemen, die durch mein Bewegen be-

antwortet bzw. gelöst werden sollten. Über meine ‚Kreativität‘ erlebte ich dort konkret das ‚In-Form-Sein‘. Dieses ‚kreativ‘ problemlösende In-Form-Sein war aber ein anderes als das mir schon bekannte ‚rhythmische‘ In-Form-Sein, das eigentlich ein ‚In-der-vorgegebenen-Form-Sein‘ ist;

- andererseits war es das ‚theoretische‘ Begegnen ‚in mir‘:
 - von ZEN-BUDDHISMUS, wie ihn EUGEN HERRIGEL⁵ und DAISSETZ DEITARO SUZUKI⁶ darstellten
 - und dem NATÜRLICHEM TURNERN nach KARL GAULHOFER und MARGARETE STREICHER⁷, das man mit drei Schlagworten skizzieren kann:
 - Ansatz der Leibesübungen ist der Körper, Ziel ist der ganze Mensch⁸;
 - Sport kann ‚Leibesübung‘ sein, ist aber oft auch ‚Leibesschädigung‘, gleiches gilt für die Arbeit, die auch ‚Leibesübung‘ sein sollte;

⁵ EUGEN HERRIGEL: *„Zen in der Kunst des Bogenschießens“*. Bern/München/Wien 1973.

⁶ DAISSETZ TEITARO SUZUKI: *„Zen und die Kultur Japans“*. Hamburg 1958. vgl. auch Meister Takuan: *„Zen in der Kunst des kampflösen Kampfes“*. Bern/München/Wien 1989.

⁷ MARGARETE STREICHER hat in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gemeinsam mit KARL GAULHOFER, im Rahmen der *„Reformpädagogik“*, das österreichische *„Natürliche Turnen“* aufgebaut. Dieses hat nach wie vor zukunftsweisende Bedeutung.

⁸ MARGARETE STREICHER:

„Der Ausdruck 'Natürliches Turnen' bedeutet also im Grund das Prinzip der untrennbaren Einheit 'Mensch', in dessen Erziehung der Körper wohl Angriffspunkt, nie aber das Ziel sein kann; das bleibt immer der ganze Mensch.“

Aus: *„Das Prinzip des Natürlichen“*. (Juli 1950) in: MARGARETE STREICHER: *„Natürliches Turnen“* 1. Teil, Band 107 der Reihe: *„Pädagogik der Gegenwart“*. (Hrsg. HERMANN SCHNELL). Wien/München 1971. S. 96.

- Bewegenlernen durch ‚Bewegungsaufgaben‘ statt durch ‚Bewegungsanweisungen‘ oder durch ‚Bewegungsvorschriften‘.

Daraus ergab sich für mich, je nach Betrachtung, ein ‚widersprüchliches‘ oder ein ‚komplementäres‘⁹ Bild:

‚zeitlich‘ gesehen ging es darum:

- einerseits einen ‚unmittelbaren‘ Bezug zum ‚Hier und Jetzt‘ zu finden und zu behalten;
- andererseits sollte man dieses ‚Hier und Jetzt‘ aber nicht als einen unbewegten ‚Zustand‘ auffassen und diesen dann ‚festzuhalten‘ suchen; hier läuft man nämlich Gefahr, in diesen ‚Zustand‘ hedonistisch zu versacken; man sollte vielmehr versuchen, einen verantwortungsvollen Blick auf die Zukunft des Lebens, als einem ‚Fort-Bewegen‘, zu entwickeln.

‚räumlich‘ gesehen ging es darum:

- einerseits sich als ‚bewegt sich bewegendes‘ Individuum zu zentrieren und unmittelbar aus seiner ‚Mitte‘ heraus sein Selbstbewusstsein zu entwickeln; dabei sollte man aber ebenfalls sein Selbst nicht zu einem abgeschlossenen ‚Zustand‘ gefrieren lassen, der dann als Ego die Welt an sich zu raffen sucht;
- andererseits ging es aber auch darum, sich zur Welt und zum Anderen hin zu öffnen und mit ihm im ‚Dasein‘ eins werden zu können; aber auch hier sollte man das ‚Einswerden‘ nicht im Hier und Jetzt als ‚Dasein‘ isolieren, sondern sich auch als ‚Sosein‘ wechselwirkend bedingt erleben, ohne dass man als Individuum sein Zentrum verliert und dann wie eine gallertige Masse ausrinnt.

⁹ HORST TIWALD. „*Yin und Yang. Zur Komplementarität des leiblichen Bewegens*“. Immenhausen 2000. (ISBN 3-934575-10-2).

,sprachlich' gesehen ging es darum:

- einerseits in einem unmittelbaren Begegnen einen direkten Bezug zu den Dingen, zur Praxis (die einem ,gemein' ist), zu bekommen und nicht im Bewusstsein in sprachlich fixierte Voreinstellungen und Vorurteile abzudriften;
- andererseits ging es aber darum, Begriffe, d.h. die Sprache, nicht zu meiden, sondern durch unmittelbares Begegnen mit dem ,Gemeinen' die eigenen Begriffe ,richtig zu stellen', indem man das unmittelbar ,Gemeinte' selbstständig zur Sprache bringt; die Sprache dient nämlich dazu, die Menschen untereinander und sie mit der Natur zu verbinden, d.h. ein verbindendes Band eines ,all-gemeinen' symbolischen ,Soseins' aufzubauen.

,natürlich' gesehen ging es darum:

- einerseits der eigenen Verbundenheit ,mit' und der Abhängigkeit ,von' der Natur unmittelbar zu begegnen und sie zur Sprache zu bringen, um die damit gegebenen Chancen und Gefahren der Natur zu erkennen;
- andererseits aber auch darum, die Sprache als ein künstliches Werkzeug und die aus ihr resultierende Technik als brauchbares Mittel der Koordination der Menschheit untereinander und mit der Natur schätzen sowie den perversen Missbrauch der Sprache erkennen zu lernen; also auch in der Sprache Chancen und Gefahren zu erkennen.

die Praxis ist also:

- einerseits Quelle und Prüfstand der Erkenntnis des Menschen,
- andererseits ist aber wiederum die Sprache das Mittel der optimalen Gestaltung der Praxis;

,erlebensmäßig' gesehen ging es darum:

- einerseits der formlosen Dimension des ‚Daseins‘ als dem unmittelbar Verbindenden zu begegnen und sie von der Dimension des ‚Soseins‘ unterscheiden zu lernen; dabei darf aber nicht die Dimension des ‚Daseins‘ vom ‚Sosein‘ isoliert werden, um dann in einem Achtsamkeits-Kult am ‚Dasein‘ ‚anzuhängen‘; in diesem Zusammenhang ging es auch darum, die Dimension des ‚Wertseins‘ zu ‚beruhigen‘, um das ‚Sosein‘ möglichst ungetrübt erfassen zu können;
- andererseits ging es aber auch darum, die Dimension des ‚Wertseins‘ als die fundamentalste Dimension des Bewegens zu entdecken und sie beachten zu lernen; das ‚Wertsein‘ ist es nämlich, was unser Bewegen letztlich richtet; letztlich geht es also darum, gerade die Dimension des ‚Wertseins‘ aktuell zur Sprache zu bringen.

als ‚Bewegen‘ gesehen ging es darum:

- einerseits zu erkennen, dass nicht vorgestellte Phantasien die Ziele des Lebens sind, sondern das Leben selbst Ziel, d.h. dass ‚der Weg selbst das Ziel ist‘, dem es vorerst unmittelbar zu begegnen gilt;
- andererseits geht es aber nicht um den Weg, sondern um die Ziele und ‚Situationspotentiale‘ in ihm; diese nämlich, ‚bedingen‘ die Richtung des Weges, der ein Bewegen ist; diese ‚bedingenden‘ Ziele, Chancen und Gefahren stecken im Weg, der eigentlich ein ‚Feld‘ ist; der Weg ist also nicht als ein Zustand zu betrachten, sondern als eine widersprüchliche Einheit von einem ‚trägen‘ und traditionellem Beharren-Wollen (als Rhythmus) und einer von Gefahren umgebenen ‚Not-wendenden‘ Chance (als Kreativität) zu entdecken; die Richtung des Weges ergibt sich in der kreativ ‚gewandten‘ Balance zwischen rhythmisch ‚haltender‘ Trägheit und der die Chancen erkennenden und richtend Werte setzenden Kreativität; die Kreativität erscheint hier als ein

Bestreben, das ‚Über-Leben‘ als ein Fort-Bewegen wertend auszurichten.

hinsichtlich des Wechselwirken mit dem Anderen ging es:

- einerseits darum, sich selbst zu zentrieren, seine eigene ‚Mitte‘ und seinen eigenen Weg zu finden sowie diesen willensstark zu gehen;
- andererseits ging es aber auch darum, zu lernen, seine eigenen ‚Antennen‘, wie HEINRICH JACOBY¹⁰ es ausdrückte, zu gebrauchen und vom Anderen her dessen „Einstellwirken“ aufnehmen und nutzen zu lernen; der Künstler ODILON REDON schrieb zu diesem Einstellwirken: *„Ich erlebte den jähren Einfluss, den die verschiedenen Umgebungen auf mich ausübten. Oder das Wetter, die Jahreszeit, meine Behausung, der Wechsel des Atelierlichts und daher kann ich hier mit Gewissheit bestätigen, wie sehr wir mit der unsichtbaren, uns umgebenden, lebendig atmenden Welt rechnen müssen, die uns durch verborgene, noch unbekannte Spannungen von außen, biegsam nach innen macht. Erfahrungen modifizieren sich, uns unbewusst, in anderer Umgebung.“*¹¹

hinsichtlich des ‚Einstellwirkens‘ von der Praxis her war zu unterscheiden:

- einerseits das ‚begegnende Einstellwirken‘, das vom Anderen her mich ‚bedingend‘ mir grenzsetzenden ‚Halt‘ gibt, aber von mir oft auch als ‚Situationspo-

¹⁰ HEINRICH JACOBY (Hrsg. SOPHIE LUDWIG): *„Jenseits von ‚Begabt‘ und ‚Unbegabt‘ - Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten - Schlüssel für die Entfaltung des Menschen“*. Hamburg 1994.

¹¹ ODILON REDON (Hrsg. MARIANNE TÜROFF): *„Selbstgespräch – Tagebücher und Aufzeichnungen 1867 – 1915“*. München 1971, S. 103. ISBN 3920802748. Der für die Kunstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere für die des Symbolismus, bedeutende französische Maler und Grafiker ODILON REDON lebte 1840 bis 1916. vgl. JEAN SELZ: *„Odilon Redon“*. Naefels (Schweiz) 1977. ISBN 3517006025.

tential' oder als ‚Materialpotenzial' genutzt werden kann, wie etwa die Schwerkraft oder wie der Wind im Segel;

- andererseits war aber von jenem ‚begegnende Einstellwirken', das ‚verbindende Einstellwirken' zu unterscheiden, das mir (vom mir übergeordneten ‚Ganzen' her) ‚bindenden Halt' gibt und mein Tun mitgestaltend ausrichtet; es geht deswegen auch darum, in einer ‚gründlichen' Beziehung zum umfassenden Anderen (im ‚Hier und Jetzt'), dessen ‚bindend ausrichtendes Einstellwirken' aufnehmen zu können; dies ist zum Beispiel für die Entwicklung der Teamfähigkeit von besonderer Bedeutung, wo die ‚Mit-Glieder' eines Teams (eines organischen ‚Ganzen'), sofern ein solches bereits besteht, auch von diesem überindividuellen ‚Ganzen' her ‚rhythmisch' geleitet werden, ähnlich, wie Zellen eines Organismus im Plan des ‚Ganzen' gebunden sind; hier kann man dann das ‚rhythmisch' vom Ganzen her gerichtete ‚in-einer-vom-Ganzen-vorgegebenen-Form-sein' von dem ‚kreativen' selbst ‚in-Form-sein' unterscheiden, das ‚im' Ganzen dann ‚für das' Ganze mit ‚individuellem Mut' das ‚Wagnis' auf sich nimmt, die Not wendenden Innovationen zu setzen.

V.

Im ersten Schritt habe ich nach meiner Dissertation über Leibeseziehung und Zen-Buddhismus, um den Lernenden von der ‚Landkarte' zum ‚Begegnen' mit der ‚Landschaft'¹² zu bringen (ohne diese drei Begriffe schon auffällig einzuführen):

¹² Mit ALFRED KORZYBSKI (1879-1950) wurden die Wörter ‚Landschaft' und ‚Landkarte' zu Termini der Semantik, dies insbesondere in der auf KORZYBSKI zurückgehenden ‚Allgemeinen Semantik'. Vgl. HAYAKAWA: „Semantik im Denken und Handeln". Verlag Darmstädter Blätter 1967

- die Unterscheidung in ‚Verlauf-Orientierung‘ und ‚Resultat-Orientierung‘ der Sportarten und deren verschiedene ‚Trainings- und Übungsabsichten‘ in den Vordergrund gestellt; die Orientierung auf den Verlauf der Bewegung führt nämlich in Vorstellungen hinein und zu ästhetischen Bewertungen; die ‚Resultatorientierung‘ erleichtert dagegen das Begegnen mit der Praxis; es ging mir also vorerst darum, ein ‚unmittelbares Begegnen‘ anzubahnen und das Theoretisieren, Planen und vorurteilende Werten zu meiden;
- dann habe ich, entsprechend der damaligen kybernetischen Ausdrucksweise, den ‚Soll-Wert‘ mit der ‚Landkarte‘ und den ‚Ist-Stand‘ mit der ‚Landschaft‘ in Verbindung gebracht; ich unterschied dabei zwischen einer ‚Ist-Stand-Orientierung‘ und einer ‚Soll-Wert-Orientierung‘, die bei Verlust der ‚Praxis‘, d.h. der ‚Landschaft‘, leicht in eine ‚Soll-Wert-Fixierung‘ (‚Ich-Wahn‘) abrutschen kann;
- dann brachte ich verstärkt den Begriff ‚Praxis‘ (den ich dann später mit ‚Landschaft‘ ersetzte) im Sinne von S. L. RUBINSTEIN¹³ ein, um aufzuzeigen, dass der ‚Ist-Stand‘ in sich immer ‚Widersprüche‘ enthält, die als Probleme gelöst werden wollen; statt einer (hinsichtlich der Bewegungs-Resultate) ‚sollwertfixierten Leistungsaktivierung‘ trat ich dann für eine ‚Ist-Stand-orientierte Leistungsaktivierung‘ ein, die ihren Impuls aus dem unmittelbaren Begegnen mit der Praxis erhält, also primär oder intrinsisch ‚willensstark-aktiviert‘ und nicht sekundär oder extrin-

und GÜNTHER SCHWARZ (Hrsg.) *„Wort und Wirklichkeit I – Beiträge zur Allgemeinen Semantik“*. Darmstadt 1968 und GÜNTHER SCHWARZ (Hrsg.) *„Wort und Wirklichkeit II – Beiträge zur Allgemeinen Semantik“*. Darmstadt 1974.

¹³ SERGEJ L. RUBINSTEIN: *„Sein und Bewusstsein“*. Berlin-Ost 1964

sisch ‚motiviert‘ ist; es ging bei dieser ‚widerspruch-induzierten Leistungsaktivierung‘ auch darum, im situativen Ist-Stand selbst die Soll-Werte als konkrete Chancen des Problemlösens zu entdecken, also auch ‚Situationspotentiale‘ der ‚Praxis‘ nutzen zu lernen und durch Variieren das ‚Feld‘ zu erkunden, was ich dann später mit dem Begriff ‚Leistung‘ im Sinne von VIKTOR VON WEIZSÄCKER¹⁴ in Verbindung brachte.

- über das variierende Erkunden des Feldes versuchte ich dann zu verdeutlichen, dass die Form einer Bewegung dadurch erarbeitet werden kann, dass man sich durch praktisches Variieren bewusst macht, was an ihr alles auch ‚anders‘ sein könnte; es ging also darum, über die Erkenntnis des ‚Anderssein‘, zum Bewusstwerden des ‚Soseins‘ des eigenen Bewegens vorzudringen; Ähnliches gilt für das Begegnen mit Bewegungen anderer Kulturen; hier geht es dann letztlich darum, das Andere im Eigenen und das Eigene im Anderen zu erkennen und dabei zu sehen, dass die ‚Erkenntnis des Anderssein‘ der ‚Erkenntnis des eigenen Soseins‘ vorangeht; über das variierende Erkennen all dessen, was an einer Bewegung auch anders sein könnte, was an ihr also ‚variabel‘ ist, wird nicht nur bewusst die Form des eigenen Bewegens erarbeitet (die sich dann positiv abhebt), sondern in der Bewegung selbst wird auch ‚Freiheit‘ bloßgelegt; das Bewegen wird ‚beweglicher‘, es wird flüssiger und bereiter, sich ‚gewandt‘ den situativen Erfordernissen anzufügen und in ‚Situationspotentiale‘ gewandt ‚hineinzufließen‘;
- das Andere ist es also, an dem sich das Bewusstsein entzündet; das Andere nötigt eben dazu, zwischen

¹⁴ VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Der Gestaltkreis*“. Leipzig 1943. Vgl. auch: HORST TIWALD: „*Bewegen zum Selbst – diesseits und jenseits des Gestaltkreises*.“ Hamburg 1997. ISBN 3-9804972-3-2.

Chancen und Gefahren zu ‚unterscheiden‘: das Eigene erscheint ja vorerst nie als Bedrohung, während das Andere immer daran gemessen wird, inwiefern es dem Eigenen nützt oder schadet; im variierenden Erkunden des Feldes entsteht daher nicht nur die ‚Leistung‘ als Kompetenz, ein Problem auf mehreren Wegen lösen zu können, sondern es entfaltet sich auch über das Sehen von Gefahren das ‚aufmerksame‘ Sehen überhaupt; das Andere begegnet einem, im Falle der Gefahr, dann als Negatives; dieses negative ‚Wertsein‘ ist es, was uns ‚betrifft‘, unsere Aufmerksamkeit unmittelbar ‚fasziniert‘ und uns die Augen öffnet; vorerst lernen wir also das ‚Sosein‘ des gefährlichen ‚Anderen‘ (bzw. dann in uns selbst das für einen selbst gefährliche ‚Anderswerden‘ als Bedürfnis, wie z.B. als Hunger) kennen; wer auf Anhieb zufällig einen brauchbaren Weg findet und auf ihm problemlos sein Ziel erreicht, der lernt diesen Weg oft erst beim Wiederholen schmerzhaft ‚kennen‘, wenn er entdeckt, dass er eigentlich gar nicht Bescheid weiß und deswegen leicht in die Irre gerät; wer dagegen Fehler machend seinen Weg erkundet, ihn sich auch Fehler machend erarbeitet hat und dabei das ‚abwegig‘ Andere kennen lernte, der hat dabei auch die dem Weg ‚Halt‘ gebenden Grenzen beachtet und sich bewusst ‚Merk-Male‘ erarbeitet; das Erkennen beginnt also mit der Erlebens-Dimension ‚Wertsein‘ und hier nicht mit dem Wertsein des ‚Ich‘ oder des Eigenen, sondern mit dem Wertsein des Anderen, das dem eigenen Weg ‚anliegt‘ und für diesen Halt, Chance oder Gefahr sein kann; als Positives schält sich aus dem Anderen dann das ‚Du‘ heraus; man liebt also, bevor man überhaupt von sich bewusste Kenntnis hat, vorerst das ‚Du‘ und muss erst später lernen, auch sich selbst zu erkennen und zu lieben; die geborgene Liebe zum ‚Du‘ schlägt also um in eine sich selbst liebende und verantwortende Eman-

zipation; sie wird zum Bemühen, sich zu zentrieren und sich selbst auch ‚positiv‘ sehen und schätzen zu lernen; hier gilt es dann (beim Bewusstwerden des Selbstwertes) nun den Anderen ‚in sich‘, in seiner eigenen ‚Liebe zu sich selbst‘, zu finden, damit man ihn dann auch echt lieben kann; der Liebes-Bezug kehrt sich gewissermaßen dialektisch um; aber auch diese Freude am eigenen Bewegen, an der eigenen Form, ist wiederum nur ein ‚Steigbügel‘ für ein weiteres Fort-Schreiten; man entdeckt nämlich durch das achtsam variierende Hinwenden zum eigenen Bewegen dann in der eigenen Form die Freiheit; es bahnt sich dabei aber auch ein Bezug zu einer den Spielraum dieser Freiheit wiederum bergenden umfassenderen Form an; diese lässt dann sowohl vieles ‚Andere‘ als auch das konkret Eigenen als Varianten einer ‚all‘ diesem ‚gemeinen‘ Ur-Form erscheinen, der GOETHE auf der Spur war; wird diese konkret ‚gemeine‘ Urform im eigenen Bewegen zur Sprache gebracht, dann werden immer ‚allgemeinere‘ Formen bewusst, die Eigenes und vieles Andere umfassen; die Selbstliebe, die einen befähigt, auch den mir ‚gemeinen‘ Anderen echt zu lieben, schreitet also fort zu einer umfassenderen Liebe, die ‚all-gemein‘ sein will;

- es ist aber nicht so, dass einem zuerst das Besondere in seiner einmaligen Differenziertheit bewusst wird und dann aus mehreren ähnlichen Besonderheiten das ihnen ‚All-Gemeine‘ herausgefiltert und abstrahiert wird; im Gegenteil: das Andere wird einem vorerst immer nur als das ‚bekannt‘, was es mit ähnlichen Anderen ‚gemein‘ hat; dies gilt später auch für das Eigene, das einem im Selbsterkennen vorerst nur ‚global‘ bekannt wird; das ‚Besondere‘, sowohl des Anderen als auch des Eigenen, erkennt man erst in dem Maße, wie man sich durch Analyse und Synthese (durch Unterscheiden und Verbinden)

ein differenziertes Bild von ihm erarbeitet; in dem Maße nun, wie ich in der Erkenntnisarbeit das vorerst nur ‚globale und gemeine Besondere‘ differenziert ‚zur Sprache bringe‘, in dem Maße wird ‚für mich‘ einerseits das Besondere in seiner konkreten Differenziertheit ‚konkret einmalig‘, andererseits wird aber dadurch erst das vorerst ‚Gemeine‘ zum sprachlich gefassten ‚All-Gemeinen‘; das Bewusstsein des eigenen Bewegens ist einem also vorerst im Vollzug nur global gegeben; die ‚Geistesgegenwart‘ kann dann in ihrer ‚Bewusstheit‘ zwar ‚klar‘ sein, aber als ‚Bewusstsein‘ ist sie noch nicht ‚deutlich‘; die Orientierung auf das Andere, auf die Analyse der situativen Aufgabe, die mit dem Bewegen gelöst werden soll, hilft aber, über das Andere das eigene Bewegen differenzierter zu erfassen, insbesondere dann, wenn dieses situativ variiert wird und dadurch sichtbar macht, was an ihm selbst auch alles ‚anders‘ und trotzdem ‚zweckmäßig‘ sein kann; dadurch wird aber nicht nur das eigene Bewegen ‚gewandt‘ flüssiger und bewusster, sondern es wird auch das ‚All-Gemeine‘ des Bewegens sprachlich fassbarer, was Grundlage für die ‚Weitergabe eigener Bewegungserfahrung‘ und für das ‚Verstehen der weitergegebenen Bewegungserfahrung‘ ist; man braucht dann nicht mehr alle jene Fehler ‚auch‘ zu machen, die sich der andere beim Erarbeiten seiner eigenen Erfahrung machen musste. Man lernt die sprachlich konservierte ‚gesellschaftliche Erfahrung‘ für sich zu nutzen. Es gibt auf dem weiteren Weg noch genug Gelegenheiten, neue eigene Fehler zu machen und aus ihnen selbständig zu lernen;

- ich nahm also die Kurve zu den situativen Sportarten, wie Skilaufen, Sportspiele und den Kampfsport, die sich als geeignete Praxis-Felder für ‚begegnendes Bewegenlernen‘ anbieten; hier war dann die Situation mit ihrem widersprüchlichen Ist-Stand die

‚Frage‘, das eigene Bewegen dagegen die lösende ‚Antwort‘. Hieran schlossen sich dann zusammenfassend die ‚Theorie der Achtsamkeit‘ mit der ‚Theorie der Leistungsfelder‘¹⁵ und den verschiedenen ‚Arten des Bewegenlernens‘, das Modell der ‚Trialektik der Achtsamkeit‘, die ‚drei Dimensionen des Erlebens‘¹⁶, usw. an;

- nun bin ich dabei, über die drei Dimensionen des Erlebens insbesondere auch das ‚Wert-Sein‘ deutlich zu machen, da im ersten Schritt meiner Analyse und insbesondere bei deren praktischer Umsetzung es nur um ‚Dasein‘ und ‚Sosein‘ und dessen Zur-Sprache-Bringen ging.

VI.

Über das wertseiende ‚Zur-Sprache-Bringen‘ wird, wie schon aufgezeigt, das im ‚Begegnen‘ konkret soseiend ‚Gemeine‘ (das konkret unmittelbar im Wechselwirken Gemeinsame, das sich aber raumzeitlich in der Ferne verläuft, so dass unterschiedlichen Individuen, ihrer raumzeitlichen Position entsprechend, dann auch Unterschiedliches ‚gemein‘ ist) zum sprachlich verkörperten ‚All-Gemeinen‘ erweitert. Dieses sucht nun auch das raumzeitlich Entferntere, das ‚Geschehen‘, zu erhellen und zu umfassen.

¹⁵ vgl. HORST TIWALD: *„Die Kunst des Machens oder der Mut zum Unvollkommenen. Die Theorie der Leistungsfelder und der Gestaltkreis im Bewegenlernen“*. Hamburg 1996. (ISBN 3-9804972-2-4)

¹⁶ HORST TIWALD: *„Im Sport zur kreativen Lebendigkeit. Bewegung und Wissenschaft. Philosophische Grundlegung der Sportwissenschaft“*. Band 2 der *Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e.V.*, Hamburg 2000 ISBN 3-936212-01-5.

Die Sprache wird so zum ‚Nervensystem der Menschheit‘, christlich gesprochen zum ‚Leib Christi‘, der ‚lebensweltlich‘ auch im ‚Sosein‘ alles zu verbinden sucht. Dieses sprachliche Werden, dieses Werden des umfassenden ‚Nervensystems der Gesellschaft‘, dauert als ‚Dasein‘ und ist als ‚Sosein‘ in seinem ‚Fort-Schritt‘ einem ständigen widersprüchlichen Entstehen und Vergehen unterworfen.

Ich bin also suchend in der Bibel angelangt, deshalb die Funde:

im *1. KORINTHER-BRIEF/14* von PAULUS:

"Ich danke Gott, dass ich mehr in Zungen rede als ihr alle. Aber ich will in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit verständlichem Sinn, auf dass ich auch andere unterweise, als zehntausend Worte in Zungen."

und

im *BRIEF DES JAKOBUS/3*:

"Wer aber auch im Wort nicht fehlet, der ist ein vollkommener Mann und kann den ganzen Leib im Zaum halten."

Mit JOHANN GOTTFRIED HERDER gesprochen:

„Sprache ist das Kriterium der Vernunft, wie jeder echten Wissenschaft, so des Verstandes; wer, gesetzt es geschähe durch den feinsten Scharfsinn, sie verwirrt, verwirret die Wissen-

schaft, verwirret den Verstand des Volkes, dem sie gehöret."¹⁷

Im Jahre 484 v. Chr. sagte KONFUZIUS hinsichtlich der Notwendigkeit der „Richtigstellung der Begriffe“:

„Der Edle lässt das, was er nicht versteht, sozusagen beiseite. Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht Moral und Kunst nicht; treffen die Strafen nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen.

Darum Sorge der Edle, dass er seine Begriffe unter allen Umständen zu Worten bringen kann und seine Worte unter allen Umständen zu Taten machen kann.

Der Edle duldet nicht, dass in seinen Worten irgendetwas in Unordnung ist.

Das ist es, worauf alles ankommt.“

„Was vor allem nötig ist, ist, dass man die Dinge beim rechten Namen nennen kann.“

„Wenn in einem Staat faule Stellen sind, die eine Verwirrung der Begriffe verursachen, so ist ein energisches, klares Wort eine Unmöglichkeit. Dadurch wird aber eine durchgreifende Regierungstätigkeit verhindert.

Und die daraus entspringende öffentliche Unordnung lässt keine Äußerung der wahrhaften geistigen Kultur aufkommen, denn die Verlogenheit dringt ein auch in Religion und Kunst.

Ohne diese Geisteskultur ist aber auf der anderen Seite eine gerechte Justizverwaltung unmöglich, und dadurch entsteht eine allgemeine

¹⁷ JOHANN GOTTFRIED VON HERDER: „Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“. (1799) Wien 1820, Seite 416 f

Unsicherheit und Beunruhigung des öffentlichen Lebens.

Darum ist für einen charaktervollen Mann eine unerlässliche Vorbedingung alles Wirkens, dass seine Begriffe alle so beschaffen sind, dass er sie aussprechen kann, und dass seine Worte so sind, dass er sie in Taten umsetzen kann.

Das ist nur möglich bei unbedingter Genauigkeit und Wahrheit.¹⁸

VII.

Es geht mir in meinem Gedanken-Modell also nicht mehr um das Individuum alleine, und sei dies als Person, sondern um die Gemeinschaft von Menschen und um die sprachliche Konservierung von ‚gesellschaftlicher Erfahrung‘. Hier ist letztlich nicht die sich egoistisch einigelnde ‚Selbstliebe‘, sondern die sich öffnende und vereinende ‚Nächstenliebe‘ die Not wendend.

Man darf sich aber deswegen die Zusammengehörigkeit mit dem Anderen nicht nur ideologisch im Kopf einreden, sondern man sollte diese Zusammengehörigkeit ganz und gar in sich selbst finden. Es geht also vorerst und letztlich darum, erlebensintensiv das Andere im Eigenen und dann das Eigene im Anderen zu entdecken.

So schrieb MAX STIRNER:

„Gott und die Menschheit haben ihre Sache auf Nichts gestellt, auf nichts als auf Sich. Stelle Ich denn meine Sache gleichfalls auf Mich, der Ich so

¹⁸ KUNGFUTSE (Übers. RICHARD WILHELM): „Gespräche“ (Lun Yü). Buch 13/3. Jena 1921

gut wie Gott das Nichts von allem Andern, der Ich mein Alles, der ich der Einzige bin.

Hat Gott, hat die Menschheit, wie Ihr versichert, Gehalt genug in sich, um sich Alles in Allem zu sein; so spüre Ich, dass es **Mir** noch weit weniger daran fehlen wird. Und dass Ich über meine ‚Leerheit‘ keine Klage zu führen haben werde. Ich bin [nicht] Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem Ich selbst als Schöpfer Alles schaffe. Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist.“ (S. 5)

STIRNER schließt sein Buch mit den Worten:

„Das Ideal ‚der Mensch‘ ist **realisiert**, wenn die christliche Anschauung umschlägt in den Satz: ‚Ich, dieser Einzige, bin der Mensch‘. Die Begriffsfrage: ‚was ist der Mensch?‘ – hat sich dann in die persönliche umgesetzt: ‚wer ist der Mensch?‘ Bei ‚was‘ sucht man den Begriff, um ihn zu realisieren; bei ‚wer‘ ist’s überhaupt keine Frage mehr, sondern die Antwort im Fragenden gleich persönlich vorhanden: die Frage beantwortet sich von selbst.“(411)

„**Eigner** bin Ich meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als **Einzigen** weiß. Im **Einzigen** kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewusstseins.

Stell’ Ich auf Mich, dem Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen:

Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt.(412)“¹⁹

Diese Gedanken klingen ketzerisch, sie markieren aber das Nadelöhr, durch das alle lippenbekennenden Suchenden eigentlich durch müssten. STIRNERS Gedanken sind meines Erachtens redlich und wahr, obwohl gedanklich schwer zu verdauen und daher nicht für jeden leicht zu tragen, d.h. nicht für jeden erträglich.

VIII.

Dieses Finden des Anderen, des Nächsten, in sich ist zwar als Durchgang notwendig, aber noch nicht hinreichend. Es geht ja letztlich, hinsichtlich der Menschheit insgesamt (auch hinsichtlich der zukünftigen), gar nicht darum, die konkret ‚erreichbare‘ Nächsten-Liebe in sich selbst zu entdecken (es geht letztlich nicht um das im ‚Hier und Jetzt‘ konkret erlebbare ‚Du‘ im ‚Ich‘), sondern, wie FRIEDRICH NIETZSCHE seinen ZATRATHUSTRA sagen lässt, um die ‚Fernsten-Liebe‘.

„Ihr drängt euch um den Nächsten und habt schöne Worte dafür. Aber ich sage euch: eure Nächstenliebe ist eure schlechte Liebe zu euch selber.“

¹⁹ MAX STIRNER: „*Der Einzige und sein Eigentum*“, Leipzig 1845, eig. Oktober 1844) (Reclam Taschenbuch 3057)

Ihr flüchtet zum Nächsten vor euch selber und möchtet euch daraus Tugend machen: aber ich durchschaue euer ‚Selbstloses‘.

Das Du ist älter als das Ich; das Du ist heilig gesprochen, aber noch nicht das Ich: so drängt sich der Mensch zum Nächsten.

Rate ich euch Nächstenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Nächsten-Flucht und zur Fernsten-Liebe!

Höher als die Liebe zum Nächsten steht mir die Liebe zum Fernsten und Künftigen; höher noch als die Liebe zum Menschen gilt mir die Liebe zu Sachen und Gespenstern.

Dies Gespenst, das vor dir herläuft, mein Bruder, ist schöner als du; warum gibst du ihm nicht dein Fleisch und deine Knochen? Aber du fürchtest dich und läufst zu deinem Nächsten.²⁰

Der ‚Nächste‘ ist mir als Anderer wechselwirkend ganz konkret ‚gemein‘ und ich kann ihn daher auch in mir als eine soseiende Zusammengehörigkeit, als verbundenes aber doch gegenstehendes ‚Anderes‘, als ‚Du‘, finden.

‚Entferntere‘ sind mir aber, ab einer gewissen raumzeitlichen Ferne, nur ‚allgemein‘, d.h. über die verbindende Sprache gegeben.

Je umfassender die Liebe, um so mehr muss daher die Liebe von der Sprache gerichtet sein, damit sie nicht (nebulös anbetend) sich selbst im ‚Dasein‘ verzehrt, sondern im ‚Hier und Jetzt‘ auch lebensweltlich zur verantwortungsvollen Tat kommt.

²⁰ FRIEDRICH NIETZSCHE: „Also sprach Zarathustra – Ein Buch für Alle und Keinen.“ Abschnitt: „Von der Nächstenliebe“. (Reclam Taschenbuch)

Die Liebe will letztlich nicht in der Oase einer um sich gesammelten Gruppe als Nächstenliebe fest gehalten, sondern sie will letztlich ‚nachhaltig‘ politisch werden.

Am Anfang und am Ende ist also das Wort, das aber wiederum aus der ‚gemeinen‘ Tat kommt und zur ‚allgemein‘ umfassenden Tat leitet.

Insofern machte die gemeine ‚wortschaffende Tat‘ den Anfang und das all-gemein ‚Tat gewordene Wort‘ leitet Menschen verbindend in die Ferne.

Zur ‚opfernden‘ Tat, die Eigenes und Nahes zu Gunsten des Fernen ‚politisch‘ zurückstellen kann, kommt es aber nur dann, wenn man nicht nur ein so-seiendes Wort im aufgeklärten Kopf ‚hat‘, sondern wenn man auch in seiner praktischen Politik von da-seiender Liebe erfüllt ‚ist‘.

Der ‚aufgeklärte‘ Weg zur Hölle ‚hat‘ nämlich ein Pflaster aus ‚guten Worten‘ in Form von lippenbekennenden ‚guten Wünschen‘ und ‚guten Vorsätzen‘.

IX.

Am Anfang ist also das ‚Wir‘. Das ‚Du‘ ist älter als das ‚Ich‘. Die Erkenntnis des Soseins des Anderen geht der Erkenntnis des Soseins des Eigenen voraus. Das gründliche ‚Begegnen‘ mit dem Anderen, mit der Welt, ist Voraussetzung einer gründlichen Selbsterkenntnis. Wo bei das Eigene sich auch in dem Maße erkennt, in welchem es sich selbst in der Tat kreativ tätig variiert und

dabei entdeckt, was am Eigenen auch alles ‚anders‘ sein könnte.

Im Begegnen mit der Welt setzt sich ‚für ein sich selbst noch nicht gesetztes Ich‘ (aus dem fundamentalen ‚Wir‘ heraus) vorerst ein soseiend gegenstehendes dialogisches ‚Du‘.

Das fundamentale ‚Wir‘ ist also früher als das ‚Du‘ und das selbstbewusste ‚Ich‘ wird erst später als das ‚Du‘.

Es geht also im Entfalten des Selbstbewusstseins nicht darum, aus dem erreichten ‚Fort-Schritt zur Selbsterkenntnis‘ wieder zurück zu flüchten und ‚rückfällig‘ dem ‚Du‘ (als dem bereits Begegneten) ‚anzuhängen‘. Es geht daher nicht darum, in einer ‚Ich-Scheu‘, d.h. in einer ‚Selbst-Verantwortungs-Scheu‘, in das bereits ‚bekannte‘ und bergende ‚Du‘ zurück zu flüchten, wovor NIETZSCHE seinen ZARATHUSTRA warnen lässt.

Es geht mit STIRNER vielmehr darum, das ‚Ich‘ mutig selbst zur Geburt zu bringen, selbst Verantwortung zu übernehmen und zu tragen:

„Erkenne Dich selbst!“

oder, wie STIRNER redlich anmahnte:

„Stell‘ Ich auf Mich, dem Einzigen, meine Sache“.

Die daseiende ‚Identität‘ mit Allem ist als ein fundamentales ‚Wir‘²¹, wie VIKTOR VON WEIZSÄCKER aufgezeigt hat, der fundamentale Beginn dieses Weges. Dieses ‚Wir‘ begleitet auch den Weg ständig als dessen fundamentale Kraft.

Es geht daher im ersten Schritt gar nicht darum, zu fragen, wie das ‚Ich‘ zum ‚Du‘ oder wie das ‚Du‘ zum ‚Ich‘ kommt, sondern wie sich das gründliche ‚Wir‘ als eine ‚Kommunion‘, als eine ‚Kohärenz‘, sich zum gegenstehenden ‚Dialog‘ mit dem erstgebürtigen ‚Du‘ entfaltet, und wie aus diesem dialogischen ‚Begegnen‘ mit dem ‚Du‘ das ‚Ich‘ sich dann selbst ‚bestimmt‘, sich selbst ‚kennen lernt‘, schließlich auch ‚erkennt‘ und sich ‚selbstbewusst‘ und trotzdem ‚liebend‘ dem ‚Du‘ entgegengesetzt.

Nicht das ‚Ich‘ setzt sich zuerst selbst und setzt erst danach, weil es einen Widerstand braucht, das ‚Nicht-Ich‘ als das ‚Andere‘, als die Welt, wie JOHANN GOTTLIEB FICHTE meinte, sondern das ‚Nicht-Ich‘ (als das ‚Du‘) ist als der Halt gebende und bergende Widerstand zuerst.

Dieser ‚haltende‘ Widerstand des Anderen ist älter als das gegen dieses ‚Andere‘ geborene ‚Ich‘.

Mit HERDERS ‚Dialektik‘ gesprochen wäre das fundamentale ‚Wir‘, als das ‚Sein‘, als die gründliche ‚Identität‘ mit

²¹ vgl. PAUL CHRISTIAN: *„Das Personverständnis im modernen medizinischen Denken“*. In: DIETER WYSS: *„Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart“*. Göttingen 1972

Allem (das aber keineswegs ein fertig Abgeschlossenes und Abgemessenes ist) die ‚These‘.

Diese These würde sich dann, über das Begegnen des negativ ‚Anderen‘, zum werdenden Dialog von ‚Du und Ich‘ (als der ‚Antithese‘) unterscheiden und ‚weiten‘.

Aus ‚Eins‘ wird ‚Zwei‘, wodurch es ‚Drei‘ gibt.
Im chinesischen Denk-Modell würde dies bedeuten: Aus dem *Wuji* (der Leere) wird *Yin* und *Yang* geboren, die zusammen das *Taiji* bilden. Wodurch es dann ‚Drei‘ gibt: *Taiji*, *Yin* und *Yang*.

In diesem werdenden ‚Dialog‘ kommt nun das ‚Du‘ zuerst ‚zur bewussten Welt‘ und erst danach, sich selbst emanzipierend, das ‚Ich‘ selbst.

Nun würde nach HERDERS Dialektik jedoch als Viertes die alles verbindende, höher hebende und alles unbeschadet aufbewahrende ‚Synthese‘ folgen.

Diese würde den ‚Dialog‘ von ‚Ich und Du‘ zu einem neuen Ganzen binden und ihn, sich selbst im ‚Grund‘ des Seins bewahrend, emporheben.

Alle drei Positionen, ‚Wir‘, ‚Du‘ und ‚Ich‘ würden in dieser Synthese unbeschadet aufbewahrt bleiben, während als ‚Synthese‘ selbst das zur Welt gebracht werden würde, was NIETZSCHE als ‚Fernsten-Liebe‘ (als lebensweltlich umfassende ‚Bindung‘, als Aus-Richtung) seinen ZARATHUSTRA sprachlich ‚an die Wand malen‘ lässt.

Aus Eins ist als eine neue Einheit dann Vier geworden.

Anmut, Grazie und Würde

I.

Bei der Frage nach der Bedeutung der Wörter ‚Anmut‘ und ‚Würde‘ geht es darum, zu unterscheiden zwischen:

- dem ‚anmutig‘ harmonischen Ausleben der ‚eigenen‘ Individualität, d.h. ihrer selbständigen ‚Neigung‘,
- und dem ‚würdigen‘ Befolgen eines von außerhalb, von einem ‚Anderen‘ herkommenden ‚Sinns‘, der sich in einem ‚Einstell-Wirken‘ als ‚Pflicht‘ über unsere individuelle ‚Neigung‘ stellt.

Einerseits sind wir als individueller Mensch etwas selbständig ‚Eigenes‘, andererseits gehören wir aber zu einem umfassenden ‚Anderen‘, das uns auch ‚einstellt‘ und uns als ein ‚Soll‘²² Pflichten auferlegt und Solidarität abfordert. Wir sind ‚Element‘ eines uns umfassenden und uns ‚bergenden‘ Systems.

II.

Das Wort ‚Element‘ hat eine doppelte Bedeutung:

²² VIKTOR VON WEIZSÄCKER hat in seinem „Gestaltkreis“ die auf das „So-Sein“ hin orientierte Einheit von „Wahrnehmen und Bewegen“ und in seiner „Pathosophie“ die auf das „Wert-Sein“ hin orientierte Einheit von „Leidenschaft und Bewegen“ herausgearbeitet.

Mir geht es bei der „Lebendigkeit“, als Ergänzung dieser beiden „Gestaltkreise“, um die auf das „Da-Sein“ hin orientierte Einheit von „Achtsamkeit und Bewegen“.

Zum Thema des inneren Zusammenhanges der von VIKTOR VON WEIZSÄCKER dargestellten fünf „Pathischen-Kategorien“, von „Dürfen“, „Müssen“, „Wollen“, „Sollen“ und „Können“ vgl. VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „Pathosophie“, Göttingen 1956.

- einerseits meint es etwas Fundamentales, das eine selbständige Qualität hat, aus der dann erst Komplexeres zusammengesetzt wird, und das nach Zerfall des übergeordneten Ganzen dessen Tod übersteht und dann selbständig weiter existiert;
- andererseits meint es etwas, was von einem es umfassenden Ganzen her gebunden ist, diesem dient und von diesem auch dominiert wird. Es ist aus dieser Sicht dann ‚bloß‘ Glied eines Ganzen.

In diesem unterschiedlichen, oft auch widersprüchlichem Gebrauch liegt allerdings eine objektiv vorhandene Komplementarität verborgen.

Die beide Bedeutungen des Wortes ‚*Element*‘ bilden daher eine dialektische Einheit, die in zwei Extreme zerrissen werden kann:

- auf der einen Seite in die ‚atomistische‘ Betrachtung, die Elemente total isoliert und dann als ‚Atome‘ zu den Bausteinen einer kombinatorisch konstruierten Welt macht;
- auf der anderen Seite dagegen in eine Verabsolutierung des Ganzen, das bis zu seinen kleinsten Gliedern hin hierarchisch geschichtet und von oben her als absolute Ordnung alles deterministisch bindet, wodurch jede Freiheit innerhalb des Ganzen schwindet und alles nur deterministisch/teleologisch gedacht werden kann.

Eine dialektische Betrachtung, welche die Einheit von Element und System nie absolut zerreißt, sondern von einem allseitigen Wechselwirken und Widerspiegeln aus

geht, kommt zu anderen Gedanken. Zum Beispiel zu der Ansicht, dass das ursprüngliche Ganze ein vollkommen Freies, d.h. Ungeordnetes war, in welchem alles ‚gleich‘ und zufällig ist, wie es etwa das Streben von Gas-Molekülen, sich im geschlossenen Raum gleich zu verteilen, vermuten lässt. Durch dieses Streben wird nämlich die Wahrscheinlichkeit, an einem bestimmten Ort (in einem geschlossenen System!) ein Gas-Molekül anzutreffen, letztlich für jeden Ort gleich. Letztlich wäre dann nicht einmal mehr eine chaotisch bruchstückhafte Ordnung zu erkennen, die noch ansatzweise ungeordnete Wahrscheinlichkeiten zeigen würde.

Der ‚Zufall‘ als dieses vollkommen frei bewegte, aber ‚offene‘ Verhältnis ist daher etwas anderes als das ‚Chaos‘, das, in diesem Gedanken-Modell, dann eintritt, wenn ein Ganzes zerfällt und die Bruchstücke jenes Ganzen dann nur mehr für sich selbst eine ‚eigene‘ Ordnung sind. Sie tragen dann aber auch noch etwas von der ‚anderen‘ Ordnung des früheren Ganzen (des ‚Anderen!‘) bruchstückhaft in sich, suchen vielleicht auch eine Halt gebende neue Ordnung (ein ‚Anderes‘) und torkeln dabei herum wie aufgeschreckte Hühner oder desorientierte Massen, deren bruchstückhafte Ordnung ihres Bewegens nicht mehr als ein Ganzes zu kalkulieren ist.

Das ‚zufällige‘ und ‚freie‘ Bewegen ist in diesem Gedanken-Modell daher einerseits vom ‚chaoti-

schen' Bewegungen und andererseits vom ‚geordneten' Bewegungen zu unterscheiden.

Wenn man das ‚absolut freie' Bewegungen (als fiktiven Anfang) und die ‚absolut geordnete' Bewegung (als fiktives Ende) als die beiden ‚absoluten' Extreme wiederum gedanklich aus der Realität ausscheidet, dann bleibt ein mehr oder weniger geordnetes, d.h. ‚wahrscheinliches' Bewegungen übrig, das als eine dialektische Einheit von Freiheit und Ordnung:

- entweder akzentuiert Ordnungen auflösend, d.h. vorerst chaotisierend, dem freien Zufall (entropisch) zufällt;
- oder akzentuiert Ordnungen aufbauend einer umfassenden Ordnung (neg-entropisch, bzw. ektropisch) zustrebt.

III.

Im Folgenden möchte ich in meinem bewegungswissenschaftlichen Modell verdeutlichen, wie ich die Wörter, ‚Anmut', ‚Grazie', ‚Würde' gebrauche, die im Anschluss an FRIEDRICH SCHILLER (in seinem IMMANUEL KANT folgenden Denken) in die Bewegungswissenschaft, insbesondere in die Gedanken der rhythmischen Erziehung, eingebracht wurden.

Für das Erläutern dieses Vorhabens sind mir, wie schon angedeutet, folgende Aspekte meines bewegungswissenschaftlichen Modells hilfreich:

Jedes gegebene ‚Individuelle‘ ist:

- einerseits selbst ein Ganzes (ein Holon oder ein System),
- andererseits kann es auch gleichzeitig Element oder Glied eines umfassenderen ‚anderen‘ Ganzen sein.

Nehmen wir, um das weitere Erläutern zu erleichtern, an, dass dies der Fall sei und dass alle Ganzen miteinander in einem wechselseitigen Widerspiegelungs- und Wechselwirkungs-Zusammenhang stehen, ohne hier diese Annahme weiter zu differenzieren und zu problematisieren.

Jedem ‚Ganzen‘ kommt dann:

- einerseits, wenn es seinen ‚Element-Aspekt‘²³ (als seine ‚eigene‘ Individualität) betont, zu, ein selbständiges Element zu sein, das in sich weitere Elemente besitzt, für die es dann aber ein ‚System-Sein‘ hat. In diesem ‚System-Sein‘ verordnet es Werte, die dafür sorgen sollen, es selbst als ein Ganzes in seiner Existenz zu schützen. Es wirkt in dieser Hinsicht auf seine eigenen Elemente (aber auch auf äußeres Anderes) ein und ist dabei bemüht, seine Elemente auf sich selbst hin dienend ‚einzustellen‘. Das Element realisiert also hinsichtlich seiner eigenen Elemente ein spezifisches bzw. egoistisches ‚Einstellwirken‘. Es verlangt von seinen Elementen gegebenenfalls auch ein ‚altruistisches‘, ein auf etwas ‚Anderes‘ bezogenes dienendes ‚Opfern‘ der ‚eigenen‘ selbsterhaltenden Werte.
- da es aber selbst gleichzeitig Element eines umfassenderen Ganzen ist, wird es auch von Fall zu Fall

²³ vgl. HORST TIWALD: „*Impulse und Modelle sportwissenschaftlichen Denkens*“, Ahrensburg 1974, ISBN 3-88020-027-0

von diesem her über dessen ‚Einstellwirken‘ spezifisch ‚gefordert‘.

Dies kann dazu führen, dass Elemente hinsichtlich ihrer Doppelfunktion in Werte-Konflikte kommen. Als jeweils individuelles Element sind sie ja, wie schon aufgezeigt, einerseits ein individuell ‚selbst-ständiges‘ System, andererseits sind sie aber als Glied eines umfassenderen Systems bloß dessen ‚gebundenes‘ Element.

Wenn man bedenkt, dass ein Element gleichzeitig auch mehreren Systemen angehören kann, wie ein Mensch mehreren Vereinen, dann kompliziert sich der Werte-Konflikt erheblich.

IV.

Ist das individuelle Ganze hinsichtlich seiner inneren Konflikte zu seinen eigenen Elementen hin in Einklang, bzw. in Harmonie, wie es oft heißt, und trifft dies auch für sein Element-Sein hinsichtlich des es umfassenden Ganzen zu, dann ist es in relativem ‚Gleichgewicht‘ und kann sich mehr oder weniger in einem harmonischen ‚Rhythmus‘ verweilend bewegen.

Die ‚Kreativität‘, Konflikte einerseits ‚gewandt‘ ausbalancieren, andererseits ‚geschickt‘ lösen zu müssen, ist nicht besonders gefordert.

Den Ausdruck der Verfassung dieses rhythmischen Einklangs (innerhalb der geschlossenen

Grenzen der eigenen Natur dieses individuellen Ganzen!) nennt man *„Anmut“*, dessen Umsetzung ins Bewegen dann *„Grazie“*.

Die *„Grazie“* ist bewegter Ausdruck der eigenen *„Neigung“* dieses Ganzen, welches alles in Einklang gebracht, bzw. sich *„zu eigen gemacht“* hat, und nun gleichsam alles aus sich heraus seiner jeweiligen Verfassung gemäß realisiert.

Der Mensch tut in diesem Falle wozu er *„neigt“* und was er *„wie selbstverständlich“* auch *„kann“*.

In der *„Grazie“* erscheint daher das, was für das *„Eigene“* wesentlich *„ist“*, nicht aber unbedingt das, was man hinsichtlich eines *„Anderen“* problemlösend *„tut“*, sofern man sich dieses Andere noch nicht *„zu eigen“* gemacht, bzw. noch nicht *„einverleibt“* hat.

Was der Mensch in seiner *„Grazie“* anmutig realisiert, erscheint daher auch als *„schön“*.

Anders ist es, wenn vom umfassenden Ganzen her einstellwirkend die *„Pflicht“* ruft. Hier fordert die unmittelbar rufende *„gemeine“* oder die schon selbständig zur Sprache gebrachte und dadurch *„selbst-verständlich“* gewordene *„all-gemeine“* Pflicht als ein *„Soll“*. Ein Zweck ist zu erfüllen.

Das andere Ganze mutet hier dem Individuum nun zu, sich in einer Meta-Position über seine eigene individuelle *„Neigung“* zu stellen.

Es appelliert an seine ‚Freiheit‘, von einer ‚erhabenen‘ Position her, den Konflikt zu Gunsten des übergeordneten Ganzen zu lösen.

Oft wird dabei aber auch etwas gefordert, was man eigentlich nicht oder noch nicht ‚kann‘. Das ‚Soll‘ überschreitet dann das ‚Kann‘, bzw. das ‚Können‘ des Elementes.

Es wird dann vom umfassenden ‚Anderen‘ her von mir ‚gefordert‘, mich in der Erfüllung einer ‚Pflicht‘ nicht nur über meine individuelle ‚Neigung‘ zu ‚erheben‘ und etwas ‚Erhabenes‘ zu tun, sondern in meinem ‚Leisten‘ auch an meine ‚Grenzen‘ heran zu gehen, um, mich fortentwickelnd, diese vielleicht auch überschreiten zu ‚können‘.

Dieses dem Ganzen förderliche ‚Erhabene‘ wird also oft auch an der Grenze des ‚Könnens‘ gefordert. Das dann Realisierte ist daher nicht mehr unbedingt noch ‚schön‘, dafür ist es aber menschlich ‚groß‘.

Dieses ‚Große‘ zeigt beim ‚Opfern‘ eigener Werte und im Begegnen mit eigenen ‚Grenzen‘ dann auch ‚Würde‘.

Das ‚Schöne‘ ereignet sich dagegen dann, wenn sich im Rahmen der ‚Freiheit des Dürfens‘ das ‚Können‘ spielend in ‚Anmut und Grazie‘ realisiert. Es erkundet und nutzt dann diesen ‚Spielraum‘ im freien Spiel seiner Kräfte, im variantenreichen Bewegen, ohne durch einen fordernden ‚Zweck‘, durch ein von Außen eindringendes (noch nicht

‚einverleibtes‘) ‚Soll‘, gebunden zu werden. Im isolierten Spielraum geht es dann darum, das ‚Selbstsein‘ im ‚zweckfreien‘ Tun mehr oder weniger ‚künstlich‘ auszuleben. Dieser Spielraum vermittelt daher das Erleben:

- einerseits ‚frei von‘ fordernden äußeren Zwecken oder fremden Bestimmungen zu sein;
- andererseits aber selbst auch ‚frei für‘ kreative Entscheidungen im variierend ‚künstlichen‘ (nicht lebensweltliche geforderten) Spiel zu sein.

Ganz anders ist es, wenn vom ‚Anderen‘ her das Leben zur ‚Arbeit‘ oder zum ‚Kampf‘ ruft. Hier dominieren dann über den Spielraum hinausweisende Zwecke und Bedingungen, an denen sich das eigene Tun in der lebensweltlichen Praxis als ‚zweckmäßig‘ bewähren ‚soll‘ oder sogar, die akute Not wendend, auch ‚muss‘.

V.

Nun kann aber der Mensch selbst wiederum als ein noch werdendes Ganzes betrachtet werden. Aus dieser Sicht wird der Mensch ein selbständiges Ganzes in dem Maße, wie es ihm gelingt, seine eigenen Elemente, z.B. seine mit der Umwelt selbständig korrespondierenden biologischen Bedürfnisse (als sein ‚Es‘) und seine in ihm schon verinnerlichten gesellschaftlichen Erwartungen (als ein die werdende Individualität forderndes ‚Soll‘), ‚gewandt‘ auszubalancieren und ‚geschickt‘ zu beherrschen.

So gesehen befindet sich dann der ‚unfertige‘ Mensch noch gar nicht in einem ‚selbständigen‘ Begegnen mit dem ihm real übergeordneten gesellschaftlichen Ganzen (in einer unmittelbaren Praxis), sondern bloß in einer ‚inneren‘ Zerreißprobe zwischen seiner ‚natürlichen Landschaft‘ (dem ‚Es‘) und der ‚verinnerlichten Landkarte‘ (dem gesellschaftlichen ‚Über-Ich‘).

Sein aufkeimendes ‚Ich‘, eingequetscht zwischen diesen beiden Mühlsteinen, zwischen

- der ‚Landschaft‘ seiner individuellen „Natur“
- und den in der Sozialisation von außen in ihn hineinprojizierten Erwartungen der ‚Anderen‘ (der ‚Kultur‘) als einer ihm noch fremden ‚Landkarte‘,

muss erst werden.

Hier gibt es noch keine ‚Anmut‘ und keine ‚Grazie‘, da noch kein selbständiges Ganzes existiert, dass als ein Selbständiges auch relativ ‚frei‘ wäre.

Es ist weder relativ ‚frei von‘ dominierenden Fremdeinflüssen, noch ist es relativ ‚frei für‘ selbständige Entscheidungen und Entschlüsse.

Es geht also vorerst darum, das ‚Andere‘ in sich zu erkennen. Dies allerdings in zwei Richtungen:

- einerseits hinsichtlich des die werdende Individualität dominieren wollenden ‚Es‘, also hinsichtlich seiner eigenen Natur als der konkreten ‚Landschaft‘;
- andererseits aber auch hinsichtlich der hineinprojizierten gesellschaftlichen Fremdbestimm-

mungen, die in Sprache gebunden und als Wissen aus Zweiter Hand abstrakt ‚all-gemein‘ verpackt sind.

Im „Erkenne-Dich-selbst“ geht es dann aber:

- nicht nur darum, diesen inneren Zweifrontenkrieg zu beachten, ihn ‚gewandt‘ auszubalancieren und ihn ‚geschickt‘ relativ zu beherrschen;
- sondern es geht insbesondere auch darum, in der praktischen ‚Tätigkeit‘ selbst einen ‚selbständigen‘ und unmittelbaren Kontakt zum konkret ‚Anderen‘ in der Praxis aufzubauen.

Im Selbsterkennen geht es daher auch darum, das fremdbestimmt verinnerlichte ‚All-Gemeine‘ in der unmittelbaren Begegnung mit dem konkret ‚Gemeinen‘ auf den Prüfstand der Praxis und dann selbstständig ‚zur Sprache zu bringen‘.

VI.

Wie geht’s weiter? Es geht nach wie vor um die Fragen:

- *„Was ist ein Element als ein Individuum?“*
- *„Wie wird aus wechselwirkenden Individuen eine sie umfassende Ganzheit, z.B. ein Tanzpaar oder ein Team gebildet?“*
- *„Was ist das die Individuen, z.B. in einem Team, verbindende ‚Gemeine‘, das den verschiedenen Elementen ‚unmittelbar‘ erreichbar ist, d.h. das ihnen wie ein aktuelles ‚kollektives Unbewusstes‘ (sie spezifisch beeinflussend) als das umfassende ‚Anderer‘ unmittelbar ‚gemein‘ ist, sie einstimmt und leitet, ihnen im ‚Hier und Jetzt‘ auch ‚gegenwärtig‘ ist?“*

PASCUAL JORDAN²⁴ schrieb zu diesem Thema:

„Vielleicht sind aber auch jene Fälle viel ausgeprägterer Individuation, welche wir einerseits in der organischen Natur, andererseits bei den Sternen und Sternsystemen begegnen, wesentlich mikrophysikalisch bedingt. In Bezug auf die organische Welt behauptet dies die ‚Verstärkertheorie der Organismen‘; in bezug auf die Individuen der Astronomie ist es denkbar hingestellt durch die Theorie der Sternentstehung, welche der Verfasser vorgetragen hat, und welche ausagt, dass diese Vorgänge grundsätzlich ähnlichen Charakters seien, wie die a-kausalen, nur statistisch vorausbestimmten Einzelvorgänge der Mikrophysik.

*Man könnte, sofern diese Theorie sich wenigstens in diesem grundsätzlichen Zuge bewähren wird, geradezu eine vertiefte naturwissenschaftliche **Definition** des Begriffs Individuum darauf gründen. **Ein Individuum (oder eine Ganzheit) ist ein Gebilde, dessen Gesamtverhalten Auswirkung eines quantenphysikalischen Einzelereignisses ist.** Dabei kann es sich (wie beim Kristall, und vermutlich beim Stern) um ein der **Entstehung** zugrunde liegendes Einzelereignis handeln, oder, wie beim Organismus, um eine fortdauernde **Steuerung** durch Einzelereignisse.*

*Diese Feststellungen, welche das **Plancksche Wirkungsquantum** für die eigentliche Wurzel*

²⁴ Siehe zu diesem Thema: PASCUAL JORDAN: „Verdrängung und Komplementarität – Eine philosophische Untersuchung“, Hamburg-Bergedorf 1947, 2. Aufl. 1951

*aller in der Natur auftretendes Individuation erklären, bringen somit auch den **Komplementaritäts**-Begriff in unlösliche Verbindung mit diesem Begriff des Individuums; und wir haben andererseits gesehen, dass Komplementaritätsverhältnisse in der Tat auch dort entscheidend sind, wo es sich um die psychologische Seite des uns beschäftigenden Urphänomens handelt.*

Wenn wir die Worte Person und Komplex in gleichem Maße als Andeutungen des Gemeinten bezeichnen, so nehmen wir damit die oben besprochene These wieder auf, dass die ‚Komplexe‘ der Psychoanalyse als schwächere oder unvollständig, fragmentarisch ausgebildete Teilpersönlichkeiten anzuerkennen seien – grundsätzlich gleich denen, die uns bei seltenen Fällen voll entwickelter Persönlichkeitsspaltung begegnen.“ (145 f)

„Als Grundlage der psychologischen Komplementaritäten haben wir oben die Einheit der Persönlichkeit erkannt – die geschlossene Persönlichkeit A kann nicht meinen, sie sei statt dessen B; oder sie kann nicht zugleich reisen wollen und nicht reisen wollen. Kommt nun in einem Menschen mit Persönlichkeitsspaltung – der sich etwa abwechselnd (oder mit verschiedenen Teilen seines Körpers) als A und B betätigt – eine Synthese zustande, so ist dies mit den mikrophysikalischen Verhältnissen so zu vergleichen: Nachdem an einem Elektron zeitweise der Ort q und zeitweise der Impuls p beobachtet wurde, wird drittens statt dessen eine andere Größe [ein gewisses $f(p,q)$] beobachtbar.

Man wird den Grundvorgang der psychoanalytischen Therapie, die Auflösung von Komplexen durch Bewusstmachung, in gleicher Weise auffassen müssen, wie die Synthese zweier Teilper-

sönlichkeiten. Die psychoanalytische Betrachtungsweise sieht den Vorgang zwar unsymmetrisch: sie spricht davon, dass sich die normale Persönlichkeit den Komplex bewusst gemacht hat. Aber grundsätzlich wollen wir ja den Komplex als eine rudimentäre Teilpersönlichkeit ansehen; der Vorgang kann dann auch so bezeichnet werden, dass dem Komplex (dem Kobold) die normale Persönlichkeit bewusst wird (die er aber, wenn er ein höher entwickelter Kobold, also eine richtige Teilpersönlichkeit ist, vorher sehr wohl schon ‚von außen‘ gekannt haben kann)“. (147 f)

‚Einstellwirkung‘ und ‚Empathie‘

I.

Ich nehme Bezug auf den Begriff ‚Einstellwirkung‘ im Sinne von HEINRICH JACOBY, der meinte, dass man ‚erfahrungsbereit‘ mit dem Objekt in ‚unmittelbaren Kontakt‘ kommen müsse, damit das vom Objekt ausgehende ‚Einstellwirken‘ einen erreichen könne. Dies sei zum Beispiel auch beim musikalischen Zuhören wichtig.

Es gibt aber nicht nur dieses besonders das ‚Erleben‘ prägende ‚aesthetische‘²⁵ Einstellwirken des Objektes, welches das ‚nehmende‘ Subjekt erreicht, sondern auch ein die ‚Lebendigkeit‘ des Subjektes führendes ‚poietisches‘²⁶ Einstellwirken des Objektes, das zum Beispiel den Musiker dann erreicht, wenn er in unmittelbaren Kontakt mit seinem Instrument kommt. Ein anderes Beispiel wäre der Bildhauer, der sich im unmittelbaren Kontakt mit dem Stein von diesem ‚sagen‘ lässt, was diesem gerecht wird, oder für den Skiläufer, der auf die Piste „hinhören“ muss.

Diese beiden Einstellwirkungen bilden eine wechselwirkende Einheit, die zum Beispiel im Kampfsport eine ganz besondere Dichte erlangt. Der ‚poietische‘ Kontakt mit dem Gegner entwickelt nämlich erst die Idee des Aus-

²⁵ ‚Das Wort ‚aesthetisch‘ bezieht sich auf das griechische Wort ‚aisthētikē‘, mit dem die ‚Wissenschaft des sinnlich Wahrnehmbaren bzw. der sinnlichen Wahrnehmung‘ bezeichnet wurde. Das im 18. Jahrhundert erfundene Wort ‚Ästhetik‘ bezeichnet dagegen die ‚Lehre vom Schönen‘.

²⁶ Das Wort ‚poietisch‘ bezieht sich auf das griechische Wort ‚poiein‘, das ‚machen‘, ‚verfertigen‘, ‚schöpferisch tätig sein‘ bedeutet.

nützens der sich ‚aisthetisch‘ zeigenden ‚Lücke‘, in welche der kämpferische Akt kreativ hineinfließen kann.

Ein Gleichnis des DSCHUANG DSI²⁷ soll dies veranschaulichen:

„Fürst Huis Koch war damit beschäftigt, einen Ochsen aufzuschneiden. Jeder Schlag seiner Hand, jedes Heben seiner Schultern, jeder Tritt seines Fußes, jeder Stoß seines Knies, jedes Zischen des gespaltenen Fleisches, jedes Sausen des Beiles, alles war in vollkommenen Einklang, - gegliedert wie der Tanz des Maulbeerhains, zusammmentönend wie die Klänge des Khingschau.

‚Wohlgetan!‘, rief der Fürst ‚Dies ist wahrlich Kunstfertigkeit!’

‚Dein Diener‘, antwortete der Koch, ‚hat sich dem Tao ergeben. Das ist besser als Kunstfertigkeit.

Als ich zuerst Ochsen aufzuschneiden begann, sah ich vor mir ganze Ochsen.

Nach dreijähriger Übung sah ich keine ganzen Tiere mehr.

Und jetzt arbeite ich mit meinem Geist und nicht mehr mit meinem Auge. Wenn meine Sinne mich innehalten heißen, aber mein Geist mich weiter antreibt, finde ich meinen Rückhalt an den ewigen Grundsätzen.

Ich folge den Öffnungen und Höhlungen, die gemäß der natürlichen Beschaffenheit des Tieres da sein müssen. Ich versuche nicht, Gelenkknochen zu durchschneiden, geschweige denn große Knochen.

Ein guter Koch wechselt sein Bei einmal im Jahr, - weil er schneidet.

Ein gewöhnlicher Koch wechselt es einmal im Monat – weil er hackt.

²⁷ Vgl. „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“. Deutsche Auswahl von MARTIN BUBER. S. 9-11.

Ich aber führe dieses Beil seit neunzehn Jahren, und obgleich ich viele tausend Ochsen aufgeschnitten habe, ist seine Schneide, als käme sie frisch vom Wetzstein. Denn an den Gelenken sind stets Zwischenräume, und da die Schneide des Beiles ohne Dicke ist, tut dies allein Not, sie in solch einen Zwischenraum zu fügen. Hierdurch wird der Zwischenraum erweitert, und die Klinge findet Ortes genug.

So habe ich mein Beil neunzehn Jahre lang erhalten, als käme es frisch vom Wetzstein.

Dennoch, wenn ich an einen harten Teil gerate, wo die Klinge einem Hindernis begegnet, sammle ich mich in Vorsicht.

Ich hefte mein Auge daran. Ich halte meine Hand zurück. Sanft lege ich die Klinge an, bis der Teil mit dumpfen Laute nachgibt, wie Erdklumpen, die niedersinken.

Dann nehme ich mein Beil heraus, und erhebe mich, und blicke mich um, und stehe still, bis ich endlich mit der Miene des Triumphes mein Beil abtrockne und es sorgsam beiseite tue.'

„Wohl gesprochen!“, rief der Fürst. „Aus den Worten dieses Kochs habe ich gelernt, wie ich für mein Leben Sorge zu tragen habe.“

II.

Dieses ‚Einstellwirken‘ möchte ich nun mit dem, was man unter ‚Empathie‘ versteht, in Zusammenhang bringen.

Mit ‚Empathie‘ wurde, vom gleichlautenden griechischen Wort ausgehend, ursprünglich eine ‚heftige Gemütsbewegung‘, eine ‚Leidenschaft‘, bezeichnet. Damit war ein sehr Wert-betontes Erleben gemeint, ein starkes gefühlsmäßiges Beein-

druckt-Sein, bzw. der begleitende lebendige Ausdruck.

Dieses stark Wert-betonte Erleben kann einerseits zur Isolierung des Subjektes und zu dessen ‚blinder‘ Abschottung von der Umwelt führen, im ‚Gegensatz‘ dazu aber auch zur Öffnung zur Umwelt und zur ‚Einfühlung‘ in diese.

Heute bezeichnet man mit ‚Empathie‘ nicht mehr jede Leidenschaft, sondern nur jene, die zum ‚Einfühlen‘ in die Um- und Mitwelt führt. Gemeint ist damit eine weniger ausdrucksstarke und weniger heftige Form der Leidenschaft.

Die heftigen Formen der Leidenschaft werden heute von den empathischen unterschieden und mit ‚Emphase‘, mit ‚Emphasis‘, d. h. mit ‚Kräftigkeit im Ausdruck‘, in Zusammenhang gebracht.

‚Empathie‘ und ‚Emphase‘ sind zwei Seiten der selben Medaille. Sie bilden eine Einheit, wie Erleben und Lebendigkeit.

‚Empathie‘ ist das Wert-empfangende ‚Erleben‘, ‚Emphase‘ die Wert-sendende ‚Lebendigkeit‘.

In der Kommunikation bildet Empathie die ‚Stärke‘ des Empfängers, seine Fähigkeit hinzuhören, sich einzufühlen, ‚still zu werden‘. Dies aber ohne Einmischung eigener Gefühle. Es geht darum, ‚Epoche‘²⁸ zu üben, das

²⁸ Das griechische Wort ‚Epoche‘ wird hier in seinem eigentlichen Sinn verwendet und meint das ‚Zurückhalten‘. Im Unterschied zu dem uns geläufigen Wort ‚Epoche‘, das ‚Zeitabschnitt‘ meint und dessen zweite

heißt, sich mit Vorurteilen zurück zu halten und sich vom Objekt her ‚einstellen‘ zu lassen, damit man dessen ‚Wesen schauen‘ kann.

In der Epoche ‚lässt man von sich los‘ und wird in einem ‚stillen‘, sich zurückhaltenden unmittelbaren Kontakt ‚Eins‘ mit dem Objekt.

Man ‚lässt zu‘, dass dieses ‚eindringt‘.

Dann setzt man, selbst achtsam ur-teilend, diese ‚ungeschiedene Einheit‘ zum Objekt auseinander. Erst dadurch setzt sich das sich zurückhaltende Subjekt dann ‚da-gegen‘.

Aus dem ‚ungeschiedenen Wir‘ entsteht also vorerst das Objekt als dialogische ‚Du‘, das somit ‚älter‘ erscheint als das zwar ‚setzende‘, aber vorerst noch nicht ‚gesetzte‘ Subjekt ‚Ich‘.

VIKTOR VON WEIZSÄCKER schrieb zu diesem Erleben, das Ausgangspunkt für seine *'Theorie des Gestaltkreises'* war:

"Es handelt sich um einen sozusagen inspiratorischen Augenblick, den ich 1915 im Felde erlebte; einen Augenblick, in welchem sich mir die ursprüngliche Ungeschiedenheit von Subjekt und Objekt gleichsam leiblich denkend offenbart hat. Bei ruhigem Betrachten einer dort hängenden Patronentasche bin ich Patronentasche, und diese ist ich.

Die sinnliche Gegenwart eines äußeren Gegenstandes der aktuellen Wahrnehmung weiß nichts von einer Spaltung in Subjekt und Objekt. Die erkenntnistheoretische Frage, wie das Subjekt in den Besitz des Objekts gelangen, wie das Objekt in das Subjekt Eingang finden könne - diese Fra-

Silbe beim Aussprechen betont wird, wird bei der ‚Epoche‘ (mit der Bedeutung ‚Zurückhaltung‘) die letzte Silbe betont.

*ge ist offenbar sinnlos, wenn jener Zustand des sinnlichen Erlebens ein ursprünglicherer und vor aller Analyse höchst wirklicher ist. Man sieht sofort die Beziehung dieser Inspiration zur Identitätsphilosophie, zum Taoismus. Nehmen wir an, diesem Urerlebnis des Eins-Seins von Subjekt und Objekt stehe das Primat zu, dann wird die Aufgabe der Erkenntnistheorie und der Wahrnehmungstheorie nicht darin bestehen zu erklären, wie das Subjekt zum Objekt komme, sondern wie die Trennung, die Scheidung von Subjekt und Objekt zustande komme."*²⁹

III.

In der ‚Kommunikation‘ ist beides notwendig:

- einerseits die den unmittelbaren Kontakt mit dem Partner ‚verbindende Kommunion‘,
- andererseits der zum Verstehen ‚auseinanderset-zende Dialog‘.

Die Kommunikation wird verbessert, wenn:

- einerseits der jeweilige Empfänger in seinem Er-leben beim ‚Nehmen‘ empathisch empfangsbe-reit ist
- andererseits der jeweilige Sender beim ‚Geben‘ seine Botschaft emphatisch verdeutlicht.

Ich habe zwischen ‚Aufmerksamkeit‘ und ‚Achtsamkeit‘ danach unterschieden, ob die fokussierte Wachheit fremd- oder selbstbestimmt ist:

- ob meine ‚Aufmerksamkeit‘ durch Faszination ‚ge-fesselt‘ wird,
- oder ob ich meine ‚Achtsamkeit‘ selbst ‚richte‘.

²⁹VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Natur und Geist*“. München 1977. S. 68.

In beiden Fällen wird ein ur-sprünglicher Identitäts-Zustand hergestellt, d.h. ein unmittelbarer Kontakt, eine Einheit im ‚Da-Sein‘.

In der ‚Aufmerksamkeit‘ wird diese ‚Einheit im Da-Sein‘ durch Faszination herbeigeführt, die ‚Achtsamkeit‘ schafft dagegen selbständig Präsenz.

Im ersten Fall weckt der Sender mit ‚Emphase‘, im zweiten Fall richtet der Empfänger ‚empathisch‘ seine Wachheit selbst:

- im ersten Fall ‚fällt‘ das ‚Einstellwirken‘ des Objektes über das Subjekt ‚her‘ und ‚bricht‘ in dieses manipulierend ein;
- im zweiten Fall öffnet sich das Subjekt ‚kontaktbereit‘ zum Objekt hin, ‚er-wartet‘ das ‚Einstellwirken‘ des Objektes und lässt jenes kommen.

Das Leben ist so organisiert, dass das ‚Einstellwirken‘ des Objektes³⁰ über ‚Werte‘ an die ‚Empfangsbereitschaft‘ des Subjektes geknüpft ist. Das ‚Wert-Sein‘ des Erlebens spezifiziert auf diese Weise die ‚Empfangsbereitschaft‘, macht diese bereit für das Eindringen des spezifischen äußeren Wirkens.

Ein hungriger Organismus kann leichter durch Nahrung fasziniert und ‚eingestellt‘ sowie durch

³⁰ Wenn man unter ‚Subjekt‘ das versteht, was wirkt, und als ‚Objekt‘ jenes bezeichnet, was die Wirkung des Subjektes erleidet, dann ist die Bezeichnung ‚Einstellwirkung des Objektes‘ sprachlich Unsinn. Der Gedanke der Wechselwirkung verlangt aber, dass, von einem bestimmten Subjekt aus gesehen, dessen Objekt ebenfalls wirkt.

bedingte Reflexe in seiner ‚Reagierbereitschaft‘ auch leichter ‚umgestellt‘ werden, als ein satter.

Das haben PAWLOWS Versuche deutlich gezeigt.

Aber nicht nur die ‚Empfangsbereitschaft‘ wird durch das ‚Wert-Sein‘ spezifiziert, sondern auch die aufmerksame ‚Unterscheidungsbereitschaft‘ des Subjektes, was sich beim Diskriminierungs-Lernen zeigte.

Ratten lernten zum Beispiel in Verhaltens-Experimenten Farbtöne dann schneller unterscheiden, wenn diese zu unterscheidenden Farbtöne

- einerseits mit deutlich verschiedenen Werten (Lust-Unlust) besetzt,
- andererseits diese Werte für die aktuelle ‚Empfangsbereitschaft‘ auch relevant waren.

Auf unbewussten Ebenen laufen eine Fülle derartiger Prozesse und betten unseren Organismus das Leben erhaltend in seine Umwelt ein.

Das Überführen der fremdbestimmten ‚Aufmerksamkeit‘ in selbstbestimmte ‚Achtsamkeit‘ ermöglicht es, unsere antwortende ‚Reaktionsbereitschaft‘ in eine selbständige ‚Frage- und Aktionsbereitschaft‘ zu überführen.

Dadurch können Grundlagen für eine Frage-Haltung und das notwendige kreative Handeln gelegt werden.

Es geht dabei um das auf die Natur und die Praxis ‚hin-hörende‘ Über-Leben des Menschen.

Kommunion und Dialog

Ich betrachte die Ursphäre als jene Sphäre, in der die Sprache immer wieder neu geboren wird. Es geht hier immer wieder um ein im ‚Selbst‘ ständiges ‚Richtigstellen der Begriffe‘ durch Begegnen mit Tat-Sachen (dinglichen und menschlichen), mit denen man einerseits im Einswerden in ‚Kommunion‘ ist, andererseits im unterscheidenden Auseinander-Setzen in einem praktisch tätigen ‚Dialog‘ gegenseitig ‚tauscht‘. Dies ist und bleibt ein wesentlicher Zug des gesunden Hausverständes.

Unser ‚selbst-ständiger‘ (d.h. der im ‚Selbst‘ stehende) Hausverstand ‚unterscheidet‘, ‚bestimmt‘ das Unterschiedene und schafft so die Grundlagen für das verbindende ‚Beschreiben‘. Wobei das ‚Bestimmen‘ besonders zu beachten ist. ‚Bestimmen‘ bedeutet hier, dem Unterschiedenen symbolisch eine ‚Stimme‘, ein Wort geben, d.h. vorerst das Unterschiedene in einem innerlich-körperlichen Artikulieren zu ‚beschallen‘ und so ‚zum Wort zu bringen‘, um es im ‚Beschreiben‘ dann auch ‚zur Sprache bringen‘ und mit andern Wörtern ‚ab-stimmen‘ und ‚verbinden‘ zu können.

Das Wort ‚gesund‘ wird hier nicht als Bezeichnung für die Negation von ‚krank‘ gebraucht.

‚Gesund‘ nimmt vielmehr Bezug auf das, was wir ‚Selbstheilungskräfte‘ nennen, die stark oder schwach sein können. ‚Krank‘ meint dagegen eine Verletzung des Organismus oder einen Befall von destruktiv wirkendem

Fremden, das von außen (z.B. als Bakterien oder Viren) oder von innen (als krankmachende Gedanken) den Organismus destruktiv ‚fremd-bestimmt‘.

- ‚Krankheit‘ meint dann eine ‚Un-Stimmigkeit‘ bzw. eine Bedrohung der ‚Stimmigkeit‘ der Organe innerhalb des Organismus.
- ‚Gesundheit‘ ist aus dieser Sicht in gewisser Weise die ‚Beweglichkeit der Selbstheilungskräfte‘.

Diese Beweglichkeit wird wiederum durch mit dem Körper ‚ab-gestimmte‘ Beanspruchungen erhalten, auch des geistig-sprachlichen Beanspruchens. Die ‚Beweglichkeit der Selbstheilungskräfte‘ ist nach der Geburt und am Ende des Lebens geringer als in der Mitte. Wie weit sie sich ihrer Chance nach während des Lebens entfalten, das hängt vom ‚stimmigen‘ Beanspruchen des Organismus ab. Wer sich permanent (von außen oder innen) unterfordert, dessen ‚Gesundheit‘ verringert sich genau so, wie die ‚Gesundheit‘ desjenigen, der sich permanent überfordert und Raubbau an den ‚Selbstheilungskräften‘ betreibt. Sei dies körperlich oder sprachlich-geistig.

Für das Entfalten der individuellen ‚Gesundheit‘ sind daher jene Grenzen des ‚Stimmig-Seins‘ zu finden, die den individuellen WEG definieren, d.h. die das Feld des ‚stimmigen‘ Beanspruchens ‚beschreiben‘.

Der gesunde Hausverstand, der sich insbesondere noch bei Kindern zeigt, ruht auf einem unmittelbaren Begegnen.

Diese Kommunikation erster Ordnung (als eine Einheit von Kommunion und Dialog) ist die Grundlage, um das uns begegnende ‚Gemeine‘ zu ‚bestimmen‘, d. h. ihm eine Stimme, ein Wort zu geben. Über dieses (dingliche und menschliche) Begegnen gelingt es uns, das uns konkret ‚Gemeine‘ des ‚Ereignen‘ zu erfassen.

Im praktischen (dinglichen und menschlichen) Dialog kreist man dann um dieses konkret ‚Gemeine‘ des gemeinen ‚Ereignen‘ und deckt dabei das mehrperspektivische (raumzeitlich umfassende und offene) ‚Geschehen‘ auf.

Ich unterscheide also und ‚bestimme‘ mit dem Wort ‚Ereignen‘ das, was dem jeweiligen Dialog-Partner als Gemeines mit dem Anderen spezifisch ‚eigen‘ ist. Dieses ‚Ereignen‘ ist daher ganz spezifisch und perspektivisch in Raum-Zeit geortet.

Das ‚Ereignen‘ ist auf diese Weise ein perspektivischer und relativ oberflächlicher Aus-Schnitt aus dem umfassenden Geschehen, welches (im Sosein) raumzeitlich umfassend und (im Dasein) auch tiefgründig offen ist.

Dieses umfassende ‚Geschehen‘ zeigt sich erst im ‚Umgang‘ des praktischen (dinglichen oder menschlichen)

Dialoges. Hier werden dialogisch Auf- und Grund-Risse erarbeitet, die ein All-Gemeines ‚bestimmen‘. Auf diese Weise wird in einem offenen historischen Dialog der Menschheit (Kommunikation höherer Ordnung) das ‚Gemeine‘ dieses umfassenden Dialoges ‚bestimmt‘, wodurch sich mittels des Wortes bzw. mittels der Sprache das ‚Einstellwirken‘ des Ganzen für das Ganze ‚ereignen‘ und so die Menschheit ‚ganz‘ (das heißt ‚heil machend‘) verbinden kann. Dies zumindest der Chance nach!

Das Wort ‚*Dialog*‘ wird für ganz verschiedene Aspekte des Gesprächs bzw. des Begegnens überhaupt gebraucht. Es lohnt sich daher, immer in Wörter-Paaren zu denken, da der Kontext oft verschiedene Interpretationen zulässt, was zum An-einander-vorbei-Reden verleiten kann. Durch Wörter-Paare wird deutlicher, welche Dimension des Gespräches bzw. des Begegnens gemeint ist.

Wenn nur das Wort ‚*Dialog*‘ gebraucht wird, dann ist nämlich vorerst noch gar nicht deutlich, was damit eigentlich ‚be-stimmt‘, d.h. mit einer Stimme, mit einem Wort belegt wird.

- Ich kann zum Beispiel mit dem Wort ‚*Dialog*‘ den Unterschied zur ‚Kommunion‘ verdeutlichen wollen, wobei der Dialog das Gegenstehen meint, das mittels der Sprache überbrückt wird, die Kommunion dagegen das grundlegende Einssein.
- Ich kann aber auch das Wort ‚*Dialog*‘ dem Wort ‚*Monolog*‘ gegenüberstellen, um damit verdeutlichen wollen, dass beim Monolog der Sender gleichzeitig der Empfänger ist, während beim

Dialog mindestens zwei Gesprächspartner sich gegenüberstehen.

- Ich kann nun aber auch das Wort ‚*Dialog*‘ dafür verwenden, um das dialogische Gespräch vom ‚Streit‘ zu unterscheiden. Hier geht es dann darum, zu verdeutlichen, dass beim Dialog die Kommunion tragend ist, während man im Streit bereit zu sein scheint, jene zu opfern.
- Ich kann dann jede ‚Kommunikation‘ bzw. jedes ‚Begegnen‘ als eine ‚stimmige‘ Einheit von ‚Kommunion‘ und ‚Dialog‘ betrachten, die eben verschieden akzentuiert sein kann.
- Ich kann nun auch entdecken, dass es ein Unterschied ist, sich im Gespräch um die Deutlichkeit der ‚eigenen‘ Mitteilung zu bemühen und dabei bestrebt zu sein, im Gespräch das Gemeinte immer mehr auf den Punkt zu bringen und das ‚selbst‘ Gemeinte dabei zentrierend zu verdichten. Dies im Unterschied zu jenem Gespräch, das sich insbesondere um den Erhalt der Kommunion bemüht. Dieses Gespräch ‚hört hin‘ auf das, was der Andere meint und versucht, dieses als neuen Aspekt ‚gelten‘ zu lassen. Das Gespräch weitet sich dadurch immer mehr, wird beweglicher und verdichtet sich zu einem Verstehen in der Kommunion. Man könnte nun das penetrante Mitteilen eines ‚selbst‘ Gemeinten als ‚Sagen‘ und das hinhörende Herumkreisen um das Gemeinte als ‚Reden‘ bestimmen, das aber sehr leicht zum ‚herumredenden‘ Plaudern abgleiten kann. Man könnte aber das hier mit dem Wort ‚*sagen*‘ Bestimmte genau so gut als ‚Monolog‘ und das ‚Reden‘ als ‚Dialog‘ bezeichnen oder auch anders.

Wenn man an zuletzt genannte ‚Bestimmen‘ denkt, das mit den Wörtern ‚*Monolog*‘ und ‚*Dialog*‘ nicht die Anzahl

der Sprecher meint, sondern mit dem Wort ‚*Monolog*‘ das auf den Punkt sich zentrierende Gespräch ‚bestimmt‘, im Unterschied zu dem ein Thema umkreisenden und Perspektiven aufreißenden Dialog, dann gehört auch hier immer beides zusammen.

Man braucht im ‚Dialog‘ ein Gravitationszentrum, um sich in einem spiralförmigen Labyrinth sich ‚erweiternd‘ um das Gemeinte herum und nach auswärts bewegen zu können, und man muss sich spiralförmig im ‚Monolog‘ nach innen um ein Gemeintes herumbewegen und Perspektiven abarbeiten, um dann im Zentrum auch ‚treffen‘ zu können, bzw. um sich dort zur spiralförmigen Auswärtsbewegung des hinhörenden ‚Dialoges‘ auch ‚wenden‘ zu können.

Man kann natürlich im Gespräch nicht nur das Gespräch um ein Gravitationszentrum kreisen, sondern gleichzeitig auch dieses sich selbst spiralförmig fortbewegen lassen. Wobei man gleichsam die Spiralförmigen Bewegungen um das sich bewegende Gravitationszentrum als dasjenige auffassen kann, was das Gravitationszentrum selbst in Fortbewegung setzt und der Fortbewegung des Gravitationszentrums die Richtung seiner Bahn gibt.

Der echte Dialog ist über die Kommunion von Freude erfüllt und übt einen Sog zum Anderen (Ding oder Mensch) aus. Dies ist so etwas wie ein Ziehen zum Einswerden in einer Kommunion, die im akzentuiert dialogisch gegenstehenden Gespräch bzw. Begegnen (mit Ding oder

Mensch) eingefaltet ist. Ich meine aber nicht, dass man abwechselnd nur in Kommunion oder nur im Dialog sein kann, wie man auch nicht abwechselnd nur einen Dialog oder nur einen Monolog führen kann, sondern immer beides gleichzeitig mit unterschiedlichem Akzent macht.

In Einem steckt das Andere.

Es gilt daher im Monolog den dialogischen Keim zu entdecken und dann beim Dialog die ‚Mitte‘ des Monologes nicht zu verlieren.

Es gibt die Angst des Verlierens der ‚Mitte‘ in einer sich immer mehr weitenden größeren Sicht einer dialogischen Meta-Kommunikation³¹. Daher gehe ich beim Verstehen einer anderen Position immer von mir aus. Ich versuche, meine Sicht monologisch ‚für mich‘ zur Sprache zu bringen, damit ich sie dann im Umkreisen differenzierend für den Anderen dialogisch ‚wenden‘ und auch auf ihn ‚hinhören‘ und mit ihm ‚umgehen‘ kann.

In einer umkreisenden dialogischen (dinglichen und menschlichen) Meta-Kommunikation nähert man sich dann letztlich dem uns ‚Allen-Gemeinen‘ als dem (dialogisch-konkreten) geistig-sprachlich ‚All-Gemeinen‘.

³¹ Zum Thema „*Meta-Kommunikation*“ siehe die Homepage von ROLF TODESCO www.hyperkommunikation.ch sowie zur „*Sprachkritik*“ meine Buch-Manuskripte im Internet zum kostenlosen Download auf www.tiwald.com (insbesondere „*Die Leere und das Nichts*“ und „*Bewegtes Philosophieren – Bewegungen – Sprache – Erkenntnis*“).

Im ‚Ereignen‘ machen wir uns immer nur ein ‚Etwas‘ des umfassenden ‚Geschehen‘ zu ‚eigen‘. Indem aber wir und Andere das umfassende ‚Geschehen‘ (das uns raumzeitlich umfassendes Ganze, das niemand sich als Ganzes zu ‚eigen‘ machen kann und das daher in seinem Sosein sich auch für niemandem ‚ereignen‘ kann) durchkreisen und jeweils unser ‚bestimmtes‘ individuelle ‚Ereignen‘ zur Sprache gebracht und dialogisch im ‚Tausch‘ verdichtet haben, ‚eigen‘ wir uns auch das ‚Geschehen‘ immer mehr an, allerdings nur in Form des dialogisch erarbeiteten und dialogisch zur Sprache gebrachten ‚All-Gemeinen‘.

Das ‚Geschehen‘ können wir (im Unterschied zum ‚Ereignen‘) daher ‚selbst‘ in seinem Sosein immer nur ‚all-gemein‘ durchdringen.

Konkret ist das ‚Geschehen‘ uns aber immer als ‚Dasein‘ in jedem ‚Ereignen‘ gegeben, bzw. wir ‚selbst‘ sind dem ‚Geschehen‘ im ‚Dasein‘ gegeben.

Dieses hier zur Sprache gebrachte geistig-sprachliche ‚Ereignen‘ in uns hat noch nichts mit einem abgehobenen theoretischen Spekulieren zu tun, sondern ist bereits unserem gesunden Hausverstand, wenn er sich den konkreten Tat-Sachen (dinglichen und menschlichen) auch praktisch ‚stellt‘, (den Sprach-Grund legend) immanent.

Dieses Geschehen in der Ursphäre betrachte ich als ‚Bewegen‘. Im ‚Bewegen‘ geht es einerseits um das ‚Verändern des Soseins‘, wodurch das ‚Veränderte‘ dann dem ‚Vorangegangenen‘ als ein ‚Anderes‘ entgegensteht, andererseits aber um die im Dasein verbindende ‚Identität‘ des Bewegens, um dessen ‚Selbigkeit‘ als Dasein.

Ähnlich erscheint die Einheit (‚Sein‘) und Verschiedenheit (‚Seiendes‘) in jedem ‚Begegnen‘. Einerseits stehen sich zwei sich begegnende ‚Sosein‘ als ‚Etwas‘ gegenüber, andererseits ist ihnen im ‚Begegnen‘ das ‚Dasein‘ als ‚Identität‘ des Begegnens, als Verbindendes gemein.

Wenn ich nun die Kommunikation als eine Einheit von Kommunion und Dialog ‚bestimme‘, dann kehrt auch hier die Komplementarität des Bewegens wieder. Wobei aber zu beachten ist, dass es in diesem Gedanken-Modell weder eine reine Kommunion noch einen reinen Dialog gibt. Im Einen steckt jeweils das Andere als Keim. Wobei wiederum das ‚Gemeinsam-Sein‘ auf das ‚Gegenstehen‘ verweist, denn Einer alleine kann nicht ‚gemeinsam‘ sein, während das ‚Einsam-Sein‘ auf das Ganz-Sein deutet.

- Mit diesem Unterscheiden ließe sich dann der ‚Dialog‘ als das bestimmen, was ein gemeinsames Ganzes bildet, in welchem sich zwei ‚einsam‘ gegenstehende ‚Etwas‘ begegnen. Wo also das individuelle Einsam-Sein der sich Begegnenden im umfassend gegenstehenden ‚Gemeinsam-Sein‘ aufgehoben ist.

- Während die ‚Kommunion‘ dann komplementär akzentuiert wäre. Sie wäre dann ein ‚Einsam-Sein‘ des umfassenden ‚Wir‘, welches das gegenstehende individuelle ‚Gemeinsam-Sein‘ der sich Begegnenden dominiert und aufhebt.

„einsam Gemeinsam-Sein“ und „gemeinsam Einsam-Sein“

I.

Wie bereits erläutert, verstehe ich unter ‚komplementär‘, dass sich in einer Zweiheit, ähnlich wie das chinesische Symbol von Yin und Yang es veranschaulicht, die Gegensätze sich gegenseitig enthalten. In jenem (schwarz-weiß geteilten) Kreis-Symbol enthält das weiße Feld einen schwarzen und das schwarze Feld einen weißen Punkt.

Dies gilt es nun mit dem Erleben zusammenzudenken. Im Erleben unterscheide ich drei Dimensionen: das ‚Dasein‘, das ‚Sosein‘ und das ‚Wertsein‘.

Sosein und Wertsein stehen zueinander in einem komplementären Verhältnis. Das Eine steckt im Anderen, das eben jeweils durch das Eigene akzentuiert ist.

Das akzentuierte ‚Wertsein‘ des Erlebens bezeichne ich auch als ‚Fühlen‘, das akzentuierte ‚Sosein‘ dagegen als ‚Empfinden‘.

In meinem Denk-Modell der Komplementarität gibt es daher im Erleben weder ein reines Gefühl, noch eine reine Empfindung. Das Empfinden kann weder vom Gefühl noch das Gefühl vom Empfinden isoliert und als etwas Isoliertes absolut sein, wie die Begriffe es unterstellen.

Die tatsächlichen ‚unreinen‘ Gegensätze können sich nun wieder überhöhen, so dass es ein ‚fühlendes Empfinden‘ und ein ‚empfindendes Fühlen‘ gibt:

- Im ersten Fall, im ‚fühlenden Empfinden‘, werden zum Beispiel in der Malerei die grenzsetzend unterscheidenden und damit formgebenden Linien des Soseins aufgelöst, wodurch die Form zurücktritt und der ‚fühlenden‘ Stimmung Raum gegeben wird. Die eindringenden ‚Empfindungen‘ werden daher akzentuiert ‚fühlend‘ erlebt, d.h. die so-seienden ‚Empfindungen‘ werden in ihrem Wertsein ‚vertieft‘. Der Impressionismus verfolgt dieses das Empfinden ‚eindrückende‘ und vertiefende Anliegen.
- Im zweiten Falle, im ‚empfindenden Fühlen‘, wird im Ausdruck die Komplexität des dargestellten Soseins zwar reduziert aber dafür stärker kontrastiert. Dies trifft auch auf den Expressionismus zu. Hier wird durch verschärftes Empfinden das Fühlen intensiviert. Es wird also durch Verstärken des grenzsetzenden und kontrastierenden Empfindens das Wertsein, es ‚ausdrückend‘, in die Anschaulichkeit ‚hervorgehoben‘.

II.

Ganz ähnlich verhält es sich in der Komplementarität von ‚einsam‘ und ‚gemeinsam‘.

Wobei ich hier nicht zwischen ‚einsam‘ und ‚alleine‘ unterscheide. Mit ‚alleine‘ bezeichne ich sonst, wenn ich diese Unterscheidung sprachlich brauche, den objektiven Zustand und mit ‚einsam‘ dagegen die subjektive Befindlichkeit. Man kann also einerseits ‚alleine‘ und trotzdem

nicht ‚einsam‘ und andererseits aber auch ‚nicht alleine‘ und trotzdem ‚einsam‘ sein.

Ich spreche aber jetzt akzentuiert von der subjektiven Befindlichkeit. Das „Einsam-Sein“ meint nun aber kein trauriges, kein wertendes Gefühl. Das will ich ausdrücklich betonen. Es meint nur, dass ich alleine oder mit einem Menschen oder einem Ding zu Einem verschmolzen bin.

Ein ‚gemeinsam‘-Sein setzt dagegen immer voraus, dass es mindestens einen Zweiten gibt oder zumindest jemand vorstellbar ist, der aus meiner Sicht auch die Chance hat, ‚einsam‘ sein zu können. Ich kann anders herum wiederum nur ‚einsam‘ sein angesichts der Chance, auch ‚gemeinsam‘ sein zu können.

Das Eine steckt im Anderen und beide akzentuierten Befindlichkeiten können sich gegenseitig überhöhen.

So gibt es:

- einerseits ein ‚gemeinsam Einsam-Sein‘ (als ‚Kommunion‘)
- und andererseits ein ‚einsam bleiben im Gemeinsam-Sein‘ (als „Dialog“).

Das ‚gemeinsame Einsam-Sein‘ (die ‚Kommunion‘) stellt sich im Erleben als ein ‚empathisches‘ Einswerden dar. Der Andere ist gleichsam einverleibt und bildet mit mir eine neue Individualität, die um sich herum die Welt

vergisst und in ihrer Kommunion ‚einsam‘, aber nicht unbedingt ‚eingegrenzt‘, ist.

Diese ‚gemeinsame Einsamkeit‘ (‚Kommunion‘) besitzt aber ein neues und gemeinsames Zentrum der Achtsamkeit, das außerhalb der beiden Individualitäten liegt. Sie bilden daher in ihrer ‚Kommunion‘ gleichsam einen ‚verschmolzenen‘ gemeinsamen ‚Leib‘.

Ganz anders ist das Einswerden beim ‚einsam bleiben im Gemeinsam-Sein‘ (im ‚Dialog‘), hier bleibt die Distanz der beiden Individuen ‚dialogisch‘ gewahrt.

An anderer Stelle³² habe ich ausgeführt, dass beide Fähigkeiten wichtig sind:

- einerseits die Fähigkeit, mit etwas Anderem oder mit einem Anderen Eins werden, sich ganz in ihn hineinversetzen, sich mit ihm ‚identifizieren‘ und mit ihm ein neues ‚gemeinsames Zentrum der Achtsamkeit‘ bilden zu können; (‚Kommunion‘)
- andererseits aber auch die Fähigkeit, in dieser Gemeinsamkeit wieder Distanz gewinnen und sich ‚in seiner eigenen Individualität zentrieren‘ zu können. (‚Dialog‘)

In der Fähigkeit, zwischen diesen beiden Akzenten zweckmäßig ‚pulsieren‘ zu können, liegt etwas ganz Fundamentales. Ich habe dieses Pulsieren als Splitten der Achtsamkeit anhand des Atmens beschrieben³³.

³² Im Lehrbrief Nr. 7. „Über das Vormachen und Anfertigen von Skizzen des Bewegens“ Zum Herunterladen aus dem Internet www.mathias-zdarsky.de im Ordner „Lehrbriefe“.

³³ vgl. mein Projektpapier: „Atmen und Achtsamkeit im Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining“, zum kostenlosen Download von meiner

III.

Es gibt zwei Spruchweisheiten:

- „*geteiltes Leid ist halbes Leid!*“
- „*gemeinsame Freude ist doppelte Freude!*“

Was bedeuten diese beiden Sätze vor dem Hintergrund des bisher Gesagten?

Auf den ersten Blick hin scheinen sie sich ja zu widersprechen. Genauer betrachtet leuchten aber beide sehr wohl ein. Sie zeigen auf, dass:

- wenn es um das helfende Handeln geht, die (,teilende') ,Distanz in der Gemeinsamkeit' für den Anderen haltgebend und daher der ,Dialog' zweckmäßig ist, wenn es aber um das teilhabende Erleben der Freude geht, dann ist aber das umarmende (,verdoppelnde') ,gemeinsame Einsam-Sein' (die ,Kommunion') angebracht.

Im Tanz, aber auch in der Sexualität, kann man beides erleben, bzw. sogar drei unterschiedliche Seinsweisen:

- erstens das gegenseitig verschmelzende ,gemeinsame Eins-Sein' (die ,Kommunion'), das im gemeinsamen Bewegen ein gemeinsames außerhalb von beiden liegendes Zentrum der Achtsamkeit aufbaut, das für beide das Erleben des gegenseitigen Hingebens

und gegenseitigen Geborgenseins, bzw. des Geborgenseins in einem gemeinsamen Zentrum ‚jenseits‘ der eigenen Individualitäten erleben lässt;

- zweitens das ‚einsam im Gemeinsam-Sein‘ (der ‚Dialog‘) als das Erleben, in einem gemeinsamen Dialog ‚führend‘ und ‚verantwortend‘ zu sein;
- drittens das ‚einsam im Gemeinsam-Sein‘ (der ‚Dialog‘) als voll vertrauendes und sich hingebendes ‚Folgen‘.

Bei genauerem Beachten dieser drei unterschiedlichen Seinsweisen kann man aber entdecken, dass die erste Erlebnisweise nichts anderes ist als das ständige Pulsieren der beiden anderen Seinsweisen, die zueinander komplementär sind.

In diesem pulsierenden Zustand des Einswerdens ist gar nicht mehr deutlich wer führt und wer folgt, sondern dies wechselt auf der Basis einer ‚Kommunion‘ dem Tanz-Dialog entsprechend bzw. gemäß der zweckmäßigen Auseinandersetzung mit der Schwerkraft und dem zweckmäßigen Fortbewegen im Raum.

Man bewegt sich dann als ‚Team‘.³⁴ Man erlebt dann ein ‚Einstellwirken‘ von diesem neuen außerhalb der beiden Akteure liegenden gemeinsamen Zentrum der Achtsamkeit her, das jedem der beiden Akteure, bzw. dem ‚Team‘, eine ‚traumwandlerische Sicherheit‘ verleiht und

³⁴ vgl. HORST TIWALD: *„Bewegen zum Team –vom Gemeinen zum All-Gemeinen“*. . Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: *„Buch-Manuskripte“*..

das Gelingen der Kooperation fast ‚gespenstisch‘ erscheinen lässt.

So gibt es auch unterschiedliche Tänze: die einen sind mehr darauf angelegt, dieses Pulsieren zu erlangen, andere haben aufgeteilte Rollen, die festlegen wer führt und wer folgt und die oft nur der Darstellung dienen, wiederum andere sind überhaupt darauf angelegt, auf einen unbeteiligten Anderen eine einverleibende Sog-Wirkung, ein ‚Einstellwirken‘, auszuüben, wie zum Beispiel bei den Buhltänzen bzw. bei Tänzen, die mit den Betrachtern einen Dialog anzetteln. Dies oft auch mit dem Ziel, den Betrachter über eine Faszination aus seinem Zentrum herauszureißen, d.h. ihm sein Zentrum zu ‚verrücken‘, bzw. ihn dadurch ‚verrückt‘ zu machen.

IV.

Wer mir bis hier her gedanklich gefolgt ist, der hat vermutlich die von mir zur Sprache gebrachten inneren Tatsachen auch in sich als etwas Bekanntes gefunden. Aber trotzdem mag ihn die ungute Anmutung befallen, dass an diesem ‚Loblied der Einsamkeit‘ etwas nicht stimmen könne.

Es könnte ja sein, dass der Leser seinen ersten Gedanken (beim Lesen des vorerst provokant verwirrenden Titels dieses Kapitels), der Assoziationen zu Depression, psychischem Schnecken-

haus oder auch zur Flucht in Drogen aufgeworfen hat, nicht ganz losgeworden ist.

Ich habe aber das Einsam-Sein nicht als ein Flüchtling, dem die Trauben zu sauer geworden sind, zur Sprache gebracht. Die inneren Tatsache einer vom Dialog isolierten ‚Einsamkeit‘, die einen ‚knicken‘ kann, die kenne auch ich. Diese Tatsachen bringe ich aber in meinem Gedanken-Modell mit anderen Wörtern zur Sprache.

Bei dieser traurigen Einsamkeit geht nämlich die ‚spannende‘ Komplementarität von ‚einsam und gemeinsam‘ scheinbar in Brüche. Man scheint dann ein ‚isoliertes Einsam-Sein‘ zu erleben, dass einem dann sehr schnell als ‚Verlassen-Sein‘, d. h. aus jedem Dialog entlassen zu sein, erscheint. Aus dem ‚Gemeinsam-Sein‘ wird, in einem ähnlich erlebten Bruch, dann ein orientierungsloses ‚Verirrt-Sein‘.

Bringt man diese ganz unterschiedlichen Tatsachen der inneren Empirie auch mit verschiedenen Wörtern zur Sprache, dann ‚kann‘ einem diese Sprache zum ‚WEGweisenden‘ Werkzeug werden. Mann glaubt dann wenigstens zu wissen, wo man ‚suchen‘ und was man ‚tun‘ sollte, was man eigentlich auch tun ‚darf‘, im ‚Grunde‘ auch ‚will‘ und ‚kann‘.³⁵ Nur ‚müssen‘ tun wir dies nicht, was der Preis unserer Freiheit des ‚Dürfens‘ ist.

³⁵ Ich nehme hier Bezug auf die fünf sog. „*pathischen Kategorien*“: „*müssen*“, „*wollen*“, „*dürfen*“, „*können*“ und „*sollen*“, die VIKTOR VON WEIZSÄCKER herausgearbeitet hat. Vgl VIKTOR VON WEIZSÄCKER (1886-1957): „*Pathosophie*“ Göttingen 1956.

Wenn dies alles wirklich so ist, dann ‚könne‘ man sich ja, so ließe sich vermuten, wie BARON VON MÜNCHHAUSEN am eigenen Schopf aus dem Sumpf des ‚Verirrt-Seins‘ oder des ‚Verlassen-Seins‘ herausziehen? Ja, aber dies gelingt eben nur, wenn man dies ‚einsam-gemeinsam‘, d.h. im gesuchten und gefundenen Dialog auch tut.

Dies ist aber wiederum leicht gesagt, aber schwer getan, weil es eben schwer zu sagen ist, aber eigentlich leicht zu tun wäre!

Wo ist eigentlich jetzt jenes, was mich scheinbar ‚verlassen‘ hat, und wohin habe ich mich ‚verirrt‘? Ist es eine Lösung oder bloß ein Trost, wenn man zur Sprache bringt, dass man eigentlich nie ‚verlassen‘ ist, sich auch nicht ‚verirren‘ kann und dass man eigentlich nur noch zu ‚dumm‘ ist, dies ‚achtsam‘ zu entdecken?

V.

Das ‚Empfinden‘ eines Soseins und das ‚Fühlen‘ des Wertseins bilden eine komplementäre Einheit. Sie ‚liegen‘ aber auf einer ganz anderen Ebene als das ‚Achten‘, d.h. die Achtsamkeit. Das Achten hat zum Fühlen genau so einen unmittelbaren Zugang wie zum Empfinden, bzw. zur komplementären Einheit von beiden.

Weder zwischen Dasein und Sosein, noch zwischen Dasein und Wertsein gibt es aber eine Komplementarität. Dies gilt es besonders zu be-

achten! Komplementär sind nur Wertsein und
Sosein!

Monolog und Dialog

I.

Heute wird das Wort ‚*Monolog*‘ in der Bedeutung ‚Selbstgespräch‘ im Gegensatz zum Wort ‚*Dialog*‘, das heute ‚Zwiesgespräch‘ bedeutet, gebraucht. Es ist offensichtlich, dass, seit es das Wort ‚*Monolog*‘ gibt, das auf die Anzahl der Sprecher abhebt, auch das Wort ‚*Dialog*‘ könnte gegen diese ‚lebendige‘ Veränderung, welche die Sprache im historischen Ablauf vorgenommen hat, der berechtigte Einwand dadurch erhoben werden, dass darauf hingewiesen wird, dass das griechische Wort ‚*dia*‘ nicht ‚zwei‘ sondern ‚durch‘ und ‚hindurch‘ bedeute.

Stimmt man diesem zutreffenden Einwand zu und stellt damit fest, dass sich die lebendige Sprache bei dieser Bedeutungs-Verschiebung offensichtlich geirrt habe, dann darf man aber das Wörter-Paar ‚*Monolog-Dialog*‘ nicht mehr gebrauchen und muss vielmehr deren voreilige Ehe scheiden. Denn diese beiden Wörter, von denen das Wort ‚*Monolog*‘ auf eine An-Zahl verweist, das Wort ‚*Dialog*‘ dagegen auf ein Mittel, d.h. auf das ‚Wort‘ abhebt, bilden ein ‚schräges‘ Wörter-Paar.

II.

Wenn nämlich im Wort ‚*Dialog*‘ das Wort (der ‚*Logos*‘ als Mittel des Gespräches) von Bedeutung ist und man das

Wort *„Dialog“* als *„durch das Wort“* liest, dann trifft nämlich dies auch auf den Monolog, d.h. auf das Selbstgespräch zu.

Ein Monolog ist dann nichts anderes als ein Dialog, den ich mit mir selbst führe.

Ohne, dass ich dem Wort *„Monolog“* eine ihm vorerst fremde Bedeutung *„anhänge“*, kann ich dieses Wort dem Wort *„Dialog“* also gar nicht gegenüber stellen.

Es muss also die Bedeutung des Wortes *„Monolog“* geändert werden, damit man es mit dem Wort *„Dialog“* als sinnvolles Paar zusammenbringen kann.

Dies könnte nun dadurch geschehen, dass man das Wort *„dia“* problematisiert und die Bedeutung *„durch“* kritisch von der Bedeutung *„hindurch“* trennt.

Man könnte dann aufzeigen:

- dass die Auslegung des *„dia“* mit der Bedeutung *„durch das Mittel“* das Wort hervorhebe und bei diesem als Benachrichtigen und Verallgemeinern stehen bleibe,
- während die Bedeutung *„hindurch“* gerade das Wort überwinde und es nicht mehr zur Hauptsache mache, sondern sogar darauf abhebe, durch das Wort *„hindurch“* zu dringen, um zur *„Person“* des Gesprächspartners zu gelangen.

Man könnte nun:

- die Lesart *„durch das Wort“* als bloßes Benachrichtigen und Verallgemeinern dem Wort *„Mono-*

log' ,anhängen' und es dann als einen sinnvollen Gegensatz

- zum Wort ,*Dialog'*, dass dann ein ,*durch das Wort hindurch zur Person'* bedeuten würde, auffassen.

III.

In beiden Fällen beziehen sich aber diese Gesprächsarten vorerst nur auf den Sprecher, noch nicht auch auf einen gleichartig verfahrenen Partner.

Dadurch ist nun die Tür geöffnet, das Wort ,*Dialog'*, sowohl in der Lesart ,*durch'* als auch in der Lesart ,*hindurch'*, auch auf Tiere, Pflanzen und Dinge auszuweiten, denen ich dann im ,*Dialog'* in der einen oder anderen Art begegnen könnte.

Da es bei der Variante des ,*hindurch'* gar nicht mehr so sehr auf das Mittel ,*Wort'* ankommt, sondern auf das ,*Du'* auf der anderen Seite, zu dem ich durch das Wort ,*hindurch'* gelangen soll, kann ich mir gegebenenfalls auch das Wort sparen und unmittelbar einen stillen und erst Wörter zur Welt bringenden ,*Dialog'* aufnehmen.

Es wird nun sichtbar, dass nicht nur das ,*redende Wort'*, sondern auch das ,*redende Schweigen'* ein Mittel des ,*Dialoges'* sein kann. Da das ,*dia'* überbetont wurde, ist eben das ,*Wort'* entbehrlich geworden, das vorerst im Wort ,*Dialog'* die Bedeutung getragen hat.

IV.

Wir haben also einerseits die Chance, im Wort ,*Dialog'* das ,*dia'* zu betonen, wobei wir dann wieder die Alterna-

tive haben, dieses ‚*dia*‘ entweder als ‚*durch*‘ oder als ‚*hindurch*‘ zu lesen.

- Bei der Interpretation ‚*durch*‘ ist das Wort unverzichtbar. In diesem Falle ist dann aber auch das Selbstgespräch und nicht nur das Zwiegespräch ein Dialog.
- Bei der Interpretation des ‚*dia*‘ als ‚*hindurch*‘ wird letztlich das Wort entbehrlich, denn es kommt ja ohnehin darauf an, durch das Wort hindurch zu gehen und das Mittel ‚Wort‘ hinter sich zu lassen. Dies trifft dann ebenfalls sowohl auf das Selbstgespräch als auch auf das Zwiegespräch zu. Aber letztlich auch auf den Dialog mit Dingen, d.h. auch auf den ‚stillen‘ Dialog mit der Lebenswelt, in dem im Erkenntnisakt erst Wörter geschaffen werden.

Seit dem für das ältere Wort ‚*Dialog*‘ das spätere Gegenwort ‚*Monolog*‘ geboren wurde, ist es überhaupt schwer, das ‚*durch*‘ oder das ‚*hindurch*‘ beim Wort ‚*Dialog*‘ noch so ernst zu nehmen, wies es noch war, als dieses noch ‚unverheiratet‘ war und das Wort ‚*Monolog*‘ noch nicht kannte. Heute ist im all-gemeinen Wörter-Gebrauch daher mit jenen Wörtern vordergründig eine Anzahl gemeint, ob Selbstgespräch oder Zwiegespräch.

V.

Greift man nun jene Variante des Wortes ‚*Dialog*‘ auf, bei der das ‚*dia*‘ als ‚*hindurch*‘ gelesen wird, und folgt man jener Interpretation, die besagt, dass es im Dialog darum gehe, das oberflächliche ‚all-gemeine‘ Wort hinter

sich zu lassen, also durch dieses ‚*hindurch*‘ zur eigentlichen ‚*Person*‘ des Gesprächspartners, zum ‚*Du*‘, vorzudringen, dann taucht erneut ein ähnliches Wort-Problem auf.

Im Wort ‚*Person*‘, das sich vom lateinischen Wort ‚*persona*‘ herleitet, mit dem die Maske eines Schauspielers bezeichnet wurde, steckt nämlich eine ähnliche Auslegungs-Vielfalt wie im Wort ‚*Dialog*‘.

- Das lateinische Wort ‚*per*‘ bedeutet nämlich ebenfalls ‚*durch*‘ und ‚*hindurch*‘.
- Das lateinische Wort ‚*sono*‘ bedeutet wiederum ‚*ich töne*‘.

Wir begegnen also dem vorherigen Problem erneut, nun aber auf einer anderen Ebene. Es geht daher nun darum, diese ‚*Persona*‘ als Maske des Schauspielers entweder:

- als das zu sehen, ‚*durch*‘ das die Rolle des Schauspielers dargestellt wird.
- oder als das Eigentliche, zum Beispiel als den konkreten Charakter, der mit der Stimme des Schauspielers durch die Maske, d.h. durch die all-gemeine Rolle, ‚*hindurch*‘ tönt.

Im ersten Falle ist die ‚*persona*‘ als Mittel, als Maske, selbst die Rolle. Im zweiten Falle tönt die ‚*Person*‘ als das ‚*Eigentliche*‘ durch die Rolle, durch die Maske, ‚*hindurch*‘.

Wir haben also sowohl auf der Seite desjenigen, der den Dialog führt, als auch auf der Gegenseite, auf der Seite des Dialog-Partners,

- sowohl eine das So-Sein bestimmende ‚Sachebene‘, wo mittels der Sprache (oder der Maske bzw. der Rolle) etwas mehr oder weniger allgemeinen beschrieben wird,
- als auch eine durch diese Sachebene ‚hindurch‘ tönende ‚Beziehungsebene‘, die in jedem Dialog, auch wenn er sachlich akzentuiert ist, eben ‚durchtönt‘ und daher auch im Dialog zu berücksichtigen wäre.

VI.

Wenn ich nun meinem Denk-Modell folge, welches im inneren ‚Erleben‘ drei Dimensionen vorsieht:

- das Da-Sein,
- das ‚So-Sein‘
- das Wert-Sein,

dann erscheint die ‚Kommunikation‘ als eine Einheit

- von ‚Kommunion‘
- und ‚Dialog‘.

Die ‚Kommunion‘ bezieht sich auf das gemeinsame ‚Da-Sein‘ der Dialog-Partner, auf ihr gegenseitiges ‚Eins-Sein‘ in ihrer ‚gemeinsamen‘ Präsenz.

Dies betrachte ich als Ausdruck des ‚Widerspiegelns‘ (der einen Grundeigenschaft des Seiendes) im Begegnen.

Dieses ‚Widerspiegeln‘ liegt als Da-Seins-Fülle jedem ‚echten‘ Dialog (den ich mit der anderen Grundeigenschaft des Seienden, mit dem ‚Wechselwirken‘, zusammen sehe) zu Grunde.

Auf der Ebene des ‚Wechselwirkens‘, auf der Ebene des ‚Dialoges‘, sehe ich dann die beiden anderen Dimensionen, die des ‚So-Seins‘ und die des ‚Wert-Seins‘ gegenseitig ‚durchtönen‘.

VII.

Auf der ‚Beziehungsebene‘, auf der Ebene des Wert-Seins, tönt daher genau so die Ebene des sachlichen ‚Soseins‘ durch, wie andererseits auf der Sachebene des Dialoges (auf der Ebene des mit Sprache oder Rolle gefassten ‚all-gemeinen‘ So-Seins) das differenzierte Wert-Sein, die differenzierten Werthaltungen der beiden Dialog-Partner als Beziehungen durchtönen und daher im Dialog auch zu berücksichtigen wären.

Auf die Sprache, bzw. all-gemein auf Zeichen bezogen, bilden daher auch diese unterschiedliche Dimensionen eine Einheit, die durch verschiedenen Relationen differenziert werden kann:

- die ‚*sigmatische*‘ Relation eines Zeichens drückt dessen Beziehung zum objektiv ‚konkreten‘ Bezeichneten aus, was bei der Analyse der ‚Geburt‘ eines Zeichens, zum Beispiel im ‚Dialog‘, wo auch singuläre Sätze gesprochen werden, besonders zu beachten ist;
- die ‚*semantische*‘ Relation eines Zeichens verweist dagegen auf die bereits ‚all-gemeine‘ Bedeutung des Zeichens;
- die ‚*syntaktische*‘ Relation eines Zeichen meint wiederum die Relationen, die das Zeichen zu den anderen Zeichen der selben Sprache hat,

was den Gebrauch eines Zeichens innerhalb der Sprache bahnt;

- die ‚*pragmatische*‘ Relation eines Zeichens beschreibt letztlich seinen dialogischen Gebrauch, in welchem nicht nur das Zeichen als etwas wirkt, das auf ein So-Sein hinweist, sondern auch ein Wert-Sein ausdrückt, vermittelt und im Erleben des Empfängers spezifisch auslöst.

Das Beachten der ‚*sigmatischen*‘ Relation ist besonders wichtig, wenn es darum geht, das zu erfassen, was sich beim ‚Hindurchgehen‘ durch die Sprache dann sachlich im konkreten Sosein ‚hier und jetzt‘ singulär schauen lässt.

Das Beachten der ‚*pragmatische*‘ Dimension hilft uns wiederum, in diesem schauenden Begegnen die in die ‚*Sachebene*‘ durchtönende ‚*Beziehungsebene*‘ selbst sachlich in ihrem So-Sein zu erkennen und zur Sprache zu bringen. Dies kann, muss sich aber nicht schon, als ein besseres Berücksichtigen des eigenen Wert-Seins und des des Dialog-Partners auswirken.

Die sachliche Erkenntnis des So-Seins des dialogischen Wirkens in der ‚*Beziehungsebene*‘ ist eben nicht zwangsläufig schon das Umsetzen dieses Wissens in der ‚*Kommunikation*‘.

Die gegenseitige ‚*Präsenz*‘, das Dasein des Dialoges als echte ‚*Kommunion*‘, erleichtert aber das gegenseitige ‚*Ein-Gehen*‘ auf und in die Probleme der ‚*Beziehungsebene*‘.

VIII.

Beim Beachten der semantischen Unterschiede der Wörter ‚*durch*‘ und ‚*hindurch*‘ wird deutlich, dass sich das ‚*durch*‘ auf das ‚Mittel‘, das ‚*hindurch*‘ dagegen auf den ‚Prozess‘ bezieht, der das ‚Mittel‘ hinter sich lässt, aber auch scheinbar zu einem ‚Ergebnis‘ jenseits des Mittels kommen möchte.

Der Dialog würde dann im ‚*hindurch*‘ also zu einer Art ‚Ergebnis‘, zu dem das Gespräch ‚durchdringt‘, kommen. Der Dialog würde also zur ‚Person‘ des Dialog-Partners durchdringen. Dieses ‚Ergebnis‘ kann aber wiederum

- einerseits als ein ‚Zustand‘ (ähnlich wie das ‚Mittel‘ beim ‚*durch*‘)
- andererseits aber auch als ‚Prozess‘ aufgefasst werden, der durch den Zustand der ‚Maske‘ oder der ‚Rolle‘ dann ‚durchtönt‘.

Der Unterschied zwischen dem ‚Zustand‘ (als ‚Mittel‘ oder als ‚Ergebnis‘) und dem ‚Prozess‘ (als WEG) zeigt sich auch im lateinischen Wort ‚*trans*‘, mit dem ich meinen Ansatz der ‚*Transkulturellen Bewegungsforschung*‘ bestimmt habe.

Bei diesem Ansatz geht es nämlich darum, nicht bei den verschiedenen Kulturen als den differenziert so-seienden ‚Zuständen‘ stehen zu bleiben, und bloß deren Unterschiede und ihr prägendes Wirken zu analysieren, sondern (durch das konkrete dialogische ‚Begegnen‘ mit dem Anderen) durch diese Kulturen ‚hindurch‘ zu dem allen Kul-

turen ‚gemeinsam‘ zu Grunde Liegenden vorzudringen, aus dem jede Kultur ‚geboren‘ wird.

Das lateinische Wort ‚*trans*‘ bedeutet:

- in Verbindung mit ‚Wörtern der Bewegung‘ (mit Wörtern der Prozesse) nämlich ein ‚*hinüber*‘, also so etwas wie ‚*hindurch*‘,
- in Verbindung mit ‚Wörtern der Ruhe‘ (mit Wörtern der Zustände) dagegen ein örtliches ‚*darüber hinaus*‘ ein ‚*jenseits*‘.

Jenes durch ein ‚*hinüber*‘ erreichbare ‚*jenseits* Liegende‘ kann aber wiederum in ähnlicher Weise vom Prozess getrennt und dann isoliert betrachtet werden, wie bereits beim ‚*durch*‘ das Mittel vom Prozess getrennt wurde. Wir trennen dann gedanklich vom WEG ein verdinglichtes ‚*Jenseits*‘ ab.

Wir landen also auch beim bewegten ‚*hindurch*‘ bzw. ‚*hinüber*‘ wieder in der Falle, ein ‚*Jenseitiges*‘ zu einem ‚Zustand‘ gefrieren zu lassen, es vom ‚Prozess‘ zu isolieren, dann in seinem ‚*So-sein*‘ zu beschreiben, uns darüber ein Wissen ‚anzufertigen‘ und es dann anzupeilen.

Diese Varianten des Isolierens erscheinen uns bereits bei der Analyse des menschlichen Spielens, wo wir auch den Akzent unserer Absicht verlagern können. Wir können ihn entweder auf den Prozess, d.h. auf den ‚*daseienden*‘ Akt selbst legen, oder ihn auch auf das Beschäftigen mit dem ‚*so-eienden*‘ Mittel oder dem ‚*so-seienden*‘ Ergebnis verlagern. Wir können aber auch den

Akt selbst isolieren und uns dann vorwiegend seinem Sosein zuwenden. Dabei laufen wir aber ebenfalls Gefahr, auch in ihm unser Dasein nicht mehr akzentuiert zu erleben.

Man kann in dieser ‚Ver-zwei-flung‘ dann noch versuchen, den Akzent vom ‚Soseins des Prozesses‘ auf sein ‚Wertsein‘ zu verschieben, das ja immer im Sosein ‚durchtönt‘. Dadurch kann man sich dann mit dem ‚Wertsein des Prozesses‘ etwas ‚anwärmen‘.

Es gibt eine Reihe von Methoden der Selbsterfahrung, in denen sich die Übenden dann einbilden, doch zum ‚verbindenden‘ Dasein durchgedrungen zu sein, obwohl sie nur durch das Sosein ‚hindurch‘ zum ‚durchtönenden‘ Wertsein gelangten.

In einen ähnlichen Irrtum kann man verfallen, wenn man das ‚Jenseits‘ vom konkreten Prozess isoliert, es gedanklich zu einem so- und wert-seienden Etwas verdinglicht und dann zwischen diesen beiden Aspekten, zwischen dem Schönen und dem Guten, hin und her pendelt. Auf diese Weise wird dann das Gute schön und das Schöne gut, worüber sich dann auch viel reden lässt.

Das ‚hinüber‘ wird dann als ein ‚Hinübersteigen‘, als ein ‚transcedere‘ aufgefasst. Dieser Prozess des ‚Transzendierens‘ führt in der gedanklichen Spekulation dann zu einem verdinglichten jenseitigen ‚Ergebnis‘, zum ‚Transzendenten‘.

Damit wird sagbar, was sich in der ‚immanenten‘ Schau am Horizont dieses ‚hinübersteigenden‘ Prozesses nur ahnen lässt.

Wobei man hier das lateinische Wort ‚*immanens*‘ als ‚*darin bleibend*‘, ‚*innewohnend*‘, ‚*in der Sache liegend*‘ aber auch als aus der Sache heraus ‚*durchtönend*‘ auffassen kann.

IX.

Wenn wir nun gedanklich beim ‚Mittel‘ stehen bleiben und den ‚Dialog‘ als eine ‚Transaktion‘ auffassen, dann wird uns im Dialog das in ihm gebrauchte ‚Wort‘ zum ‚*transactor*‘, zum Vermittler, zum Mittelsmann.

Das Wort, bzw. die Sprache wird dann:

- einerseits für die Dialog-Partner ein Mittel, das als ‚Werkzeug‘ ihres Gespräches fungiert,
- andererseits übt es aber auf beide Dialog-Partner auch einen ihr Denken (ihr Sagen und ihr Verstehen) und so den Dialog prägenden Druck aus.

Dieser Druck scheint eine Eigendynamik zu entwickeln, der das Verhältnis von Mensch zum Werkzeug umkehrt und jenen zu versklaven droht.

Der Mensch ‚hat‘ dann ‚selbst‘ im Dialog keine Sprache mehr, sondern die Sprache ‚hat ihn‘, beherrscht ihn. Deswegen ist es für die Dialog-Partner ihre Notwendigkeit, wenn sie sich nicht ‚*durch*‘ ihr Wissen und ‚*durch*‘ ihre Sprache fixieren lassen, sondern durch

diese ‚hindurch‘ zu sich ‚selbst‘ und zum ‚Du‘, aber auch zur gemeinten ‚Tat-Sache‘, vordringen. Wodurch sie in jene ‚Ur-Sphäre‘ des ‚Geschehens‘ gelangen, in der im ‚Selbst‘ ständig (d.h. im Selbst ‚stehend‘ und ‚laufend‘) die ‚eigene‘ Sprache geboren wird.

X.

Menschen, die in einer dialogisch gedachten ‚Trans-Aktion‘ diese zur ‚Inter-Aktion‘ machen, ‚durch‘ die sie dann den Rat oder das Wissen vom Anderen nehmen, sind meist auf die Brauchbarkeit dieses Genommenem (als einem für sie brauchbaren ‚Mittel‘) fixiert, so dass sie in dieser ‚Inter-Aktion‘ weder zu sich ‚selbst‘, noch über das genommene Mittel ‚hindurch‘ zum ‚Du‘ des Anderen im ‚Dasein‘ des Dialoges gelangen.

Sie gelangen aber ‚dadurch‘ (d.h. ohne durch das ‚da‘ des Wissens zu den Tat-Sachen ‚hindurch‘ zu gehen) auch nicht zur den im Wissen gemeinten ‚Tatsachen‘. Daher ist das genommene Wissen für sie bloß ein Wissen aus ‚zweiter Hand‘ und auch nur von halbem Wert. Hier trifft dann oft der Spruch: *„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!“* oder die Weisheit zu, dass der, den man füttert einem leicht in die Hand beißt.

Aber deswegen soll man weder das ‚Geben‘ unterlassen oder dass ‚Nehmen‘ abwerten, noch die Orientierung auf die ‚Mittel‘, zum Beispiel auf die

Sprache und auf das Wissen, verachten. Es kommt letztlich auf den ‚Umgang‘ mit den Mitteln an, d.h. es kommt darauf an, das ‚durch‘ und das ‚hindurch‘ zu vereinen, in einer ‚Immanenz‘ das Eine zu tun, ohne das Andere zu lassen.

Bei jedem Mittel gibt es ein ‚hindurch‘, denn jedes Mittel ist ‚unvollkommen‘. Man darf es aber deswegen nicht gering schätzen.

Im Gegenteil, wenn man ‚durch‘ die Mittel ‚hindurch‘ geht,

- dann lernt man erst sie auch ‚gründlich‘ zu schätzen, d.h. sie ab-zu-schätzen, und mit Augenmaß zu gebrauchen,
- erst dann wächst auch der erforderliche ‚Mut zum Unvollkommenen‘ als ein ‚Gewiss-Sein‘, dass man im Dialog immer wieder ‚trotzdem‘ das ‚Wagnis‘ des ‚all-gemeinen Wissens‘ und des ‚Sagens‘ auf sich nehmen und den Prozess hierfür zu ‚opfern‘ bereits sein ‚muss‘, was wiederum Voraussetzung dafür ist, diesen nicht zu verlieren.. Umgekehrt gilt das ‚Selbe‘, Nur im ‚Wagnis‘, bereits zu sein, das Wort zu ‚opfern‘, bleibt einem dies ‚zur Verfügung‘.

Nachhaltigkeit und Wildheit

I.

Nachhaltigkeit ist gut. Sie wird heute zu Recht überall gefordert. Das Wilde scheint dagegen weniger erfreulich zu sein. Man betrachtet es meist als ‚ungezogen‘, als in einer Kultur unpassend. Warum eigentlich?

Gerade das Wilde ist doch nachhaltig, während die Kultur dies nicht unbedingt ist, aber sein sollte.

Nachhaltigkeit hat nichts mit dem Einbetonieren von Zuständen und Rhythmen zu tun. Ein musikalischer Ohrwurm ist nicht „nachhaltig“! Etwas, was sich nur selbst reproduziert, das ist gerade nicht nachhaltig. Nachhaltigkeit ist nicht individuelle Sturheit, sondern die kreative Sorge um das Überleben des Ganzen. In der Nachhaltigkeit geht es:

- einerseits um den quantitativen Erhalt von Spielräumen;
- andererseits um den Erhalt einer qualitativen Chancen-Vielfalt.

Ein Beispiel für den Erhalt quantitativer Spielräume:

Beim zusätzlichen ‚Nachholen‘ von Essen wird oft von einem ‚Nachschlag‘ gesprochen. Derjenige, der Essen austeilt, gibt dann, damit ein ‚Nachschlag‘ übrigbleibt, vorerst kleinere Portionen, denn es gibt ja genug Esser, für

die diese kleinen Portionen reichen, die eine größere Portion nicht aufessen und daher verschwenderisch etwas übriglassen würden.

Der Austeiler denkt daher bei seiner Maßnahme ‚nach-haltig‘. Er ‚be-hält‘ etwas ‚nach‘, damit für die hungrigen Notfälle etwas ‚nach-bleibt‘.

Der nachhaltige Austeiler denkt daher an und für das Ganze und möchte, dass alle satt werden. Er vermeidet Verschwendung, damit für Krisen etwas nach bleibt.

Das Nachhaltige bezieht sich also nicht auf einen Prozess und dessen hartnäckiges Fortbestehen, nicht auf eine bestimmte Art der Entwicklung, sondern auf das Überleben des Ganzen.

Nicht die Maßnahme des Austeilens soll aktionistisch ‚lange nach-halten‘, bzw. nicht die Wirkung des Austeilens soll lange ‚an-halten‘, sondern es sollen ‚alle‘ satt werden.

Es geht daher nicht um das Verstärken der ‚rhythmischen Trägheit‘ eines ‚Prozesses‘, es geht bei der Nachhaltigkeit nicht um das lange ‚Anhalten‘ von eingeschlagenen Richtungen der Entwicklung oder um ein Verfestigen von Strukturen. Die Nachhaltigkeit meint das Offenhalten für eine Richtungsänderung, also das Bewahren von Bewegungsfreiheit innerhalb von Spielräumen.

Wenn der Suppentopf leer ist, dann gibt es eben keine Chance mehr, die Austeilungs-Strategie zu ändern.

Nachhaltigkeit meint daher, dass man so wirken soll, dass mit Blick auf die Zukunft des Ganzen etwas ‚nach bleibt‘, dass etwas ‚vor-ge-halten‘ wird, dass etwas ‚vor-be-halten‘ wird. Nachhaltigkeit hat etwas mit ‚Elastizität‘ zu tun.

Die Nachhaltigkeit bezieht sich nie die Hartnäckigkeit oder auf eine bestimmte Art des Prozesses, d.h. auf das Wirkens als einem Mittel, sondern auf das Ganze, dem geholfen werden soll. Sei dieses Ganze nun ein Individuum, ein Team, eine Gesellschaft oder die Erde als unsere ‚ganze‘ Lebens-Grundlage.

In allen diesen Bereichen geht es darum, nicht von der Zukunft unmäßig Kredit zu nehmen und nicht ‚von‘ der Zukunft, sondern auch ‚für‘ die Zukunft zu leben, sei dies nun in Hinblick auf die eigene individuelle Zukunft oder in Hinblick auf die des uns räumlich umfassenden Ganzen.

Die individuellen zeitlichen Schicksale sind nicht zu trennen vom umfassenden Räumlichen, das als Prozess ebenfalls seine Zukunft hat, die uns ernährt.

Nun ein Beispiel für den Erhalt der qualitativen Chancen-Vielfalt:

Bei einer bloß ‚anhaltenden Entwicklung‘, bei der die Entwicklung zum isolierten Selbstzweck genommen wird, denke ich sofort an die Krankheit Krebs.

Der Krebs ist nämlich in meinen Augen das Musterbeispiel für eine vom umfassenden Ganzen isolierte ‚Entwicklungs-Wirklichkeit‘ und nicht für ein ‚nachhaltiges Bewahren von Entwicklungs-Chancen‘.

Der Krebs ist ohne Rücksicht auf sein ihn umfassendes Ganzes nur an der Beständigkeit seiner eigenen Entwicklungs-Wirklichkeit interessiert. Er frisst ohne Maß die sein Überleben sichernden Reserven auf. Er sorgt also nicht nachhaltig dafür, dass das von ihm befallene Objekt als Wirt lange lebt.

Seine ‚anhaltende Entwicklung‘ bewirkt daher als Wirklichkeit, dass er selbst mit dem Tod seines Wirtes mitstirbt.

Der Krebs ist daher in meinem Denkmodell gerade kein ‚Wildwuchs‘!

Wenn ich das Wort ‚*wild*‘ in meinem Sinne verwende, dann denke ich an Artenvielfalt, an Variationen als einem schlummernden Vorrat (an einen qualitativen Vorrat). Ich denke an Kreativität und an einen intensiven Bezug zum jeweils umfassenden Ganzen und zur Natur.

Bei der Wildheit geht es also insbesondere um eine andere und höhere Form von ‚Nachhaltigkeit‘, die meist nur als ‚quantitativer‘ Vorrat gesehen wird, wie in meinem Suppen-Beispiel.

Mein Suppen-Beispiel verleitet daher leicht dazu, es auf Geld, Gewinn und Rohstoffe zu übertragen. Es geht bei der Nachhaltigkeit aber nicht

nur um zeitliche und finanzielle (quantitative) Reserven und Spielräume, sondern auch um innere qualitative Vielfalt, welche Kreativität ermöglicht.

Der Krebs ist für mich dagegen das Muster-Beispiel für eine einseitig rhythmische ‚Einfalt‘! Also genau für das Gegenteil von ‚Wildheit‘.

Eine wilde Pflanzen-Population besitzt nämlich eine viel größere Vielfalt unterschiedlicher Individuen als eine selektiv gezüchtete und kultivierte.

Im Wilden wird über die Population also ein viel reichhaltigeres Erbgut weitergegeben. Was unter heutigen Bedingungen eventuell dahinkümmert, kann bei Veränderung der Bedingungen nämlich gerade das sein, was überlebt und den Erhalt der ganzen Population sichert.

Es wird also etwas ‚nachhaltig‘ mitgeschleppt, was gerade beim Kultivieren aussortiert und eliminiert wird.

Kulturpflanzen haben daher in Katastrophen eine viel geringere Überlebens-Chance als ihr wilden Vorgänger, da ihre ‚Kreativität‘ eliminiert wurde.

Das Kultivierte kann dann bei Krisen auf das Einstellwirken des sich ändernden und es umfassenden Ganzen nicht mehr ‚zweckmäßig‘ reagieren und dadurch auch ihr Über-Leben nicht kreativ ermöglichen.

Die Aufzucht des Kultivierten unter mehr oder weniger rhythmisch standardisierten Glashaus-Bedingungen führt

auch im Individuum zum Verlust des schlummernden Vorrates für kreativ-zweckmäßiges Agieren. Die Rhythmen des Instinktes, die sich gegenseitig binden, laufen dann leer, weil sie in praktischer Tätigkeit, d.h. im situativen Anwenden, nie ‚konzertiert‘ wurden.

So verhalten sich gezüchtete Wildtiere, wie zum Beispiel Fischottern, wenn sie aus ihren Käfigen ausbrechen und in umgebende Fischteiche einbrechen (die ebenfalls kulturelle ‚Glashäuser‘ der Züchtung sind), wie im Bluttausch. Sie töten dann nicht um ihrer Ernährung willen, für die ja im Käfig andere sorgten. Der Tötungs-Instinkt hat als Rhythmus beim Kultivieren seine Verbindung mit der Ernährung nämlich total verloren. Das Töten von Fischen hört daher beim ausgebrochenen Tier erst dann auf, wenn der Fischteich, der die Flucht der Beute zusätzlich erschwert, leergetötet ist. In seinem Bluttausch scheint das Tier am Fressen gar nicht mehr interessiert zu sein.

In ähnlicher Form existieren in unserer Gesellschaft Macht-, Rüstungs- und Kapitaltausch, die ihre Bindung sowohl zum humanen Ganzen als auch zum ökologischen Ganzen verloren zu haben scheinen. In ihrem permanent erfolgreichen Anwenden ‚konzertieren‘ sie sich dafür untereinander und schleifen sich als gesellschaftlicher Super-Rhythmus ein. Dieser Super-Rhythmus entwickelt dann krebsartig einen Sog, der alles an sich rafft und um sich gruppiert.

Das Verlieren des Einstellwirkens des Ganzen führt so auf ähnliche Weise zu einer egozentrischen Einfalt und zum Verlust einer sich anpassen könnenden Kreativität. Man könnte diese gesellschaftlichen, immer nach Wiederholung drängenden Rhythmen ähnlich wie die Selbstsucht der Krebszellen betrachten.

Dass diese habgierige ‚Einfalt‘ aggressiv ist und in ihrer Einfältigkeit, sich permanent selbst klonend, alles rundherum auffrisst, macht sie aber deshalb noch nicht ‚wild‘.

Wenn man daher den Krebs als ‚Wildwuchs‘ bezeichnet, dann wird in dieser Wort-Verdrehung das Wort ‚Wildheit‘ nicht im Sinne von ‚natürlich lebendig wild‘ verwendet, sondern aus der Sicht einer ‚rhythmisch-ordentlich ordnenden‘ Kultur als Schimpfwort für einen Störenfried gesetzt. Dieser hat aber mit Wildheit gar nichts zu tun. Im Gegenteil, die gesellschaftlichen Krebsgeschwüre überholen die Kultur auf der Seite der Kultur, also nicht auf der Seite der kreativ-lebendigen Wildheit, sondern auf der ‚über-kultivierten‘ gegensätzlichen Seite.

Da die Kultur die ‚Wildheit‘ verachtet, stempelt sie gezielt ihr ‚eigenes Extrem‘ zur ‚Wildheit‘, obwohl gerade jene (sich vom Ganzen der Natur isolierende) ‚Über-Kultivierung‘ das wilde Leben ‚einfältig-ordentlich‘ zerstört.

Diese Isolierungen gibt es allerdings nicht nur in der Kultur als kulturelle Krankheit, sondern ‚natürlich‘ auch in

der Natur selbst, in welcher der Gegensatz von Rhythmus und Kreativität, von Isolieren und Weiten ‚aufgehoben‘ bzw. ‚vor-gehoben‘ ist.

Die Wildheit ist aber nicht nur dadurch gekennzeichnet, dass sie von ‚primitiven‘ Rhythmen des Instinktes beherrscht wird, die der umgebenden Natur sehr wohl angemessen sind, aber der höherorganisierten Kultur zuwiderlaufen. Dies wäre eine gefährlich verkürzte Betrachtung der Wildheit.

Die Wildheit selbst zeichnet vielmehr die Bindung zum umfassenden Ganzen, die Fähigkeit des Hinhörens auf das Einstellwirken und vor allem die das Über-Leben sichernde Kreativität aus, welche sowohl dem Individuum als auch der Population die Chance des Über-Lebens erhöht.

Wenn wir nun im Sozialisieren sowohl in den Individuen als auch in der Gemeinschaft Rhythmen entwickeln wollen, die der Kultur entsprechen, dann sind es gerade diese Schlüssel-Qualifikationen der Wildheit, die wir nicht im Sinne eines Eliminierens ‚aufheben‘ dürfen, sondern die wir ‚nachhaltig‘ bewahren und auf das höhere Niveau der menschlichen Kultur ‚hinaufheben‘ müssen, wenn wir als Kultur die Chance unseres Über-Lebens erhöhen wollen.

Unsere Wildheit ist unsere humane Ressource!

Das Verachten der Wildheit dient nur den raffsüchtigen, raubbauenden und pseudo-rational rauschartigen, d.h. krebsartigen Prozessen in unserer Gesellschaft.

Gründliches Denken

I.

Unter ‚gründlichem‘ Denken verstehe ich ein schauendes Denken, das mit dem Grund, den man zum Beispiel mit den Wörtern ‚*Dao*‘, ‚*Brahman*‘ oder ‚*Sein*‘ benennen könnte, verbunden ist. Man könnte es auch als kreatives oder schöpferisches Denken benennen.

Beim Entwickeln des gründlichen Denkens geht es nicht darum, eine ‚Lösung‘ als etwas Abschließendes zu suchen oder sich eine besondere Erkenntnis, bzw. die Offenbarung einer esoterischen Wahrheit zu erwarten. Diese wäre ja das Ende eines gedanklichen ‚Weges‘, es wäre ein ‚Los-Lösen‘ vom Gehen dieses Weges.

Man muss vielmehr am lebensweltlichen Weg bleiben, denn nur dort lernt man das Umgehen mit Erfahrung und Wissen. Dieses ist es ja, was uns einerseits nützt, uns andererseits aber auch oft im Wege steht. Mit jenem müssen wir daher umzugehen lernen. Außerhalb des lebensweltlichen Weges gibt es nicht einmal ein vorläufiges Wissen, da bleibt es beim Ahnen.

Über dieses dem lebensweltlichen Weg scheinbar außerhalb zu ‚Grunde‘ Liegende können wir zwar in unserer lebensweltlichen Sprache miteinander reden, wir können um dieses Geahnte herumreden, aber wir können über es nichts in der Form sagen, wie wir es über lebensweltliche Tatsachen ‚vorläufig‘, d.h. ihnen kühn vorausseilend, tun können.

II.

Es geht aber auch beim lebensweltlichen Weg, auf dem man ein vorläufiges, ein der Tat voraneilendes Wissen erlangen kann, weder darum, ein endgültiges Wissen zu erlangen, noch darum, das Wissen überhaupt zu verachten, nur weil es nie ‚fertig‘ und ‚endgültig‘ sein kann. Lebensweltlich ‚brauchbar‘ oder ‚unbrauchbar‘ ist es alle mal. Deswegen müssen wir eben klar unterscheiden lernen, um das jeweils Zweckmäßige zu finden. Dies müssen wir selbst dann tun, wenn wir ohnehin immer nur das geringere Übel wählen können sollten.

Es geht letztlich nicht um ‚abschließende‘ Antworten, sondern um das Zunehmen der Klarheit und der Gelassenheit des achtsam unterscheidenden Weiter-Fragens. Diese gründliche Klarheit und Gelassenheit ist die Quelle unserer Kreativität und unseres praktischen Augenmaßes.

Es gibt verschiedene Einstiege in den Weg des gründlichen Denkens. Man beginnt meist bei dem, was man selbst zu wissen meint. Von diesem ‚gewohnten‘ und den Rhythmus unseres Zusammenlebens prägenden Wissen löst man sich dann (aus einem gegebenen Anlass) im kreativen gedanklichen Gehen, um einen die Not wendenden Schritt voranzugehen. Man opfert dabei das scheinbare Gleichgewicht des jeweiligen Wissens-Ortes, auf dem man sich mit seiner ‚relativ beruhigten‘ Antwort

zu befinden meint. Das jeweilige Wissen ist also auch so etwas wie ein gutes Ruhekissen, das einem auch Halt gibt und einem ‚vorübergehend‘ etwas im Gleichgewicht hält.

Dieses ‚scheinbar ruhende‘ Gleichgewicht der jeweiligen Antwort, die oft eine abschließende ‚Lösung‘ vorgaukelt und einen dadurch träge macht, ist aber immer trügerisch.

Im gedanklich-achtsamen Spiel mit den jeweils vorhandenen Antworten wird erleb- und sichtbar, dass jede zur Welt gebrachte Antwort, dass jedes zur Sprache gebrachte Wissen, selbst wieder mehrerer Fragen zur Welt bringt.

Erkennen ist daher kein fertig machendes Abschließen, sondern ein kreativ fragendes ‚Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand-der-Antwort-Gehen‘.

So, wie jede suchkräftige Frage in sich schon den Keim der Antwort trägt, so schlummern in jeder Antwort schon mehrere neue Fragen. Frage und Antwort enthalten sich gegenseitig wie Yin und Yang. Das Wesen der Wissenschaft ist daher nicht das relativ enge System des Wissens.

Wissenschaft ist kein statisches Archiv von Antworten, sondern sie ist darüber hinaus und letztlich das viel umfangreichere jeweils neue dynamische Ganze der bereits zur Sprache gebrachten und noch unbeantworteten Fragen³⁶.

Mit jeder zur Sprache gebrachten Antwort wird nämlich ein Vielfaches an Fragen zur Welt gebracht, was dem Denken aber jeweils eine Ent-

³⁶ Vgl. HORST TIWALD: „*Impulse und Modelle sportwissenschaftlichen Denkens*“, Ahrensburg 1974. S. 10 ff.

scheidung darüber abverlangt, in welche Richtung es vorerst „einseitig“ weiter gehen möchte.

III.

Letztlich gilt es aber alle diese neuen Fragen irgendwann im Weiter-Gehen, auf denkenden Schleifen und praktisch tätigen Umwegen, doch erneut zur Sprache und zur Antwort zu bringen.

Das Sichtbar-Werden des Nicht-Wissens nimmt also ‚vorausblickend‘ viel mehr zu, als das sich ‚rückblickend‘ aufsummierende Wissen.

Deswegen verlangt das gründliche Denken auch etwas Mut, der erforderlich ist, um das rapide Anwachsen der Ungewissheit auszuhalten.

Wenn also jemand behauptet, wie zum Beispiel über SOKRATES erzählt wird: *„Ich weiß, dass ich nichts weiß!“*, dann ist dies keine paradoxe Behauptung oder ein Zeichen von Bescheidenheit und schon gar nicht ein Lob des Nicht-Wissens, sondern Ausdruck der Tatsache, dass ich mit zunehmendem Wissen immer mehr um mein gewaltiges Nicht-Wissen weiß.

Vielleicht drückt es auch aus, dass ich bei meinem gründlichen Denken etwas begegnet bin, das sich gar nicht in der Form wie unser lebensweltliche Wissen wissen und sagen, sondern das sich ‚grundsätzlich‘ nur ahnen lässt.

Es lässt sich hier an die allseitige raum-zeitlichen Expansion des Raumes denken. Die in diesem Denk-Modell dann vorstellbare äußere Kugel-Oberfläche des sich

ausdehnenden Raumes zieht sich immer mehr auseinander und schafft so immer mehr Orte der Berührung mit dem Umgebenden, wie JÜRGEN MITTELSTRAB³⁷ das Zunehmen des Nicht-Wissen in seinem Kugel-Modell veranschaulicht.

Wenn es also zum Beispiel darum geht, sich gedanklich mit einer paradoxen Zen-Aufgabe (mit einem Koan) abzumühen, dann ist auch diese Aufgabe eine Hilfe für den Einstieg in ein gründliches Denken.

Das in diesem Denken zuerst in den Sinn Kommende und zuerst zur Sprache Gebrachte kann nämlich nie eine ‚halbe Lösung‘ sein. Es ist nicht einmal eine Millionstel einer Lösung, denn es geht auf diesem Weg des Entfaltens der Achtsamkeit gar nicht um etwas Teilbares und durch Wissens-Atome Summierbares, sondern um das selbständige ‚Zur-Sprache-bringen‘ jener Fragen, die jeder Schritt jeweils neu aufwirft. Dies geht so lange weiter, bis sich klare Gelassenheit bzw. gelassene Klarheit einstellt. Von Antwort aber keine Spur!

Da in jedem Gedanken-Schritt (angesichts der Praxis und der Vielfalt der vorliegenden Fragen) an jeder Multi-Weg-Verzweigung dem Denkenden immer eine Entschei-

³⁷ JÜRGEN MITTELSTRAB ist anerkannter Philosoph. Er leitet an der Universität Konstanz seit 1990 das Zentrum für Philosophie und Wissenschaftstheorie. Vgl. auch: JÜRGEN MITTELSTRAB: „*High-Tech oder Humboldt?*“ In: "PRO UNI". Heft 1999/2. Hamburg 1999. und mein darauf Bezug nehmendes Projektpapier Nr 17. „*Transkulturelle Bewegungsforschung und Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining. – zum `dies academicus- 1999`*“ auf meiner Homepage <www.horst-tiwald.de>

derung abverlangt wird, ist jeder Schritt notwendig ‚einseitig‘.

Dies ist aber nicht tragisch, denn es geht ja nicht, wie schon gesagt, darum, Wissen zu sammeln, sondern kreativ Denken zu lernen, d.h. aus der Erfahrung des selbst gehenden Denkens heraus an den jeweiligen Multi-Weg-Verzweigungen in einem gründlichen Bezug ‚suchkräftige‘ Entscheidungen zu treffen und „suchkräftige Fragen“ zur Sprache zu bringen. Dies bedeutet, die eigene Kompetenz zu ‚ent-scheiden‘ und zu ‚unterscheiden‘ zu entfalten, also seinen ‚Verstand‘ zu entwickeln.

IV.

Das Ziel der oben genannten Zen-Aufgaben ist es, aus der hier dargestellten Sicht, das Dasein, den Grund, den Immanezfonds, wie FRANCOIS JULLIEN³⁸ es nennt, in allem und jedem lebensweltlich Seienden achtsam begegnen zu können.

In diesem Begegnen wird im Bewegen der alltäglichen Dinge, d.h. in ihrem Verändern und in ihrer Vergänglichkeit, dann die Stille, die Ruhe, die Identität zeitgleich mit dem Verändern ihres So-Seins zu ‚realisieren‘³⁹ gesucht.

Etwa so ähnlich, wie man Dinge, die man zwar bemerkt und immer schon gewohnheitsmäßig bemerkt hat, plötzlich wirklich ‚realisiert‘ und ihrer ‚gewahr‘ wird. In einem Aha-Erlebnis erschei-

³⁸ Zu diesem Verständnis von „Immanenz“ vgl. FRANCOIS JULLIEN: *„Der Weise hängt an keiner Idee – Das Andere der Philosophie“*. München 2001, Seite 56ff. ISBN 3-7705-3561-8.

³⁹ vgl. FRANCOIS JULLIEN: a.a.O. Seite 68.

nen sie dann plötzlich in einer bislang nie wahrgenommenen Sicht. Sie sind nun erst wirklich für einen da, ganz ähnlich wie der lebensweltliche Funke der Liebe überspringt.

Es geht daher nicht um einen Zugang zu etwas Jenseitigem, sondern zum ‚Grund‘ der Immanenz in der Immanenz selbst.

Man sucht diesen Zugang zum Da-Sein des So-Seins deshalb in einfachen Dingen, weil er einen in der faszinierenden lebensweltlichen Äußerlichkeit, wie in der von der Erotik markierten Liebe, ohnehin relativ leicht ‚überkommt‘. Es geht im Leben nicht nur um das Glück in der Faszination, die unsere ‚Aufmerksamkeit‘ fesselt, sondern auch und letztlich um die Fähigkeit, ‚achtsam‘ dem umfassenden Glücksgehalt der Welt selbst begegnen zu können. Also auch den Eisberg des Einfachen unter der Spitze der unübersehbaren Faszinationen entdecken zu können.

Denn aus der Faszination durch das Spektakuläre kann eine Sucht, bzw. ein Suchen nach Spektakulärem entstehen, welches das Da-Sein nur mehr in einer erhöhten ‚Reizdosis‘ zu erleben vermag. Dieser Sucht bleibt dann der *Grund*, die *Stille*, die *Ruhe*, die *Identität*, das *Da-Sein* im nicht-spektakulär *Einfachen* immer mehr verborgen. Das Leben wird dadurch immer enger.

Durch das Beschäftigen mit dem Einfachen aber auch mit dem Paradoxen, das den hochfliegenden Gedanken-

Weg versperrt, wird daher versucht, der Sucht nach einem spektakulären ‚Jenseits des Einfachen‘, der Sucht nach einer Überhöhung des So-Seins, zu ‚ent-gehen‘. Durch ein süchtiges ‚Immer-höher‘ der ‚Reizdosis‘, das letztlich in einem ‚spektakulären Jenseits‘ mündet, wird nämlich der einfache Alltag zu etwas Leblosem herabwürdigt, dem es dann in einer ‚Wegwerf-Mentalität‘ rasch zu entfliehen gilt. Die Zen-Aufgaben legen daher einen Schritt in die entgegengesetzte Richtung nahe. Dies hat aber ebenfalls seine Tücken, so dass man Gefahr läuft, vom Regen in die Traufe zu gelangen.

Man vereinfacht im Meditieren durch das Schließen der Sinnes- und der Gedanken-Tore nämlich das Einfache immer mehr, wodurch man aber Gefahr läuft, in einen Sog zu einem vermuteten metaphysischen Jenseits des physisch Seienden zu geraten. Durch die Flucht aus der Lebenswelt verliert man in der Immanenz ebenfalls im So-Sein das Da-Sein bzw. im verdichteten aber isolierten Dasein das lebensweltliche Sosein..

Auf dieser Gratwanderung des Weges kann man in der Immanenz:

- auf der einen Seite durch eine überwältigende lebensweltliche Faszination seine gründliche Mitte durch ein Abstürzen in ‚spektakuläres Jenseits‘ verlieren;
- auf der anderen Seite aber auch durch ein Abstürzen in den Kult einer ‚jenseitigen Stille‘.

Diese Abstürze erscheinen dem selbstkritischen Denken dann als ‚halbe Lösungen‘, die man nur, um sie ganz zu machen, eben nur intensiv weitergehen müsse. Sie sind aber als Abstürze keine ‚halben Wege‘, die man weitergehen könnte und sollte, sondern Verluste des gründlichen Gehens, sind ein ‚Loslösen‘ von der Immanenz des lebendigen Gehens in der Welt.⁴⁰

V.

Aber all diese Probleme stellen sich bereits im Denken ganz konkret, wenn es in der Logik darum geht, die Wörter ‚Identität‘ und ‚Gleichheit‘ nicht nur aussprechen und mit ‚Vernunft‘ in sinnvollen Sätzen gebrauchen zu lernen, sondern auch deren unterschiedliche Bedeutung in einem Blick erlebensintensiv plötzlich zu ‚schauen‘.

Es bringt das eigene Denken einen großen Schritt weiter, wenn man wirklich ‚realisiert‘ dass mit dem Wort ‚*Identität*‘ etwas grundsätzlich anderes gemeint ist als mit dem Wort ‚*Gleichheit*‘.

Das Selbe, das Identische ist immer singulär, von ihm gibt es nur eins. Mit ihm kann daher gar nichts ‚ähnlich‘ sein. Ja nicht einmal das treffendste Abbild kann das Selbe sein. Deswegen ist es ja bloß ein Abbild. Gleich kann wiederum nur etwas sein, von dem es mindestens zwei ähnliche

⁴⁰ Lesenswert sind zu diesem Thema auch die Gedanken von FRITZ MAUTHNER. Sie FRITZ MAUTHNER: „*Der letzte Tod des Gautama Buddha*,“ München 1913. Siehe auch die im Internet abgelegten Texte von FRITZ MAUTHNER unter <www.mauthner-gesellschaft.de>

Exemplare gibt. Womit sollte man auch etwas vergleichen, wenn es nichts Vergleichbares gibt. Das Selbe ist daher unvergleichbar einzig. Das Selbe kann daher gar keine vergleichbare Form haben, denn jede Form umfasst Ähnliches, sonst wäre es ja für uns keine Form. Dies sollte man schauen und als einen grundsätzlich Ausgang des gründlichen Denkens ‚realisieren‘.

Ein sogenanntes absolut Gleiches kann nie das Andere werden, dem es gleicht! Das Denk-Konstrukt eines sog. ‚absolut Gleichen‘, das dann vorgibt, das ‚Identische‘ zu sein, vernebelt daher diesen wichtigen Unterschied.

Die ‚Identität‘ ist das Dasein von Etwas. Durch ein Intensivieren des So-Seins entsteht nie ein Da-Sein, aus der Essenz nie eine Existenz, aber auch umgekehrt wird aus der Existenz nie eine Essenz, aus der Identität nie ein Verändern „geboren“. So gibt es kein Da-Sein ohne So-Sein und kein So-Sein ohne Da-Sein.

Bereits an der Tatsache des Bewegens könnte man sich die Einheit und den Unterschied von ‚Gleichheit‘ und ‚Identität‘ klar machen:

- es gibt nämlich einerseits kein Bewegen ohne ‚verbindende Identität‘, nicht ohne dauerndes Dasein;
- und es gibt andererseits auch kein Bewegen ohne ‚Verändern des scheinbar ruhend Gleichen‘.

In der allgemeinen Bewegungswissenschaft geht es daher, analog zur Logik (als der speziellen Wissenschaft des gedanklichen Gehens) ganz fundamental darum, in einem gründlichen Den-

ken das Bewegen selbst als die widersprüchliche Einheit von ‚verbindender Identität‘ und ‚unterscheidendem Verändern des scheinbar ruhenden Gleichen‘ zu erfassen.

Es geht aber auch hier nicht nur darum, diesen zur Sprache gebrachten Unterschied ‚vernünftig‘ nach-zu-denken und die beiden Wörter ‚vernünftig‘ gebrauchen zu können, sondern ganz fundamental darum, mit seinem ‚Verstand‘ in ‚einem Blick‘ den mit den beiden Wörtern begriffenen und auseinander gehaltenen Unterschied (ohne ‚vernünftiges‘ Denken) zu ‚realisieren‘. Dies geschieht im gründlichen Denken. In der Ur-Sphäre⁴¹ des Verstehens lässt sich dies im ‚Verstand‘ ganz unmittelbar zu schauen.

Hier erinnere ich an die Bemerkung von IMMANUEL KANT:

"Alle Unterweisung der Jugend hat dieses Beschwerliche an sich, dass man genötigt ist, mit der Einsicht den Jahren voranzueilen, und, ohne die Reife des Verstandes abzuwarten, solche Erkenntnis erteilen soll, die nach der natürlichen Ordnung nur von einer geübteren und versuchten Vernunft können begriffen werden. Daher entspringen die ewigen Vorurteile der Schulen, welche hartnäcklicher und öfters abgeschmackter sind als die gemeinen, und die frühkluge Geschwätzigkeit junger Denker, die blinder ist, als

⁴¹ Zum Begriff „Ur-Sphäre“ vgl. EUGEN HERRIGEL: „Urstoff und Urform. Ein Beitrag zur philosophischen Strukturlehre.“ Tübingen 1926. auch: EUGEN HERRIGEL: „Die Metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant.“ Tübingen 1929. Siehe auch: DAISETZ TEITARO SUZUKI: „Wesen und Sinn des Buddhismus – Ur-Erfahrung und Ur-Wissen“. Freiburg-Basel-Wien 1993. ISBN 3-451-04920-1.

irgend ein anderer Eigendünkel und unheilbarer als die Unwissenheit. ...

Denn da der natürliche Fortschritt der menschlichen Erkenntnis dieser ist, dass sich zuerst der Verstand ausbildet, indem er durch Erfahrung zu anschaulichen Urteilen und durch diese zu Begriffen gelangt, dass darauf diese Begriffe in Verhältnis mit ihren Gründen und Folgen durch Vernunft und endlich in einem wohlgeordneten Ganzen vermittelt der Wissenschaft erkannt werden, so wird die Unterweisung eben denselben Weg zu nehmen haben.

*Von einem Lehrer wird also erwartet, dass er an seinem Zuhörer erstlich den **verständigen**, denn den **vernünftigen** Mann, und endlich den **Gelehrten** bilde. Ein solches Verfahren hat den Vorteil, dass, wenn der Lehrling gleich niemals zu der letzten Stufe gelangen sollte, wie es gemeinlich geschieht, er dennoch durch die Unterweisung gewonnen hat, und, wo nicht vor die Schule, doch vor das Leben geübter und klüger geworden.*

Wenn man diese Methode umkehrt, so erschnapet der Schüler eine Art von Vernunft, ehe noch der Verstand an ihm ausgebildet wurde, und trägt erborgte Wissenschaft, die an ihm gleichsam nur geklebt und nicht gewachsen ist, wobei seine Gemütsfähigkeit noch so unfruchtbar wie jemals, aber zugleich durch den Wahn von Weisheit viel verderbter geworden ist.

Dieses ist die Ursache, weswegen man nicht selten Gelehrte (eigentlich Studierte) antrifft, die wenig Verstand zeigen, und warum die Akademien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken als irgend ein anderer Stand des gemeinen Wesens.

Die Regel des Verhaltens also ist diese: zuvörderst den Verstand zeitigen und sein Wachstum

zu beschleunigen, indem man ihn in Erfahrungsurteilen übt und auf dasjenige achtsam macht, was ihm die verglichene Empfindungen seiner Sinne lehren können. Von diesen Urteilen oder Begriffen soll er zu den höheren und entlegenern keinen kühnen Schwung unternehmen, sondern dahin durch den natürlich gebähnten Fußsteig der niedrigeren Begriffe gelangen, die ihn allgemach weiter führen; alles aber derjenigen Verstandesfähigkeit gemäß, welche die vorhergehende Übung in ihm notwendig hat hervorbringen müssen, und nicht nach derjenigen, die der Lehrer an sich selbst wahrnimmt, oder wahrzunehmen glaubt, und die er auch bei seinen Zuhörern fälschlich voraussetzt.

Kurz, er soll nicht **Gedanken** sondern **denken** lernen; man soll ihn nicht **tragen** sondern **leiten**, wenn man will, dass er in Zukunft von sich selbst zu **gehen** geschickt sein soll."⁴²

⁴² Vgl. IMMANUEL KANT: „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbenjahre von 1765-1766.“ In: IMMANUEL KANT: „Von den Träumen der Vernunft - Kleine Schriften zur Kunst, Philosophie, Geschichte und Politik.“ Wiesbaden 1979. S. 103 ff.

Der Weg ist nicht das Ziel – die Ziele sind in den Wegen!

I.

Beim Entfalten des gründlichen Denkens treten die Ziele des Weges scheinbar in den Hintergrund. Dies tun sie aber nur scheinbar, denn ständig sind auf dem Weg Entscheidungen zu treffen, um die Suchkraft des Weges zu behalten bzw. sie zu finden und in sie einzumünden.

Wer daher als Lehrer einen Weg weisen oder auf ihm führen will, der muss Verantwortung tragen. Diese ergibt sich aus dem Ziel, das jedem Suchenden, der sich einem Führenden anvertraut, „vorschwebt“.

Verantwortung kann man aber auch nur tragen, wenn man auch Kenntnisse über zielannähernde Wege hat. Manche selbsternannte ‚Gurus‘ glauben, sich diese Verantwortung ersparen zu können, indem sie behaupten, dass der ‚Weg‘ selbst und das ziellose Suchen das Ziel sei:

- dies ist nur für den Suchenden richtig;
- der Führende muss sehr wohl über Ziele und Gefahren Bescheid wissen.

Dies ist ein wesentlicher Unterschied. Nur dann, wenn der Führende das Gelände ‚kennt‘, im Sinne eines Er-

fahrenhabens ähnlicher Bedingungen, kann er Verantwortung für das Suchen in diesem ‚Feld‘ übernehmen und unter das selbstständige Wandeln des Suchenden ein schützendes Netz spannen.

Wenn der Führende das Gelände kennt, dann kann er mit dem Suchenden auch die markierten Wege verlassen und ihn im Erkunden mit anderen Wegen bekannt machen:

- für den Suchenden ist, beim Durchwandern der Vielfalt des Geländes, sein Weg das Ziel, auf das er achten muss;
- der Führende muss jedoch jederzeit wissen, wie er den Suchenden seinem Ziel möglichst ungefährdet näher bringt.

Wer also zum Beispiel das Skilaufen dafür nutzen will, auf dem Weg des Erlernens der Hangbewältigung auch anderes im Lernenden zu entfalten, der muss sehr viele Wege wissen, den Skischüler auf schnellem und unfallfreiem Weg zu seinem Ziel zu führen, nämlich ein gutes Skilaufen zu lernen.

II.

Wenn also, auf fernöstliches Gedankengut schielend, behauptet wird: *„Der Weg ist das Ziel!“*, dann ist dies leicht gesagt, aber schwer verstanden.

Was ist damit eigentlich gemeint?

Aus dem heutigen Gebrauch dieses Satzes kann man leicht erkennen, dass in diesem Satz mit dem deutschen Übersetzungs-Wort ‚Weg‘ nicht das gemeint ist, was es eigentlich in der Übersetzung der fernöstlichen Texte meinen sollte.

Unser deutsches Wort ‚Weg‘ hat nämlich eine ganz andere Bedeutung als das japanische Wort ‚Do‘, wenn dieses in Texten des ZEN-BUDDHISMUS gebraucht wird:

- das deutsche Wort ‚Weg‘ hat einerseits mit ‚Ort‘, ‚Gewicht‘ und ‚messen‘ zu tun, und es bedeutet als ‚Was‘ soviel wie Ortsveränderung von einem bestimmten Ort ‚weg‘;
- andererseits hat es im Hinblick auf unsere griechische Denktradition mit dem ‚Wie‘ dieser Ortsveränderung zu tun und bedeutet, den Weg zu etwas ‚hin‘ verfolgen, ein ‚Nachgehen‘, ein ‚Untersuchen‘ dieses Weges, also ‚methodos‘⁴³ als ‚Weg‘ oder ‚Gang‘ einer Untersuchung.

In unserem westlichen Denken meinen wir dann heute im wissenschaftlichen Gebrauch damit einen ‚eindeutigen Weg‘, etwas zu transformieren. Wir meinen also einen ‚Algorithmus‘, ein System von Regeln, nach denen sich etwas ‚schrittweise‘ konsequent in etwas Bestimmtes umformen lässt.

Nun könnte man sich gedanklich gegen diese algorithmische Bedeutung des Wortes ‚Weg‘ auflehnen, deren Zielorientierung ein-

⁴³ „metá“ bedeutet „hinterher“, „hintennach“ und „hodos“ bedeutet „Weg“.

fach negieren und dann wieder zum Weg als etwas zurückkehren, das nicht planvoll irgendwo ‚hin‘, sondern bloß vom derzeitigen Ort ‚weg‘ führt und vollkommen ‚offen‘ ist für Richtungsänderungen.

Mit dieser Negation hat man sich von der westlichen Bedeutung des deutschen Wortes ‚Weg‘ nicht unbrauchbar ‚weg‘ bewegt, aber sich noch nicht zu dem ‚hin‘ bewegt, was im fernöstlichen Gebrauch mit dem Wort ‚Do‘ im Zusammenhang mit ZEN gemeint ist.

III.

Das Wort „Do“ hat im ZEN eine doppelte, jedoch zusammengehörende Bedeutung:

- einerseits bedeutet es im Hinblick auf die Lehre des LAO TSE so viel wie ‚Dao‘, den ‚unbewegten‘ Urgrund. Das chinesische Wort ‚Dao‘ wurde von deutschen Sinologen schon sehr früh mit dem deutschen Wort ‚Weg‘ übersetzt, was keineswegs sehr glücklich war, denn etwas ‚Unbewegtes‘ als ‚Weg‘ zu bezeichnen, das kann nur der Eingeweihte verstehen, nicht aber derjenige, der sich dem Verständnis erst annähert.

Würde man diesen Gebrauch des Wortes ‚Weg‘ in den Satz „*Der Weg ist das Ziel!*“ einsetzen, dann würde dieser Satz bedeuten, dass man, wenn man ‚in sich‘ diesen Urgrund (‚Dao‘) findet und achtsam aus ihm heraus lebt, erst dann mit Augenmaß seinen eigenen konkreten ‚Weg‘ in dieser Welt finden kann.

Das erste Ziel dieses Strebens solle also nicht sein, sich von den lebensweltlichen Problemen und den zielorientierten lebensweltlichen ‚We-

gen' ,faszinieren' zu lassen, sondern vorerst ,in sich' den inneren Halt zu suchen, der sich dann lebensweltlich in einer gelassenen ,Achtsamkeit' zeigt;

- die andere, die lebensweltliche Bedeutung von ,Do' liegt nun darin, sich auch bei der ,Außensicht' der Welt nicht von Zielen fixieren und von rhythmischen Erfahrungen, von den Gewohnheiten, bevormunden zu lassen, sondern das vor einem liegende ,Feld' der Praxis mit seiner eigenen Erfahrung immer wieder ganz neu zu beachten und im ,Feld der Situation' mit Augenmaß die jeweils angebrachten ,Ziele' zu entdecken. Die jeweiligen Ziele liegen also dann als ,Situationspotentiale' im ,Feld', in den ,Wegen'.

IV.

Der ,Weg' ist also hier keine lineare Strecke, sondern ein ,Feld', in dem viele verschiedene Ziele und insbesondere unterschiedliche ,Zwischen-Ziele' gefunden und dementsprechend auch ganz unterschiedliche ,Wege' dann konkret gegangen werden können.

Das Wort ,Weg' bedeutet hier eigentlich nicht ,Weg' im westlichen Sinne, sondern ,weites Feld' von Chancen und Gefahren, das mir viele Varianten des ,Be-weg-ens', des tätig dieses Feld beackernden ,Spuren-Ziehens', bietet.

Es geht in dieser Bedeutung von ‚Weg‘ dann darum, eine ‚Leistung‘⁴⁴ zu entfalten, d.h.:

- einerseits in sich die Fähigkeit zu entfalten, die ‚Situationspotentiale‘ im Weg (d.h. im Feld) auch früh und differenziert wahr zu nehmen;
- andererseits auch die Leistung zu entwickeln, ein Problem auf verschiedene Arten lösen zu können.

Im lebensweltlichen ‚Tanz‘ in und mit der Praxis geht es dann darum, im Vollzug die Rhythmen des eigenen Agierens situationsspezifisch ‚geschickt‘ variieren zu können, damit pulsierend das eigene Gleichgewicht (als ein ‚Ganzes‘) ‚gewandt‘ ausbalanciert werden kann.

⁴⁴ Ich gebrauche hier das Wort „Leistung“ im Sinne von VIKTOR VON WEIZSÄCKER, der darunter die Kompetenz versteht, ein Ziel auf unterschiedlichen Wegen zu erreichen.

Anmerkung von SVEN CLAUSEN:

„Interessant ist auch, dass sich das Wort „leisten“ etymologisch gesehen vom ‚Nachgehen einer Spur‘ bzw. dem ‚Nachspüren‘ herleitet (vgl. Herkunftswörterbuch DUDEN 2001, 481). Schaut mal im Duden unter „leisten“ nach. Dort steht übrigens auch, dass sich die Bedeutung ‚wissen‘ aus dem ‚nachgespürt haben‘ entwickelt haben soll.“

Diese Anmerkung ist richtig und wichtig, denn sie zeigt deutlich auf, dass ich, mit VIKTOR VON WEIZSÄCKER, unter „Leistung“ genau das Gegenteil der herkömmlichen Bedeutung meine. Für mich besteht eine „Leistung“ gerade nicht darin, alles „über einen Leisten zu schlagen“, also nicht in einen „Fußabdruck“ (in einen „Leisten“) nach dem anderen, der Fußspur nachgehend, hineinzustapfen, sondern den Weg durch eigenes „Spurenziehen“ zu erkunden. Durch das selbständige und mutige Abweichen vom vorgegebenen „Leisten“ erwirbt man sich erst die Kompetenz, ein bestimmtes Ziel auf unterschiedlichen Wegen zu erreichen, was *das „gewandte und elastische Prinzip“* des Lebens ist. Das „Wissen“ als eine Art „Fußabdruck“, als eine Art „Leisten“ eigener und fremder Erfahrung, ist daher nur die eine brauchbare Seite des Lebens. Das *„gewandte“* Anwenden des „Wissens“ in der Lebenswelt, das ist die andere und das letztlich Ausschlaggebende. Beides gehört aber zusammen, obwohl man es gedanklich klar auseinanderhalten sollte.

Oder anders herum:

man muss das Gleichgewicht des Ganzen ‚ge- wandt‘ situationsspezifisch ausbalancieren können, damit ein variantenreiches ‚geschicktes‘ Agieren möglich wird.

IV.

Wer offen ins Gelände geht, der hat viele Chancen, dies auch unterschiedlich zu tun:

- er kann einerseits die durch Erfahrung herausgefilterten und markierten Wander-Wege ablaufen;
- er kann aber andererseits auch eigene Wege gehen, die vielleicht kürzer, schöner oder erlebnis- und lehrreicher sind. Ja, dies ‚kann‘ er, ob er es ‚darf‘, das ist schon eine ganz andere Frage.

Aus verständlichen Gründen wird nämlich oft „*Das Abweichen von den Wegen streng verboten!*“ oder vor ihm gewarnt und darauf aufmerksam gemacht, dass man sie auf ‚eigene Gefahr‘ gehen müsse.

Die gesellschaftliche Erfahrung filtert also jene Wege heraus und markiert sie, die ‚allgemein‘ brauchbar sind, d.h. die die Gefahr für den Einzelnen und/oder die Gefahr für die Natur vermindern, oder auch die Interessen bestimmter Menschen und Gruppen schützen oder sichern.

Diese ‚Verallgemeinerungen‘ haben alle einen (aus einer bestimmten Perspektive oft auch verständlichen) Zweck, aber trotzdem bleibt die

Chance, auch auf ‚eigene Gefahr‘ vom Markierten abzuweichen und das Gelände zu erkunden.

Dies kann man auch tun, nicht um unbedingt schnell zum Ziel zu kommen, sondern um auf erlebnis- und lehrreichen Wegen auch ‚Neben-Zielen‘ oder vielleicht den ‚eigenen und eigentlichen‘ Zielen des Lebens näher zu kommen.

In dieser Hinsicht liegen auf dem Weg zum Gipfel des Berges viele ‚Um-Wege‘, die den direkten ‚Weg zu mir selbst‘ bedeuten.

Insofern geht es dann nicht mehr um das äußere Ziel des ‚lebensweltlichen Weges‘, sondern um die Ziele ‚in mir‘, die ich gerade beim achtsamen Gehen dieses ‚äußeren Weges‘ in mir selbst erreichen kann, ohne bereits das äußere Ziel erreicht zu haben.

Insofern ist dann ‚der Weg das Ziel‘ wodurch in diesem Gebrauch der Wörter, ein unsinniger Satz wieder Sinn macht.

So geht es mir beim Skilaufen nicht nur um das ‚äußere Ziel‘, bestimmte Hänge bewältigen zu können, sondern um das ‚breite Feld‘ auf dem ‚Weg‘ zu diesem Ziel hin. In diesem Feld liegt eine Fülle von ‚eigenen Zielen‘, die ‚zusätzlich‘ (sozusagen als ‚Mehrwert‘) ‚kreativ‘ realisiert werden können, ohne in eine ‚rhythmische‘ Langeweile der ‚Ziellosigkeit‘ zu verfallen.

„Gleich zu Gleich gesellt sich gern“

O.

Vorerst eine kurze Erinnerung an mein Denk-Modell:

Gedanken können als Bausteine des Bewusstseins ein „schauendes Verstehen“ vorbereiten.

Auf dem meditativen Weg zu diesem Verstehen geht es darum, im Bewusstsein das Vielerlei an Gedanken qualitativ in Eins zu binden. Dadurch soll die ganzheitliche Schau einer ‚spezifischen Qualität‘ erlangt werden, was man auch als ‚eingipfeliges Bewusstsein‘ oder als ‚Bewusstheit‘ einer ‚Soheit‘ bezeichnet.

Es gibt zwei Wege:

- der eine führt vom Schauen eines Ganzen in der Ur-Sphäre hin zu einer gegliederten Sicht des Ganzen; dies ist der Weg, der vom ‚Holon‘ ausgeht, der sogenannte holistische Weg, der ein Ganzes gliedert;
- der andere geht dagegen von individuellen Teilen aus, versucht diese Teile zu einem Ganzen zu verbinden und dann über das gegliederte Ganze in die Ur-Sphäre zu gelangen; dies ist der sogenannte systemische Weg, der von Elementen ausgeht und diese zum ‚System‘ verbindet.

Auf beiden Wegen lässt sich meditieren. Am Ende dieser meditativen Wege wird in der sog. ‚Ur-Sphäre‘⁴⁵ ein ‚Ur-

⁴⁵Zum Begriff „Ur-Sphäre“ vgl. EUGEN HERRIGEL: *„Urstoff und Urform. Ein Beitrag zur philosophischen Strukturlehre.“* Tübingen 1926. und

Phänomen' als ‚Soheit‘, als eine noch undifferenzierte ‚spezifische Qualität‘ geschaut.

Wenn ich mich, zum Beispiel beim achtsamen Variieren einer Bewegung, achtsam dem So-Sein der ‚Mitte‘ dieser Variationen zuwende, also jenen Bereich suche, der weder das eine noch das andere, aber auch sowohl das eine als auch das andere ist, dann kann sich auch hier ein Ur-Phänomen einstellen.

In der Kunst kann man dies ebenfalls erleben, zum Beispiel, wenn man sich der Vielfalt der Farben zuwendet. Man erfasst dann unmittelbar konkret etwas, was allen Farben ‚gemein‘ ist, das aber selbst gar nicht erscheint. Aber auch hinsichtlich des Beachtens von Formen ist dies möglich. In der Zen-Malerei geht es zum Beispiel darum, immer wieder Bambus zu malen und dabei selbst Bambus zu werden. Man zeichnet dann keinen bereits erschienenen Bambus ab, sondern man ‚schöpft‘ kreativ (in der ‚Ur-Form‘ des Bambus seiend) einen neuen Bambus, den es in dieser Form gar nicht gab, denn kein

EUGEN HERRIGEL: *„Die Metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant.“* Tübingen 1929.

Siehe auch: DAISSETZ TEITARO SUZUKI: *„Wesen und Sinn des Buddhismus – Ur-Erfahrung und Ur-Wissen“*. Freiburg- Basel-Wien 1993. ISBN 3-451-04920-1.

Vergleiche auch den Begriff „höchste Urteilskraft“ bei NYOITI SAKURAZAWA (GEORGES OHSAWA): *„Die fernöstliche Philosophie im nuklearen Zeitalter“*. Hamburg 1978 und GEORGES OHSAWA: *„Das Einzige Prinzip der Philosophie und der Wissenschaft des Fernen Ostens – Die Philosophie der Makrobiotik“*. Holthausen/ü. Münster 1990. ISBN 3-924845-23-9 sowie GEORGES OHSAWA: *„Das Buch vom Judo“*. Holthausen/ü. Münster 1988. ISBN 3-924845-12-3.

Bambus gleicht dem anderen. Es ist nämlich vollkommen unmöglich, irgend etwas exakt zu kopieren.

Die Kunst ist also, wenn sie Kunst ist, wie die Natur selbst ein schöpferischer Akt. Ähnliches trifft aber auch zum Beispiel für Situationen in einem Fußballspiel zu. Auch hier ist es verschieden, ob ich bloß eine Standardlösung der Form nach zu kopieren suche, oder ob ich ‚in Form‘ bin und aus der ‚Ur-Form‘ heraus kreativ eine neue und einmalige Lösung des vorliegend spielerischen Problems zur Welt bringe. Ähnliches gilt natürlich auch für das Bewältigen von Situationen im Alltag.

HENRI MATISSE drückte dieses Vordringen zur Ur-Form, in Hinblick auf einige Portraits, die ihm gelungen waren, so aus:

„In diesen Zeichnungen, scheint mir, ist meine ganze Einsicht in das Wesen der Zeichnung, die ich während vieler Jahre ständig vertieft, enthalten. Es ist die Erfahrung, dass weder ein genaues Abbilden der in der Natur vorgefundenen Formen noch ein geduldiges Anhäufen scharf beobachteter Einzelheiten die Eigenart einer Zeichnung ausmachen, wohl aber das tiefe Gefühl, das der Künstler dem von ihm gewählten Objekt entgegenbringt, auf das er seine ganze Aufmerksamkeit richtet und in dessen Wesen er eingedrungen ist.

Zu dieser Einsicht bin ich auf Grund von Erfahrungen gekommen. Ich habe, um ein Beispiel zu nehmen, die Blätter eines Feigenbaumes beobachtet und gesehen, dass jedes Blatt, obgleich es seine besondere Form hat, dennoch einer gemeinsamen Form teilhaftig ist; trotz des phan-

tastischen Formenreichtums gaben sich diese Blätter unverwechselbar als Feigenblätter zu erkennen. Das gleiche habe ich bei anderen Pflanzen, Früchten und Gemüsen beobachtet.

Es gibt somit eine innere, eingeborene Wahrheit, die in der äußeren Erfahrung eines Objektes enthalten ist und die in seiner Darstellung aus ihr herausprechen muss. Dies ist die einzige Wahrheit, die gilt. ...

Jede dieser Zeichnungen verdankt ihren Ursprung einer einmaligen Erfindung. Der Künstler ist so weit in sein Objekt eingedrungen, dass er mit ihm eins wird; er hat sich selbst im Objekt gefunden, so dass seine Ansicht des Objektes zugleich eine Aussage über sein ureigenes Wesen ist. ...

*Die innere Wahrheit offenbart sich in der Biegsamkeit der Linie, in der Freiheit, mit der sie sich den Anforderungen des Bildaufbaues unterzieht.*⁴⁶

„Alles, was wir im täglichen Leben sehen, wird mehr oder weniger durch unsere erworbenen Gewohnheiten entstellt, und diese Tatsache ist in einer Zeit wie der unsrigen vielleicht in einer besonderen Weise spürbar, da wir vom Film, der Reklame und den Illustrierten Zeitschriften mit einer Flut vorgefertigter Bilder überschwemmt werden, die sich hinsichtlich der Vision ungefähr so verhalten wie ein Vorurteil zu seiner Erkenntnis. Die zur Befreiung von diesen Bildfabrikaten nötige Anstrengung verlangt einen gewissen Mut, und dieser Mut ist für den Künstler unentbehrlich, der alles so sehen muss, als ob er es zum erstenmal sähe. Man muss zeitlebens so sehen können, wie man als Kind die Welt ansah, denn

⁴⁶HENRI MATISSE: „Genauigkeit ist nicht Wahrheit“ (1947). In: HENRI MATISSE: „Farbe und Gleichnis – Gesammelte Schriften“. Hamburg 1960, Fischer Bücherei S. 85-90.

der Verlust dieses Sehvermögens bedeutet gleichzeitig den Verlust jedes originalen, das heißt persönlichen Ausdrucks. ...

Der erste Schritt zur Schöpfung besteht darin, jede Sache in ihrer Wahrheit zu sehen, und dies setzt eine stete Bemühung voraus.

Schöpfen heißt, das ausdrücken, was man in sich hat. Jede echte schöpferische Anstrengung spielt sich im Inneren ab. Aber auch das Gefühl will genährt werden, was mit Hilfe von Anschauungsobjekten, die der Außenwelt entnommen werden, geschieht. Hier schiebt sich die Arbeit ein, durch die der Künstler die äußere Welt sich stufenweise angleicht und sich einverleibt, bis das Objekt, das er zeichnet, zu einem Bestandteil seiner selbst wird, bis er es in sich hat und als eigene Schöpfung auf die Leinwand werfen kann. ...

Das Kunstwerk ist also das Ergebnis eines langen Arbeitsprozesses. Der Künstler schöpft alle Möglichkeiten der Außenwelt, die seine innere Vision stärken können, restlos aus, und zwar direkt, wenn das Objekt, das er zeichnet, in dem Bild als solches vorkommen soll, oder sonst durch Analogie. Auf diese Art versetzt er sich in einen schöpferischen Zustand. Innerlich bereichert er sich mit Formen, denen er Meister wird, und die er eines Tages nach einem neuen Rhythmus anordnet. Erst wenn er diesem Rhythmus Ausdruck gibt, ist der Künstler wahrhaft schöpferisch tätig; der Weg dahin führt aber nicht über ein Anhäufen von Details, sondern über deren Bereinigung.⁴⁷

Diese ‚Soheit‘ lässt sich aber nicht nur in der künstlerischen Tat differenziert zu Papier bringen, sondern auch im ‚Bewusstsein‘ zu einem dif-

⁴⁷ HENRI MATISSE: „Man muss zeitlebens die Welt mit Kinderaugen sehen“ (1953). a.a.O. S. 113-117.

ferenziert gegliederten ‚Sosein‘ entfalten. Dieses ‚Sosein‘ kann dann auch ‚vor-läufig‘ zur Sprache gebracht werden.

Das ‚Richtigstellen-der-Begriffe‘ läuft auf diese Weise nicht über einen diskursiven gedanklichen, sondern über einen verdichtenden meditativen Weg, in welchem aber im komplementären Sinne der diskursiv gedankliche Weg integral ‚aufgehoben‘ ist. Er ist also, zumindest am Beginn, im Hintergrund dabei, spielt aber nicht die Hauptrolle.

Die ‚Ur-Sphäre‘ ist aber kein ‚jenseitiger‘ Bereich, wie ihn platonische Modelle skizzieren, sondern das erinnernde oder gegenwärtig lebendig-achtsame Eindringen in ‚an-schau-liche‘ Phänomene der experimentellen oder lebensweltlichen Praxis.

Auf dem meditativen Weg müssen daher auch entsprechende anschauliche Erinnerungen zu den gedanklichen Bausteinen lebendig ‚hinzugespielt‘ werden.

I.

Es gibt hinsichtlich der ‚Kohärenz‘ zwischen Menschen zwei unterschiedliche Volksweisheiten:

- die eine meint, dass sich Gegensätze anziehen würden,
- die andere, dass sich gerne Gleiches zu Gleichem geselle.

In jeder dieser beiden Meinungen steckt Erfahrung und es begegnen einem im Laufe des Lebens wiederholt Situationen, in welchen einem der eine oder der andere Spruch in den Sinn kommt.

II.

Die Anziehung zwischen Gleichem scheint auf den ersten Blick hin in gedanklicher Nähe zum ‚Rhythmus‘ zu liegen, der Gleiches wiederholt, zusammenführt und verdichtet. Während die ‚Kreativität‘ widersprechend den ‚Rhythmus‘ durchbricht, indem sie Ungewohntes anzieht und dem Gewohnten entgegensetzt.

III.

Wenn sich gegensätzliche Menschen anziehen, dann bedeutet dies aber noch nicht, dass diese beiden Menschen total gegensätzlich sind und dass das, was im gegensätzlich Anderem mit einem selbst gleich ist, ohne Wirkung sei.

- es kann auch sein, dass das ‚Gleiche im Gegensätzlichen‘ einen letztlich verbindet, den Ausgleich zur Spannung der Gegensätze bildet und Geborgenheit liefert.
- genau so könnte es sein, dass das ‚Gegensätzliche im Gleichen‘ wiederum die lebendige Spannung in einer Verbindung des Gleichen liefert.

In diesem Gedanken-Modell könnte dann der Verdacht entstehen, dass sich eigentlich gar nicht Gleiches anzie-

he, sondern nach wie vor Gegensätzliches, denn das „Gegensätzliche im gleichen Anderen“ sei ja ausschlaggebend. Aber auch das Gegenteil könnte man behaupten, dass sich eigentlich gar nichts Gegensätzliches anziehe, sondern das Gegensätzliche nur dann, wenn einen in ihm das Gleiche anspreche.

IV.

Es könnte auch sein,

- dass Gegensätzliches gesucht wird, um die eigene Individualität zu kontrastieren und nicht in Gefahr zu bringen,
- und das Gleiche gesucht wird, um sich erst zu einer Individualität zu verdichten.

Es könnte auch sein, dass

- Gleiches gesucht wird, um sich bestätigend zu verwirklichen,
- Gegensätzliches dagegen, um sich kooperativ ergänzend zu bewähren.

V.

Es könnte daher sehr wohl der Fall sein, dass eigentlich gar nicht die oberflächliche Gleichheit oder Gegensätzlichkeit ausschlaggebend ist, sondern die Ausprägung des ‚Eigenen im Anderen‘, also zum Beispiel des Yin im Yang und des Yang im Yin usw.

Sind das ‚Gleiche im Gegensätzlichen‘ bzw. das ‚Gegensätzliche im Gleichen‘ zu schwach ausgeprägt, dann

könnte dies letztlich zur gegenseitigen Abstoßung führen.

Fehlt nämlich im Gegensätzlichen das Gleiche, dann fehlt jede Basis des Vertrauens, und fehlt im Gleichen das Gegensätzliche, dann könnte mangels Spannung die Lebendigkeit verloren gehen.

Diese Frage ist hier aber jeweils an beide Menschen zu stellen, d.h. es gilt nicht nur die Struktur des Anderen, der mich anzieht, zu sehen, und nicht nur zu fragen, was im Anderen den Ausschlag gibt, sondern auch und vor allem, was an meiner eigenen Struktur den Ausschlag gibt, den anderen als anziehend zu erleben.

VI.

So plädieren Menschen, je nach Typ,

- die Einen für Ordnung, Strukturierung und planvolles Vorgehen,
- die Anderen für Freiheit, Offenheit und situationsangepasste Kreativität.

Auf dem ersten Blick könnte man auch hier vermuten, dass die stark vom Rhythmus geprägten Menschen sich zum Anwalt der Ordnung aufschwingen, die von Kreativität geprägten Menschen dagegen für die Offenheit plädieren.

Dies mag vorkommen, wenn es um Ausreden geht. Bei der Propagierung verhält es sich aber vermutlich anders:

- Die lautstark propagierenden Vertreter der Kreativität sind nämlich oft von ihrer Anlage her besonders vom Rhythmus geprägt. Sie kennen daher aus eigenen bitteren Erfahrungen die Grenzen dieses ‚scheuklappigen‘ Ordnungs-Strebens. Ihre spätere Begegnung mit der Kreativität erscheint ihnen daher wie eine Erlösung, die sie dann einseitig als eine frohe Botschaft verkünden. Dieses oft im wissenschaftlichen Gewande formulierte Dogma kann sich aber in seiner ‚wissenschaftlichen‘ Einseitigkeit nur jener leisten, der genau so wie sie eine ‚solide‘ rhythmische Basis besitzt.
- Ähnlich entwickeln sich kreative Menschen, welche die Gefahren einer ‚Halt-losen‘ Kreativität selbst schmerzlich erleben mussten, oft zu dogmatischen Anwälten der Strukturierung. Diese können sich aber letztlich wiederum nur jene akzentuiert leisten, die auf einer für sie ‚selbstverständlichen‘ Basis einer ‚gründlichen‘ Kreativität aufruhend.

VII.

Beim Problem der gegenseitigen Anziehung geht es also um die Frage:

„Wann erfolgt ein ‚zentrierendes Bewegen‘, das als Anziehung erscheint, und wann ein ‚weitendes Bewegen‘, das als Abstoßung erscheint?“

VIII.

In der menschlichen Beziehung erscheint das die Distanz ‚weitende Bewegen‘, das Abstoßen, als das ‚grenzsetzende Bewegen‘, während das die Distanz verringernde

‚zentrierende Bewegungen‘, das Anziehen, als ‚verbindendes Bewegungen‘ erscheint.

In anderen Bereichen ist es aber anders.

In manchen Bereichen erscheint das ‚zentrierende Bewegungen‘ nämlich als ‚grenzsetzendes Bewegungen‘, dagegen das ‚weitende Bewegungen‘ als das grenzüberschreitende ‚verbindende Bewegungen‘.

IX.

Es verhält sich hier ähnlich wie beim ‚Rhythmus‘ und der ‚Kreativität‘, die beide jeweils eine komplementäre Einheit von ‚verbindendem Bewegungen‘ und ‚grenzsetzendem Bewegungen‘ sind.

X.

Als Wirklichkeit gibt es weder ein reines ‚grenzsetzendes Bewegungen‘ noch ein reines ‚verbindendes Bewegungen‘, denn über die andere Polarität von ‚zentrierendem Bewegungen‘ und ‚weitendem Bewegungen‘ kommt (im Denk-Modell) die ursprüngliche Polarität bei der Hintertür wieder herein.

Es gibt auch als Wirklichkeit weder ein Yin noch ein Yang, sondern bloß deren jeweils unterschiedlich akzentuierte Einheit.

Unsicherheitsbedürfnis und Mut zum kreativen Wagnis

Für die Wissenschaft, die versucht, die Wirklichkeit zur Sprache zu bringen, ist die Tatsache, dass sich die Sprache von der Wirklichkeit entfernen und dadurch sowohl das Handeln der Menschen fehlleiten als auch das soziale Führen der Menschen mittels Sprache erschweren kann, von grundlegender Bedeutung.

Eine sehr moderne Auffassung von Sprache hatte bereits KONFUZIUS. Sein Sprachverständnis ist leicht zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass er die Gesellschaft, bzw. den Staat als ein den Menschen umfassendes System bzw. als einen dem Menschen raum-zeitlich übergeordneten Organismus auffasste, in dessen Harmonie sich der einzelne Mensch erst verwirklichen könne.

So, wie das Nervensystem für den menschlichen Körper ein Regelungs- und Informations-System darstellt, das dafür sorgt, dass die Organe des Körpers gut zusammenspielen und der Körper als Ganzes in seiner Umwelt auch zweckmäßig tätig werden kann, so bildet die Sprache im umfassenden System ‚Gesellschaft‘ ein ähnliches Informations- und Regelungs-System. Die Sprache ist so etwas wie das ‚Nervensystem der Gesellschaft‘.

Wird das menschliche Nervensystem zerstört oder zum Beispiel durch Drogen gestört, dann

reduziert sich die Leistungsfähigkeit des Körpers, der dann in seiner Umwelt nicht mehr zweckmäßig tätig sein kann.

Ähnliches gilt für die Sprache hinsichtlich der gesellschaftlichen Steuerung und Regelung. Wird die Sprache verfälscht, dann zerbricht die Gesellschaft bzw. der Staat.

Salopp formuliert: Die Gesellschaft wird reif fürs ‚Irrenhaus‘.

Bereits im Jahre 484 v. Chr. sagte, wie schon erwähnt, KONFUZIUS hinsichtlich der Notwendigkeit der ‚Richtigstellung der Begriffe‘:

„Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht Moral und Kunst nicht; treffen die Strafen nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen.“⁴⁸

Hinsichtlich der ‚falschen Benennungen‘ sagte KONFUZIUS:

„Eine Eckenschale ohne Ecken: was ist das für eine Eckenschale, was ist das für eine Eckenschale!“

Im ‚Lun Yu‘ steht hierzu folgender Kommentar:

„Der Meister hielt sich darüber auf, dass ein Opfergefäß, das früher eckig war, aber im Laufe der Zeit abgerundet hergestellt zu werden pflegte, noch immer mit der alten Bezeichnung genannt wurde, die dem Wesen nun gar nicht mehr entsprach: Ein Gleichnis für die Zustände der damaligen Zeit, die auch nichts mehr mit den ~~Einrichtungen~~ der guten alten Zeit gemein hatten

⁴⁸ KUNGFUTSE (Übers. RICHARD WILHELM): „Gespräche (Lun Yü)“. Buch 13/3. Jena 1921

tungen der guten alten Zeit gemein hatten als den bloßen Namen. Diese Begriffsverwirrungen waren nach Kung einer der schlimmsten Übelstände, da ohne adäquate Begriffe der Mensch der Außenwelt hilflos und machtlos gegenübersteht.“⁴⁹

Heute würde KONFUZIUS vermutlich mit gleichem Recht sagen:

„Atome, die teilbar sind, was sind das für Atome, was sind das für Atome!“

Es gibt heute viele Wörter, die nicht das treffen, was tatsächlich vorliegt.

Wenn wir zum Beispiel die Behauptung hören, dass der Mensch ein ‚Unsicherheitsbedürfnis‘ habe, was kann damit gemeint sein?

Manche denken dann daran, dass der Unsicherheitsbedürftige das Risiko aufsuche, andere sehen in diesem Bedürfnis auch ein ‚Unheilbedürfnis‘ und denken an masochistische Selbstquälerei.

Kaum jemand denkt aber daran, dass dieses sogenannte ‚Unsicherheitsbedürfnis‘ ein unglücklicher und irreführender Name für ein fundamentales ‚Realitätsbedürfnis‘, für ein ‚Wirklichkeitsbedürfnis‘ ist.

Wir vermauern uns den Zugang zu dem, was mit diesem Wort bezeichnet wird deshalb, weil wir von unserem technischen Bemühen um Sicherheit ausgehen und irr-

⁴⁹ KUNGFUTSE: a.a.O. Buch 6/23

tümlich meinen, dass die uns gegebene Wirklichkeit total kalkulierbare ‚Sicherheit‘ sei, weil sie ja ausnahmslos exakten Naturgesetzen folge.⁵⁰

Daraus folgt dann gedanklich zwingend, dass ein ‚Unsicherheitsbedürfnis‘ so etwas wie eine Flucht aus dieser angeblich determinierten Wirklichkeit sei.

Es gibt offensichtlich auch dieses traurige ‚Unsicherheitsbedürfnis‘, das flüchtend die tatsächliche Realität missachtet und im Wahrnehmen chaotische Freiräume sucht.⁵¹

Im religiösen Kontext oder im Kontext des Abenteuers und des Extremsportes ist dieses selbstmörderische und das Leben verachtende Bedürfnis aber nicht tragend.

In diesen Bereichen zeigt sich nämlich in der inneren Empirie das Erleben ganz anders.

Ich will nun den Gedanken der ‚Richtigstellung der Begriffe‘ aufgreifen und in meinem Denk-Modell aufzeigen, wie man das Wort ‚Unsicherheitsbedürfnis‘ grundlegend anders verstehen kann.

⁵⁰ vgl. WALTER PONS: *„Steht uns der Himmel offen? Entropie – Ektropie – Ethik. Ein Beitrag zur Philosophie des Weltraumzeitalters“*. Wiesbaden 1960.

vgl. ALOYS WENZL: *„Philosophie der Freiheit“*. München-Pasing 1947.

⁵¹ Vgl. hierzu die Gedanken von SVEN CLAUSEN zum *„X-tremsport“* postmoderner Prägung. In: SVEN CLAUSEN: *„Religiöse Dimensionen im Extremsport“*. (Band 6 der Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e. V. Hamburg. (ISBN 3-936212-05-8. In Vorbereitung).

Der Rhythmus strebt in seinem Wiederholen einer ‚Sicherheit‘ zu. Er schleift von dem Bemühen geleitet, dass sich unter ähnlichen Umständen immer Ähnliches wiederholen möge und es dann ‚unmöglich‘ sei, dass etwas anderes geschieht, Gewohnheiten und Gesetze ein.

Diesem Idealbild strebt die Technik zu. Aber gerade hier zeigt sich, dass die technische ‚Sicherheit‘ einerseits sehr anfällig und unvollkommen ist, andererseits sich im Gebrauch auch verringert und reparaturbedürftig wird.

Dieser Fiktion einer technischen Sicherheit, die Modell steht für unseren alltäglichen Sicherheitsbegriff, stelle ich einen anderen Sicherheitsbegriff gegenüber, der Sicherheit als Un-Möglichkeit, bzw. die Un-Möglichkeit als die Sicherheit entdeckt.⁵²

In meinem Modell gehe ich von einer fundamentalen Möglichkeit aus, die im östlichen Denken als Tao, Brahma, usw. bezeichnet wird. Diese fundamentale Potenz ist formlose Kraft. Sie ist noch nicht Akt, sie ist noch nicht Bewegung, d. h. sie ist noch nicht eine gerichtete Energie.⁵³

Diese All-Möglichkeit ermöglicht ‚in sich‘ auch ihre Negation, die ‚Un-Möglichkeit‘. Diese ist wie

⁵² vgl. meine Publikation: *„Die Leere und das Nichts - eine Philosophie der Bewegung – oder über das Schmecken von Yin und Yang“*. Hamburg 2004

⁵³ vgl. meine Beiträge in: FRANK NEULAND (Hg.): *„Bewegung und Möglichkeit. Akzente einer ganzheitlichen Bewegungswissenschaft“*. Band 1 der Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e. V., Hamburg 2002, sowie meine Texte im Internet www.horst-tiwald.de

der Tod das einzig ‚Sichere‘. Diese Unmöglichkeit negiert sich wiederum (sich selbst entsprechend) selbst, wodurch die Bewegung (die Wirklichkeit als Nicht-Unmöglichkeit) zur Welt kommt. Diese Nicht-Unmöglichkeit erscheint aber nicht als Sicherheit, sondern bloß als Wahrscheinlichkeit.

Unsere Wirklichkeit ist also die erscheinende Nicht-Unmöglichkeit, sie ist die mit Möglichkeit erfüllte Wahrscheinlichkeit. Es wird eben nur wirklich, was möglich ist und möglich bleibt, dieses ist aber un-sicher.

Wenn ich nämlich die Unmöglichkeit (das Nichts) als das Sichere auffasse, dann ist die Nicht-Unmöglichkeit (dann ist die mit Möglichkeit erfüllte wahrscheinliche Wirklichkeit) konsequent gedacht die Un-Sicherheit.

Das Unsicherheits-Bedürfnis entdeckt sich (mit den meines Erachtens nun richtiggestellten Begriffen) dann:

- auf der existenziellen Ebene als Realitäts-Bedürfnis, als Bedürfnis nach Da-Sein;
- auf der phänomenalen Ebene dagegen als Wahrscheinlichkeits-Bedürfnis, das eben von der Un-Möglichkeit (von der Sicherheit) zur Nicht-Unmöglichkeit (zur Un-Sicherheit), zum So-Sein des konkreten Lebens drängt.

Das konkrete Leben, die konkrete Welt ist als Un-Sicherheit eben bewegte Nicht-Unmöglichkeit.

In dem hier untersuchten Kontext des religiösen Erlebens und des Erlebens im Abenteuer und im Extremsport entdeckt sich im konkreten Erleben kein Unsi-

cherheits-Bedürfnis im Sinne einer hasardierenden Risikofreude, sondern ein Bedürfnis nach Realität, die eben nicht sicher, sondern immer nur wahrscheinlich, d. h. in diesem Sinne un-sicher bzw. nicht-unmöglich ist.

Das Unsicherheitsbedürfnis ist ein Bedürfnis nach Wirklichkeit, nach Nicht-Unmöglichkeit.

Es geht beim Unsicherheitsbedürfnis nicht um eine pathologische Faszination durch Leid oder um Untergangsstimmungen, sondern um die Suche nach Geborgenheit.

Diese existenzielle Geborgenheit kann eben in der phänomenalen Un-Geborgenheit bzw. in der phänomenalen Unsicherheit und Ungewissheit mit der personalen Freiheit kreativ gesucht und gewagt werden.⁵⁴

Sie darf gewagt werden in doppelter Hinsicht:

- einerseits darf man innerhalb der phänomenalen Nicht-Unmöglichkeit (Un-Sicherheit) das phänomenale und furchterregende Risiko wagen; man muss sich nämlich (in die Freiheit geworfen) zur Tat entscheiden und sich entschließen;
- andererseits darf man von der phänomenalen Faszination ‚loslassen‘ und es wagen, in der umfassenden All-Möglichkeit (im Grund) Geborgenheit zu suchen, um über den Grund das phänomenale Einstell-Wirken des

⁵⁴ In diesem Gedanken folge ich PETER WUST. Vgl. PETER WUST: „*Ungewissheit und Wagnis*“. Graz 1937.

vgl. auch: SVEN CLAUSEN: „*Religiöse Dimensionen im Extremsport*“. (Band 6 der Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e. V. Hamburg. (ISBN 3-936212-05-8. In Vorbereitung)

Ganzen aufzunehmen; um kreativ zu sein, muss man wagen, dieses Einstell-Wirken in sich ‚einfallen‘ zu lassen und es als Grundlage für seine kreative Freiheit des phänomenalen Entscheidens und Entschließens ‚zuzulassen‘.

Der Verlust der existenziellen Geborgenheit, der Verlust des Grundes (der Verlust der grundlegenden Kraft, der All-Möglichkeit) bringt dem Menschen die freisteigende ‚Angst‘ des Alleinseins ohne Hilfe, ohne Orientierung, ohne Einstell-Wirken ohne ‚Einfall‘.

Dieses existentielle Einfallslos-Sein in der phänomenalen Welt bedeutet Angst, sie stellt sich ein, wenn in Situationen mit phänomenalem Risiko die eigenen Gewohnheiten (als scheinbare Sicherheiten) nicht mehr greifen. Diese existentielle Ratlosigkeit ist Angst. ‚Furcht‘ hat man dagegen vor grundsätzlich vorstellbaren phänomenalen Folgen.

Angst hat man wegen seiner Grundlosigkeit und dementsprechend wegen seiner Einfallslosigkeit, die in ungewohnten riskanten Situationen als phänomenale Ratlosigkeit aufbrechen kann.

Der Mangel an Kreativität führt in riskanten Situationen zur Angst als einem Phänomen der Abhängigkeit und Faszination von unzweckmäßigen Gewohnheiten.

Die Un-Sicherheit als Nicht-Unmöglichkeit ist dagegen ein in die Freiheit geworfenes Sein.

Sie ist daher nicht nur Gefahr, sondern auch Chance. Sie ist Krise⁵⁵ als Preis der Freiheit.

In der Krise braucht man den Mut zum Wagnis, um nicht in gebannter (in einer durch Gewohnheiten und Rhythmen gefesselten) Wahrnehmung zu erlahmen. Erst in der Tat (den gründlichen Einfall aufnehmend) gelingt es, die personale Realität ‚Mensch‘ zu schaffen.

Das Heil-Sein, das ‚Im-Grunde-geborgen-und-vom-Ganzen-eingestellt-werden‘, ist daher die fundamentale Kategorie.

Nicht eine Erkenntnis eines Unheil-Seins schafft eine Sehnsucht nach Heil-Sein, sondern es geht um den Keim des Heils im Unheil-Sein.

Erst dieser Keim des Heil-Seins treibt zur Erkenntnis der Ungewissheit. Ich wage Abenteuer nicht, weil ich in umgangssprachlichem Sinne ‚unsicher‘ bin oder ein Bedürfnis nach Unsicherheit (in gleichem Sinne) habe, sondern weil ich meine Geborgenheit prüfen und entfalten möchte.

Es ist ein Spiel mit dem, was man hat, bzw. was man ist, eben mit seinem Möglich-Sein. Es ist nicht ein sogenanntes Glücks-Spiel mit einem phänomenalen Wahrscheinlich-Sein.

⁵⁵ Das chinesische Schriftzeichen für ‚Krise‘ setzt sich aus den beiden Symbolen für ‚Gefahr‘ und ‚Chance‘ zusammen. Vgl. OTTO FRIEDRICH BOLLNOW: „*Existenzphilosophie und Pädagogik*“. Stuttgart 1959.

Phänomenale Ungewissheit führt zur phänomenalen Furcht, der Verlust der Geborgenheit im Grunde führt zur existenziellen Angst.

Auch im Leistungssport geht es daher bei der Entfaltung der Kreativität darum, den kreativen ‚Mut zum Unvollkommenen Tun‘⁵⁶ zu fördern. Es geht darum, in einem ‚gründlichen‘ Selbstvertrauen in der Ungewissheit die Geborgenheit freizulegen, also den Keim des Heil-Seins zur Grund-Lage des Wagnisses zu machen.

⁵⁶ vgl. HORST TIWALD: „*Die Kunst des Machens oder der Mut zum Unvollkommenen. Die Theorie der Leistungsfelder und der Gestaltkreis im Bewegenlernen*“. Hamburg 1996. (ISBN 3-9804972-2-4)

Verachtet den Irrtum und das Dumm-Sein nicht!

I.

Mir geht es hier darum, zwischen der arroganten „Dummheit“ und dem ganz normal zum menschlichen Schicksal gehörenden „Dummsein“ zu unterscheiden.

Die Dummheit fasziniert: sie zieht Dummheit an. Aber auch dies braucht man nicht zu beklagen, denn dies ist nun mal so.

Die Dummheit ist ein Extrem, das sich verbreiten will, das aber durch das andere Extrem, das sich in elitäre Schwerverständlichkeit einigelt, in ‚Spannung‘ gehalten wird.

Aber trotzdem ist zu beachten, wie ‚Dummheit‘ sich auf-führt und wie sie verführt.

Die ‚Dummheit‘ ist ein arrogantes⁵⁷ Massenphä-nomen, sie ist statistisch ‚normal‘.

Es geht aber deswegen nicht darum, auch gegen das ‚Dumm-Sein‘ anzukämpfen, weder gegen das eigene noch gegen das fremde. Es gilt vielmehr, die ‚Dummheit‘ vom ‚Dumm-Sein‘ zu unterscheiden.

‚Dummheit‘ ist eigentlich nicht das ‚Dumm-Sein‘ selbst, sondern ‚Dummheit‘ ist erst, das ‚Dumm-Sein‘ für ‚Klugheit‘ zu halten.

⁵⁷ Das Wort „arrogant“ leitet sich vom lateinischen Wort „arrogare“ her, was „Fremdes für sich beanspruchen, sich anmaßen, aneignen“ bedeutet.

Es ist doch erstaunlich, dass kluge Leute eigentlich selbst gar nicht von der ‚Dummheit‘ fasziniert sind und auch nicht gegen sie ankämpfen, sondern oft nur der Verlockung der ‚Dummheit‘ Anderer nicht widerstehen können. Statt die Wissenschaft verständlich zu machen und sie zu ‚popularisieren‘, betreiben sie dann ‚populistische‘ Wissenschaft.

Weil eben ‚Dummheit‘ die ‚Dummheit‘ fasziniert und anzieht, kann man nur über das Füttern der Dummheit einen Massen-Applaus bekommen. Da eben die eitle Dummheit statistisch ‚normal‘ ist. Dies gilt sowohl geistig wie politisch. Deshalb ist es auch gefährlich, öffentlich die Dummheit als statistisch ‚normal‘ zu bezeichnen, weil man dann die für ‚mündig‘ erklärte Mehrheit gegen sich hat und das Manipulations-Geschäft, das mit dieser Mehrheit getrieben wird, stört.

Deshalb versorgt mancher die Dummheit lieber mit klug erscheinenden Sätzen, die aber, aus dem Zusammenhang ihrer sprachlichen Geburt gerissen, eigentlich nichts mehr sagen. Diese Sprüche werden dann zu Weltweisheiten erhoben, die aber keineswegs etwas Kluges sagen, das auch einer geistigen Anstrengung bedürfte, um hinter dem Gesagten das Gemeinte in seinem Kontext zu verstehen.

So ist es eben sehr verlockend, die Dummheit anderer mit nichtssagenden scheinbaren ‚Klugheiten‘ zu füttern, an denen die Dummheit ande-

rer sich dann in ihrer eigenen Trägheit ‚aufhängen‘ und beruhigt verharren kann.

Es gibt eine Fülle von herumvagabundierenden Sätzen, die zum Beispiel auch in Festreden imponierend auftauchen, in diesen neuen Zusammenhängen aber eigentlich gar nichts mehr sagen, wie „ $e=mc^2$ “ oder „*Die Monaden haben keine Fenster.*“ oder „*Man kann nicht Nicht-Kommunizieren.*“ oder „*Man kann seinen Blinden Fleck nicht sehen.*“ oder „*Ich weiß, dass ich nichts weiß.*“ usw. Wer also in erster Linie seinen Kreis und seine eigene Bekanntheit sucht, der schafft dies auf schnellem Wege nur, wenn er von der Mehrheit sofort verstanden wird, bzw. ihr etwas liefert, was unheimlich klug klingt, wo aber gar nichts dahinter ist. Da gibt es dann eben gar nichts mehr zu verstehen, was dazu führt, dass es jeder zu verstehen meint. Man braucht sich den scheinbar klugen Spruch dann nur zu merken, um ihn irgendwie schlau zu gebrauchen.

Da auf diese Weise Dummheit vorwiegend Dummheit ‚versteht‘ und dieser dann selbstbewusst auf die Schulter klopft, aber sich selbst damit meint, ist es eben in dieser ‚einigen Verbindlichkeit‘ sehr leicht, sich deren Anerkennung zu sichern.

Dies ist für jeden Denker verlockend. Viele widerstehen zwar, aber die nachplappernden Epigonen sorgen meist dann doch dafür, dass Dummheits-Extrakte zum beruhi-

gen und zum „geistigen Aufhängen“ geschaffen und in den Umlauf gebracht werden.

Man muss daher eigentlich gar nicht gegen sein eigenes Dumm-Sein ankämpfen, sondern vorwiegend gegen die Verlockung, die Dummheit anderer mit gestanzten Sätzen, die wie Honig über die Lippen träufeln, süß ins Ohr gehen, klebrig mit dem statistisch Normalen verbinden und mit tosendem Applaus gekrönt werden, zu füttern. Hinzu kommt noch, dass manche, die sich selbst gerne zuhören, es in ihrer Eitelkeit nicht lassen können, auch sich selbst mit solchen Sätzen zu betören.

II.

Und trotzdem gibt es einen Weg zum statistisch normalen und gesunden Hausverstand, der eben auch eine nicht-dumme Seite hat, mit der er aber nicht prahlt, sondern schlicht seine Taten setzt. Diese Seite sollte man im Gespräch suchen. Es geht daher darum nicht nur klug zu ‚reden‘, sondern in der Praxis das Radar der Dummheit zu unterfliegen und dem gesunden Hausverstand etwas Verständliches zu ‚sagen‘.

So, wie man vorwiegend aus Fehlern lernen kann⁵⁸, und diese daher nicht krampfhaft meiden sollte, so ist auch jedes selbstgeborene oder von

⁵⁸ HEINRICH JACOBY wollte über seiner Schule stehen haben: *„Hier sollt ihr mit Spaß Fehler machen!“*. Zu seinen Gedanken siehe: HEINRICH JACOBY (Hrsg. SOPHIE LUDWIG): *„Jenseits von 'Begabt' und 'Unbegabt' - Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten - Schlüssel für die Entfaltung des Menschen“*. Hamburg 1994.

anderen angeeignete Dumm-Sein wie ein Steigbügel, der einem Halt für das Aufsteigen gibt.

Man muss daher das Dumm-Sein wie einen Steigbügel, wie die Sprossen einer Leiter, mit den Füßen treten. Der Weg zur Erkenntnis ist wie eine Leiter. Man muss mit den Füßen von einer Sprosse auf die andere treten, um nach oben zu kommen.

Wer aber die Sprossen zertritt, der bringt sich in Gefahr. Das gilt auch für das Dumm-Sein. Denn nur die Sprossen geben Halt:

- sie geben Halt für die Füße, wenn ich mich nach oben bewegen will;
- sie geben aber auch Halt für die, die sie mit Händen ergreifen und sich an sie hängen, um sich an ihnen wie schlafende Fledermäuse ‚aufzuhängen‘ und auszu-ruhen.

Aber auch diese Ruhephasen des Verweilens sind nicht zu verachten.

Deshalb sollte man das Dumm-Sein, als die Sprossen auf der Leiter der Erkenntnis, zwar mit den Füßen treten, aber deswegen nicht verachten.

Man soll zwar mit den Füßen gegen das Dumm-Sein treten, aber man soll es nicht zertreten. Man kann es aber auch mit Händen ergreifen und sich vorübergehend an ihm ausruhen.

Man sollte sich aber nicht an den Sprossen des Dumm-Seins ‚aufhängen‘ und dort in eine Art

geistiger Leichenstarre geraten, in welcher man dann vegetiert, indem man ständig die Dummheit des Umfeldes, selbst geistig ‚bewegungslos‘, inhaliert.

III.

Ich folge nun jenem buddhistischen Gedanken⁵⁹, dass die Chance, etwas zu erkennen, sehr wesentlich vom ‚Wert-Seins‘ des Erkannten sowie des Erkennenden abhängt.

Dieser Gedanke zeigt auf, dass zum Beispiel etwas, wenn es wirklich schlecht ist, dann ‚sicher‘ als schlecht, wenn es aber gut ist, dann immer nur ‚möglicherweise‘ als gut und richtig erkannt werden kann.

Dieser Gedanke wird dann auch auf den Erkennenden bezogen und es wird dann ausgesagt,

dass ein ‚schlechter‘ Mensch dies ‚sicher‘ nicht erkennt, während ein ‚guter‘ Mensch, dies ‚möglicherweise‘ kann.

Wir wollen diese logische Form nun auf das Dumm-Sein beziehen.

Was geben die beiden Existenz-Aussagen:

- *„Es gibt Wahrheit!“*

⁵⁹ Vgl. meinen Beiträge: „Über die historisch-pragmatische Dimension der ethischen Wahrheit“ und: „Zur Dialektik des Gesundheitsbegriffes“ in: HORST TIWALD: „Sportwissenschaftliche Skizzen“ Giessen/Lollar 1974 S. 113 f.

- „*Es gibt Irrtum!*“

eigentlich logisch her?

Besteht zwischen ihnen ein logischer Unterschied?

- Wenn die Behauptung „*Es gibt Wahrheit!*“ als wahr erwiesen werden sollte, dann würde sie bestehen bleiben. Würde sie als falsch entlarvt, dann müsste sie verworfen werden. Die Frage, ob es Wahrheit wirklich gibt, bleibt daher für das logische Denken so lange offen, bis dies nicht entschieden ist. Es kann Wahrheit geben, dies ist aber logisch vorerst gar nicht sicher.
- Ganz anders verhält es sich bei der Behauptung „*Es gibt Irrtum!*“ Ist sie wahr, dann bleibt sie bestehen, wäre sie dagegen falsch, dann würde sie sich dadurch sogar beweisen. Es ist also hier gar nichts zu entscheiden! Der Satz „*Es gibt Irrtum!*“ ist logisch ‚notwendig‘ wahr. (Es entsteht hier kein Paradoxon!)

Dass es Irrtum gibt, ist also von vornherein logisch sicher, man braucht keinen Irrtum vorzuweisen, um den Satz „*Es gibt Irrtum*“ zu beweisen.

Es ist sicher, dass es Irrtum gibt, aber es ist logisch auch nicht ausgeschlossen, dass auch Wahrheit möglich ist.

Nach der Wahrheit logisch zu suchen, kann aber eventuell vergeblich sein. Den Irrtum kann man dagegen sinnvoll suchen, denn es gibt ihn ja sicher.

Ein Erkenntnisweg, der logisch die Wahrheit sucht, jagt also etwas nach, was es logisch gar nicht sicher gibt.

Sinnvoller erscheint es daher, den Irrtum logisch aufzudecken, denn dass es diesen gibt, daran ist logisch nicht zu zweifeln.

Der Weg der logisch geleiteten Erkenntnis ist daher das Aufweisen von Irrtümern. Ein Irrtum ist dann das, was der Erkenntnis, die ‚auch‘ logisch aber ‚nicht nur‘ logisch ist, nicht Stand hält.

Der Irrtum ist immer lehrreich. Ihn erkennt man, er scheint der vermuteten Wahrheit gegenüber zu stehen, als ihr Schein.

Als Schein ist er aber nicht deshalb zu betrachten, weil man über eine Beziehung zu einer ‚hintergründigen‘ Wahrheit etwas wüsste, sondern weil er sich im Licht der Erkenntnis verflüchtigt.

Also nicht ein Wissen über ein Nicht-Teilhaben ‚an‘ oder ein Wissen über ein Nicht-Übereinstimmen ‚mit‘ einer vermuteten Wahrheit macht ihn zum Schein, sondern zum Schein macht ihn die Brüchigkeit seiner sprachlichen Fassung. Das den jeweiligen Irrtum beseitigende ‚Bewegen‘ des Erkennens zu etwas Festerem hin entlarvt ihn als ‚vor-läufigen‘ Irrtum, als etwas, was der Wahrheitssuche voranläuft.

Es geht also im erkennenden Zur-Sprache-Bringen darum, die sprachlichen Fassungen als etwas Wahrscheinliches und letztlich als ein ‚sicher‘ bloß ‚Scheinbares‘ zu entlarven.

Die Wahrscheinlichkeit ist also nicht auf die Wahrheit bezogen, sondern auf den Irrtum. Sie ist eine Annäherung an die Sicherheit, mit der jeweils nur der Irrtum, das Falsche, erkennbar ist.

IV.

Die saloppe Rede: „*Dies ist wahrscheinlich möglich!*“ beinhaltet als Kern die Aussage „*Es ist zwar nicht sicher, aber doch in bestimmtem Grade wahrscheinlich, dass dies nicht un-möglich ist!*“

Es ist also nie die ‚Wahrheit‘ einer Theorie mit bestimmter Wahrscheinlichkeit unmittelbar wahr, sondern die Theorie ist immer nur mittelbar mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit ‚nicht unmöglich‘, woraus dann geschlossen wird, dass sie nicht falsch sei.

Von der ‚sicheren Falschheit‘ einer Theorie (logische Falsifizierung) durch logische Umkehr auf die ‚sichere Wahrheit‘ einer anderen meist gegenteiligen Theorie zu schließen, scheint mir (mit großer Wahrscheinlichkeit) ein praktikables Irren unseres Denkens über unser Denken zu sein.

Bei diesem Irrtum wird leicht der Irrtum als die Quelle unserer logischen Erkenntnis aus dem Auge verloren, oft sogar missachtet und dann krampfhaft gemieden.

Man erschwert sich durch diese dogmatische Fixierung auf die Wahrheit das gedankliche Erkennen.

Aussagen über den Irrtum haben nämlich eine ganz andere ‚logische Festigkeit‘ als solche über die Wahrheit, wie ich eingangs aufzuzeigen versucht habe.

Der Ausgang meiner Überlegung war die Annahme:

- *„Es gibt den Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum“*

Im logischen Gedanken-Gang ergab sich dann:

- *„In den Aussagen gibt es sicher auch Irrtum“*
- *„Es gibt in den Aussagen möglicherweise auch eine Freisein von Irrtum“*

Es gibt daher möglicherweise in den Aussagen auch Wahrheit.

Diese Wahrheit ist aber unabhängig von der logisch sicheren Erkenntnis des Irrtums. Es ist logisch sicher, dass in Aussagen, sobald sie als logisch sicher falsch erkannt wurden, der Erkennende in ihnen auf logischem Wege keine Wahrheit mehr finden kann, da das Erkannte ja logisch gesehen Irrtum ist.

Es ist aber auch keineswegs sicher oder wahrscheinlich, dass in den (durch Umkehrung und Übertragung der Wahrscheinlichkeit) ‚als nicht falsch eingeschätzten Theorien‘ auch Wahrheit sein ‚muss‘. Geprüft wurde ja nur ihre logische Richtigkeit.

Die logische Beseitigung des Irrtums der Aussagen baut also nicht zwingend in den verbleibenden (wahrschein-

lich ‚nicht falschen‘) Theorien schon deren Wahrheit auf, sondern ‚erhält‘ nur die Chance für diese.

Die logische Beseitigung von Irrtum ‚erhält‘ also im Erkennenden (denn nur der hat neben der Form der Theorie auch Zugang zu ihrem Inhalt) bloß die Chance für die Erkenntnis der Wahrheit, die sich eben nicht logisch ‚erweist‘, sondern unmittelbar empirisch ‚zeigt‘.

V.

Dieser Gedanken-Gang mag Assoziationen zum sogenannten ‚Lügen-Paradoxon‘ erwecken und dann gleich in dieser ‚Schublade‘ abgelegt werden. In diese gehört er aber nicht hinein!

Ein Lügen-Paradoxon wäre zum Beispiel die Behauptung: *„Alle Leute aus Kreta lügen immer und ich bin Einer aus Kreta“* oder auch die Behauptung *„Ich sage jetzt Falsches“*.

- Das erste Beispiele appelliert an die ‚schließende Vernunft‘, indem es vorerst auf eine ‚All-Aussage‘ (*„Das Behauptete gilt räumlich für ‚alle‘ Fälle und zeitlich ‚immer!‘“*) bezug nimmt und dann einen Konflikt mit einer diese ‚All-Aussage‘ zu Fall bringenden ‚empirischen Existenz-Aussage‘ (*„hier und jetzt bin ich Einer aus Kreta“*) erzeugt.
- Das zweite Beispiel appelliert unmittelbar an den ‚urteilenden Verstand‘, indem es die ‚empirische Existenz-Aussage‘ bezüglich des ‚Hier und Jetzt‘ selbst problematisiert.

Es läuft letztlich aber immer darauf hinaus:

- dass man einerseits eine ‚All-Aussage‘ durch eine ‚empirische Existenz-Aussage‘ zu Fall bringen kann;
- dass aber andererseits die ‚empirische Existenz-Aussage‘ dann problematisch ist, wenn sie von sich zum Beispiel ein Irren oder Lügen behauptet.

Um etwas Klarheit in diesen Gedankengang zu bringen, ist es hilfreich:

- zwischen einer ‚empirischen Existenzaussage‘, die sich auf ein Hier und Jetzt bezieht;
- und einer ‚logischen Existenzaussage‘, die bloß behauptet, dass es etwas gibt, zu unterscheiden.

So gilt eben auch im ersten Beispiel einerseits die ‚All-Aussage‘, dass alle Leute aus Kreta immer lügen, andererseits aber auch für die Behauptung „*Ich bin ein Lügenger aus Kreta!*“ eine ‚empirische Existenz-Aussage‘, die sich im Augenblick des Sprechens im ‚Hier und Jetzt‘ auf den Sprecher selbst bezieht.

Würde dagegen der schließenden Vernunft eine logische All-Aussage „*Alle Leute aus Kreta lügen!*“ bloß mit der ‚logischen Existenz-Aussage‘ „*Es gibt Leute aus Kreta, die nicht lügen!*“ präsentiert, dann würde kein Paradoxon, sondern bloß ein logischer Widerspruch entstehen. Dieser Widerspruch würde, falls die ‚logische Existenz-Aussage‘ („*Es gibt!*“) empirisch („*Dieser Mensch hier aus*

Kreta ist jetzt nicht lügend!") erhärtet werden kann, konsequent die ‚All-Aussage‘ zu Fall bringen. Ohne eine ‚empirische Existenz-Aussage‘ ist aber nichts entscheidbar.

Es bleibt dann logisch vollkommen offen, ob die ‚All-Aussage‘ oder die ‚logische Existenz-Aussage‘ zu verwerfen ist.

Entweder muss ich dann:

- autoritär die ‚All-Aussage‘ dogmatisch als ein Gesetz unterstellen,
- oder der logischen Existenz-Aussage (als einer wünschenswerten Vermutung) eine ‚gesetzesbrechende‘ Kraft spenden.

Beides liegt aber außerhalb der Logik.

VI.

Es geht also um die Nahtstelle:

- zwischen logischer ‚Landkarte‘ (‚logischer Existenz-Aussage‘)
- und empirischer ‚Landschaft‘ (‚empirischer Existenz-Aussage‘);
- es handelt sich also gar nicht mehr um ein rein logisches Problem, sondern um ein ontologisches und erkenntnistheoretisches, das logisch zu behandeln wäre.

Die Frage ist daher, ob jemand überhaupt von sich im ‚Hier und Jetzt‘ sagen kann: „*Ich lüge jetzt*“ oder „*Ich irre mich*“, d.h. ob Selbsterkenntnis im ‚Hier und Jetzt‘ auch dann möglich ist, wenn ich genau im ‚Hier und

Jetzt' lüge. Ob also ein Lügen oder ein Irrtum ‚selbstbezüglich‘ als selbst entlarvter Irrtum zur Sprache gebracht werden kann.

Wäre dies nicht möglich, dann könnte man auf dem Irrtum (der in meinem Denk-Modell als das feste Fundament der Erkenntnis erscheint) in der Selbst- und Welterkenntnis ja überhaupt nichts aufbauen.

Der Gedanke verweist also auf ein Selbsterkennen von einer achtsamen Meta-Position her. Das ‚Hier und Jetzt‘ wäre dann im Erleben in Stufen geschichtet.

Daraus folgt, dass die Meta-Position der ‚Stufe des Beachtens‘ von der ‚Stufe des Beachteten‘ auch sprachlich unterschieden werden muss.

Im Bewusstsein werden dadurch in logischen Stufen, wie BERTRAM RUSSEL⁶⁰ aufzeigte, ‚Landkarten‘ übereinander gelegt. Und es gilt dann die logische Regel,

- dass das Ganze (die übergeordnete Landkarte) sich auf der unmittelbar unteren Ebene nicht als Element enthalten darf.

Wenn man zum Beispiel die Bedeutung eines Wortes erläutern will, dann darf in der Definition, bzw. im erläuternden Satz, das zu erläuternde Wort nicht mehr sinntragend vorkommen.

⁶⁰ Der englische Philosoph BERTRAM RUSSEL (1872-1970) entwickelte in der Logik eine „Typenlehre“, die durch Unterscheiden verschiedener Argumentationsebenen helfen soll, logische Zirkel zu vermeiden. In der semantischen Stufentheorie geht es um das Unterscheiden der sog. „Objektsprache“ von den verschiedenen Stufen der „Metasprache“.

In meinem Gedanken-Modell gilt dies ähnlich, allerdings nur für das Zur-Sprache-Bringen der nächsten Ebene, nicht aber für das Zur-Sprache-Bringen des Ganzen.

Da sich alles in allem spiegelt, kann das Ganze zwar nicht unmittelbar sein eigenes Element sein, sehr wohl aber ‚Element seiner Elemente‘. Das ‚integrale Ganze‘ ist auf diese Weise im holistischen Sinne ‚Element seiner Elemente‘.

VII.

In meinem Gedanken-Modell ist es daher möglich, dass in der Geistesgegenwart das eigene Irren bemerkt werden kann und dass es sich dann auf einer Meta-Ebene auch zur Sprache bringt. Ob dieses Zur-Sprache-Gebrachte dann auch die Wahrheit ist, dies bleibt aber dahingestellt. Das gedankliche Bewegen des Beseitigens von Irrtum geht ja weiter. Ob dabei letztlich eine ‚*wis-sende Unwissenheit*‘, die einem bei ‚*der Jagd nach der Weisheit*‘ beschert wird ⁶¹ oder ob das „*Ich weiß, dass ich nichts weiß?*“, was SOKRATES von sich behauptet haben soll, erreicht wird, dies bleibt offen.

Für den Weg des logisch geleiteten Erkennens ist dieses vermutete Ziel auch nicht ‚ein Maß gebend‘. Wichtig ist als fester Bezug der erkannte Irrtum als ‚Steigbügel‘ für die weitere Erkenntnis.

⁶¹ Siehe: NIKOLAUS VON KUES: „*De docta ignoratia*“ („*Die wissende Unwissenheit*“) und „*De venatione sapientiae*“ („*Die Jagd nach der Weisheit*“) in: NIKOLAUS VON KUES: „*Die philosophisch-theologischen Schriften*“ Band I. Hrsg. LEO GABRIEL, Übers. DIETLIND und WILHELM DUPRÉ, Wien 1964.

Anders ist es beim mystischen Bemühen. Hier jagt man unmittelbar, ohne besondere Mühe des Beseitigens von einzelnen sprachlichen Irrtümern, der ‚positiven Wahrheit‘ direkt nach. Man lässt sich dabei oft leiten von ‚Offenbarungen‘ der Wahrheit, die man aber nicht in Frage stellt.

Das erreichte Ziel will man dann aber ebenfalls zur Sprache bringen und gelangt dabei letztlich auch nur zur Negation von Irrtümern.

Dies wird dann als ‚negative Theologie‘ bezeichnet. Diese umkreist mit sprachlichen Negationen die ‚Leere‘, in welcher im mystischen Weg eine ‚unfassbare Wahrheit‘ als positives Erleben geschaut wird. Diese Wahrheit wird dann als das ‚absolut Gedachte‘ und doch ‚nicht denk- und aussprechbar Absolute‘ angeschaut.

Das Auseinandersetzen mit diesem Absoluten ist aber nicht Gegenstand der logisch geleiteten Erkenntnis, wohl aber Sprache.

Das Geschäft der Sprache ist es, das Erlebbare überhaupt zu fassen und dessen sprachliche Fassungen dann irrtumbeseitigend im ‚Bewegen‘ zu halten.

VIII.

Wenn ich die eingangs aufgeführten Paradoxa beachte, dann sehe in ihnen ganz unterschiedliche Interessen. Man geht nämlich bei ihrer Formulierung bereits davon

aus, dass es ‚sicher‘ Wahrheit gibt. Es ist in ihnen auch insbesondere die ‚all-gemeine‘ Wahrheit ein Anliegen.

Mit diesem die Erkenntnis leitenden Interesse hat man aber schon die logische Existenzbehauptung, dass es Wahrheit gibt, vorausgesetzt.

In dieser ‚voreingenommenen‘ gedanklichen Fixiertheit entstehen dann natürlich ‚hausgemachte‘ Paradoxa, die den ‚ersten Blick‘ faszinieren und deswegen gut in weltbewegenden Weisheitssprüche umgemünzt werden können. Mit ihnen wird aber im Gedanken-Gang der zweite Schritt vor dem ersten gemacht.

Wenn ich nämlich im ersten Schritt die ‚sichere Existenz‘ der Wahrheit annehme und dann im weiteren logischen Denken von dieser ausgehe, dann betreibe ich vorerst Metaphysik und baue dann meine ganze Logik stillschweigend auf Metaphysik auf.

Von der ‚sicheren‘ Existenz der Wahrheit auszugehen, ist nämlich, wie ich aufzuzeigen versucht habe, nicht Sache der Logik, sondern ist Metaphysik!

Die Logik muss sich daher auf logische Richtigkeit beschränken und kann ohne Hilfe der Empirie (der inneren und/oder äußeren Erfahrung) über eine Wahrheit als Inhalt gar nichts ausmachen.

Und diese Empirie wird immer nur dann zur logisch behandelbaren Erkenntnis, wenn sie zur Sprache gebracht wird, aus der dann mit logischer Hilfe der Irrtum immer wieder ‚ausgefällt‘ wird.

Die Erkenntnis weiß nicht, was Wahrheit ist. Sie erkennt nur Irrtum und ist sich ‚sicher‘, dass dieser nicht ‚Alles‘ ist.

Sie geht also davon aus, dass es ‚vom Irrtum weg‘ einen ‚Unterschied‘ gibt.

So lässt sich in meinem Denk-Modell eine ‚metaphysische Logik‘, die Wahrheit voraussetzt und dieser dogmatisch nachjagt, von einer ‚logischen Logik‘, die auf der Beseitigung von Irrtum aufbaut, unterscheiden.

Paradox ist nun, dass die ‚metaphysische Logik‘, die ihre Existenz ganz der Metaphysik verdankt, es ist, welche die Metaphysik herabwürdigt und zu überwinden sucht, während die ‚logische Logik‘ keinen logischen Grund findet, die Metaphysik in Abrede zu stellen und daher logisch konsequent zur dieser hin ‚offen‘ ist.

Mein Anliegen ist es daher, in einem grundlegenden Gedanken-Gang den ersten Schritt zu demonstrieren, der dem nachgeht, was das logische Denken für das Beantworten der Frage hergibt, ob es eigentlich ‚logisch sicher‘ ist, dass es Wahrheit überhaupt gibt.

Mein Gedanken-Gang landet, wie ich aufzuzeigen versucht habe, in keinem Paradoxon, sondern es zeigt sich in ihm, dass als ‚festes‘ Fundament der logischen Erkenntnis nicht die Wahrheit, sondern nur jene Tatsache fungieren kann, dass es ‚logisch sicher‘ Irrtum gibt.

Es geht in meinem Gedanken-Gang daher vorerst gar nicht um ‚All-Aussagen‘, sondern um ‚logische (nicht

empirische!) Existenz-Aussagen' im Sinne von „*Es gibt!*“, die sich aber letztlich immer von ‚empirischen Existenz-Aussagen' herleiten, welche die Form „*Dieses ‚hier' ist ‚jetzt' das!*“ haben.

„Höre das Klatschen einer Hand!“

Es ist bekannt, dass das eigene Denken von Leistungen des Gehirns begleitet ist, die man über elektrische Ableitungen registrieren und zum Beispiel über einen Hirnwellen-Schreiber wiederum von außen her visuell wahrnehmbar machen kann.

Das ‚innen‘ erlebbare Denken ist also von einem von außen her sinnlich wahrnehmbaren physiologischen Geschehen begleitet.

Dieses physiologische Geschehen muss aber als etwas ‚Von-außen-her-sinnlich-Wahrgenommenes‘ ebenfalls erlebt ‚sein‘, damit man über dieses physiologische Geschehen überhaupt eine Vorstellung ‚haben‘ und darüber reden kann.

Wenn man nun von ‚außen‘ her nur auf das neurophysiologische Geschehen schaut, könnte man weiter fragen:

- was in diesem Geschehen der neuralen Vermittlung einerseits vom ‚äußeren Außen‘ (was also sinnlich vermittelt direkt von außen kommt) und/oder vom ‚inneren Außen‘ (vom Gedächtnis her) angeschlagen wird ;
- und was andererseits der ‚a priorische‘ Eigen-Ton der anschlagbaren neurophysiologischen ‚Glocke‘ ist, dessen ‚stilles‘ Tönen man in der Meditation ‚erlebt‘.

Im Zen gibt es ein Koan, in welchem gefordert wird: „Höre das Klatschen einer Hand!“ Gibt es auch hier einen Eigen-Ton des Hörens?

Der Eigen-Ton ist also ohne das Angeschlagen-Werden der Glocke irgendwie da, er ist vor der Erfahrung, vor dem Angeschlagen-Werden, er ist a priori.⁶²

Aber er tönt nicht unabhängig vom Angeschlagen-Werden und er ist deshalb auch nicht ‚ansich‘ schon ein so-seiender Ton, sondern bloß eine tonlose, eine ‚leere‘ und unspezifische Bereitschaft, solange er noch ‚still‘ ist.

Hinsichtlich des A Priori und des ‚reinen‘ Denkens könnte man nun (im Anschluss an meinen Vergleich mit der ‚neurophysiologischen Glocke‘) ebenfalls auffordern, den ‚reinen‘ Ton bzw. die ‚Stille‘ der nicht angeschlagenen Glocke zu hören: also eine Art ‚da-seiendes‘ A-Priori ohne ‚so-seiende‘ Begegnung.

Mit diesem ‚da-seienden‘ A Priori ohne ‚so-seiende‘ Begegnung ist ein Da-Sein gemeint, das ohne eine die ‚Glocke‘ anschlagende Begegnung mit der innen im Gedächtnis symbolisch ‚verkörperten‘ Welt und ohne eine

⁶² Hier könnte nun der berechtigte Einwand kommen, dass auch das Gehirn selbst ein in sich bewegter und sich selbst gegenseitig mit seinen Gliedern anschlagender Organismus ist, dass er also auch einen „so-seienden“ Eigen-Ton hat. Wirft sich diese Frage auf, dann gilt es einen Schritt weiter zu denken und sich zu fragen, „wer“ oder „was“ nimmt nun diesen „so-seienden“ Eigen-Ton wahr, wer spiegelt diesen Ton wider?

Begegnung mit der äußeren ‚sinnlich vermittelten‘ Welt erlebbar ist.

Es geht also um eine erlebbare ‚Leere‘, die sowohl ohne ‚sinnliche Begegnung‘ mit der äußeren ‚Landschaft‘ als auch ohne ‚phantastische Begegnung‘ mit dem Gedächtnis (mit der ‚Landkarte‘) einfach als Daseins-Fülle da ist.

In diesem Denk-Modell könnte man sich daher fragen, was übrig bleibt, wenn man in der Meditation sowohl die ‚äußeren Sinnestore‘ als auch die ‚inneren Gedächtnistore‘ schließt und dann mit der leeren aber von Dasein erfüllten ‚Stille‘ der spiegelartig lauernden, d.h. wartenden Achtsamkeit ‚einsam‘ und ‚alleine‘ bleibt.

Hier hört man also ‚nichts‘ So-Seiendes, aber man erlebt ‚selbst‘ das ‚Hinhören‘, das ‚leer‘ von Gehörtem und ‚leer‘ von Hörbarem ist. Man erlebt die spiegelartige Achtsamkeit (die nicht von außen ‚fasziniert‘ ist) als ‚reine‘ Hörbereitschaft, als eigenes ‚Selbst‘.

‚Erleben‘ tut man diese ‚Hörbereitschaft‘ aber eigentlich nicht. Man ‚hat‘ von ihr kein ‚Erlebnis‘, sondern man ‚ist‘ reines Erleben.

Zu einem Erlebnis kommt es nur durch eine Begegnung, welche der Fülle der Stille dann ein Wirken, d.h. eine Wirklichkeit und Form gibt.

‚Glocke‘ und Welt können sich nur finden und nur deswegen begegnen, weil die ‚Glocke‘ und das, was an sie anschlägt (von außen her die reale Welt und von innen her die ‚verkörperten‘ Erinnerungen), aus ‚dem selben Holz geschnitzt sind‘.

Sie begegnen sich eben im Bewegen als so-seiende Bewegungen. Ohne Bewegen gibt es keine Begegnen.

Aber auch ohne ein Eins-Sein, ohne eine ‚Identität‘ im Begegnen, gibt es kein Erleben, gibt es kein Widerspiegeln der Begegnung.

Insofern gibt es daher als die alles verbindende ‚Identität‘ ohnehin nur das Klatschen ‚einer Hand‘, gibt es nur die ‚Widerspiegelungsfähigkeit‘, gibt es nur die achtsam verbindende aber ‚leere‘ Hörbereitschaft, welche das Hören aber nicht ‚schafft‘, sondern selbst ‚untätig‘ es bloß ‚zulässt‘.

Aus dem formlosen ‚Grund‘ entfaltet sich nichts, das in ihm eingefaltet wäre, sondern er ist in seiner verbindenden Kraft-Fülle bloß spiegelartig ‚un-tätig‘.

In der Immanenz⁶³ der Ur-Sphäre des Erlebens, in der Identität, in der ‚Stille‘, liegt also das eigentliche A Priori als das widerspiegelnde ‚Formlose‘. Als das ‚Reine‘ liegt die ‚Achtsamkeit‘ a priori bereits vor.

Dieses ‚Reine‘ ist aber kein Denken, sondern das, was das Bewegen des Denkens als ‚reiner‘, widerspiegelnder ‚Grund‘ eben ‚erfüllt‘.

Dieses in der Ur-Sphäre aufkeimende und von ‚Leere‘ erfüllte Denken wäre dann so etwas wie ein ‚reines‘ Den-

⁶³ Zu diesem Verständnis von „Immanenz“ vgl. FRANCOIS JULLIEN „Der Weise hängt an keiner Idee – Das Andere der Philosophie“. München 2001. ISBN 3-7705-3561-8.

ken, weil es eben nicht ‚mittelbar‘ in der Landkarte ‚vernünftig‘ herumwandert (sich herum bewegt), sondern im ‚Verstand‘ (in einem ‚erfüllten‘ Begegnen mit der Landschaft) die vom Körper, vom Gedächtnis und von der begegnenden Welt gemeinsam geprägte ‚Verkörperung‘ unmittelbar ‚schaut‘. Dieses symbolische Verkörpern, welches in der Ur-Sphäre die innere und äußere Welt umfasst, schaut sich gewissermaßen ‚selbst‘. Sie ‚ist‘ als Einheit von Sosein und Dasein sich ‚selbst‘ schauend einfach ‚da‘.

In der sog. Ur-Sphäre wird das erlebt, was man als untrennbare Einheit von Wechselwirken und Widerspiegeln, von Verändern und Identität, von Bewegen und Wahrnehmen usw. ansprechen könnte. Insofern sind Wechselwirken und Widerspiegeln die beiden immanenten ‚Grundeigenschaften‘ des Seienden.

Das Wort ‚*Dasein*‘ wird häufig so gebraucht, als würde mit ihm die objektive Realität gemeint. Zum Beispiel die Welt, in der wir leben müssen und die deshalb unser ‚Dasein‘ ausmache. Dieses lebensweltliche Dasein wird dann bewertet, als Glück geschätzt und als Unglück beklagt. Um die Dinge, die unser lebensweltliches Dasein ausmachen, müssten wir daher kümmern und uns um sie sorgen. Da ihr Dasein zeitlich bemessen sei, müssten wir uns über das ‚Nicht-Sein des Daseins‘ der Dinge und auch um uns selbst ängstigen.

Dies ist aber in meinem Wort-Gebrauch mit dem Wort ‚*Dasein*‘ nicht gemeint. Es bezeichnet kein Sosein, sondern bloß das Da-Sein eines solchen.

Ein objektiv für uns vorhandener Tisch ist ja auch nicht unser Dasein und auch nicht das Dasein ‚für uns‘. Auch zwei Tische sind dies nicht. Auch nicht ein Tisch und ein Stuhl zusammen. Daher auch nicht alle Dinge zusammen.

Das ‚*Sein*‘ ist nicht die Summe der Dinge, es ist nicht die Summe oder das Ganze des ‚*Seienden*‘. Sondern das ‚*Sein des Seienden*‘, sei dieses ein Einzelnes oder das Ganze. Jedes Ding hat daher Dasein und auch wir selbst ‚sind da‘.

Unser Dasein unterscheidet sich durch nichts vom Dasein irgend eines Dinges. Wir sind im Dasein mit allen Dingen verbunden.

Wären wir mit den Dingen in unserem Dasein nicht verbunden, dann wären sie für uns nicht da.

- In unserem Erleben erleben wir uns als ‚da‘. Dies nenne ich die Erlebens-Dimension ‚*Dasein*‘ oder ‚*Da-Sein*‘.
- Wir erleben uns aber auch in einer bestimmten Art. Wir erleben uns heute anders als Morgen. Das Erleben ist eben einmal ‚so‘ und ein andermal wieder ‚anders‘. Diese Dimension des Erlebens nenne ich ‚*Sosein*‘ oder ‚*So-Sein*‘.
- Was wir nun erleben, das kann uns angenehm oder unangenehm oder auch neutral sein. Wir befinden uns einmal gut, ein andermal weniger gut, dann schlecht usw. Diese Dimension des

Erlebens nenne ich nun ‚Wertsein‘ bzw. ‚Wert-Sein‘.

Dieses Erleben betrifft nun nicht nur unsere Befindlichkeit, sondern auch das, was wir erleben, zum Beispiel unsere Vorstellungen oder die von uns wahrgenommenen Dinge.

Mit all dem, was wir erleben, sind wir im Dasein verbunden, sonst könnten wir es ja nicht erleben.

So denken wir uns, entsprechend unserem eigenen Erleben, dass alle Dinge einen formlosen inneren Kern haben, mit dem sie miteinander als Dasein verbunden sind. Denn auch wir selbst sind ja selbst in der Welt nur ein Ding unter den Dingen.

Von allen vorhandenen Dingen kennen wir jeweils nur ihre äußere Seite, die uns unsere Sinne zeigen. Von uns selbst kennen wir aber nicht nur unsere äußere Seite, sondern auch unsere innere Seite, unser Erleben. Wir ‚haben‘ nicht nur ein Bild unseres Soseins, sondern ‚sind‘ auch das Erleben unseres Daseins.

Wir ‚haben‘ nicht nur ein Bild von uns, sondern wir ‚sind‘ auch unmittelbar für uns ‚da‘.

Und dieses Erleben unseres Daseins verbindet uns mit allem Da-Seienden. Alles ‚Seiende‘ ist so im ‚Sein‘ miteinander verbunden. Über unser eigenes Dasein berühren wir somit das Sein von allem.

Es gibt im Zen-Buddhismus viele Erzählungen, wo der Meister gefragt wird, was die wahre Buddha-Natur sei.

Mit Buddha-Natur ist der innerste Kern, das Dasein, gemeint, das allen Dingen das ‚Selbe‘ ist.

Der Meister verblüfft dann oft seinen Schüler, der nach einem Sosein fragt, mit der Antwort: *„Die Zypresse im Hof!“* oder auch *„Ein Bund Flachs!“*.

Ein der Meister hielt als Antwort schweigend einen Finger hoch. Der Schüler kopierte, der Erzählung nach, seinen Meister, indem er das Sosein des ‚einen-Finger-Hebens‘ überall als Antwort auf die Frage nach der wahren Buddha-Natur wiederholte. Als der Meister dies erfuhr, rief er den Schüler zu sich und schnitt ihm, als dieser antwortend seinen Finger heben wollte, den Finger ab. Wodurch, der Erzählung nach, der Schüler plötzlich erleuchtet wurde.

Dem Eingeweihten, der in allem, und vor allem in sich selbst, das Dasein schauen kann, ist diese paradox erscheinende Antwort auch ‚logisch‘ klar.

Dem Schüler dagegen, der mit seinem Fragen das Dasein noch im Sosein sucht, den verwirrt diese Antwort.

Manchmal eben so sehr, dass er plötzlich erleuchtet wird und dann die Differenz zwischen Dasein und Sosein schaut. Er gibt es dann auf, das Dasein als ein Sosein zu suchen oder die Existenz von einer Essenz abzuleiten. Er

freut sich dann nicht mehr vorwiegend am Sosein des Lebens, sondern vorerst einmal an seinem Dasein.

Es geht hier um das ‚*Schauen*‘ jener Differenz, die im Abendlande mit den Wörter ‚*Sein*‘ und ‚*Seiendes*‘ markiert wurde.

Das ‚*Schauen*‘ des alles verbindenden ‚*Seins*‘ in jedem und allen wird in der indischen Tradition mit dem Wort ‚*Yoga*‘ bestimmt.

Das Wort ‚*Yoga*‘ ist sprachlich verwandt mit unserem Wort ‚*Joch*‘, mit dem zwei Ochsen verbunden werden, um gemeinsam den selben Karren zu ziehen.

Diesem vereinenden und untätig ‚*widerspiegelndem*‘ Schauen des ‚*Daseins*‘ des ‚*Yoga*‘ steht in der indischen Tradition das ‚*Sankhya*‘ als das differenzierte Erkennen des Soseins gegenüber. *Yoga* und *Sankhya* bilden dabei eine untrennbare Einheit, sie bilden

*„nur zwei konvergierende Teile derselben vedantischen Wahrheit oder vielmehr zwei sich vereinigende Wege, um sich ihrer Verwirklichung zu nähern: Der eine ist philosophisch, intellektuell, analytisch, der andere ist intuitiv, gottergeben, praktisch, ethisch, synthetisch und erreicht Wissen durch Erfahrung.“*⁶⁴

Das ‚*Seiende*‘ wird dabei ebenfalls jeweils als eine Zweierheit betrachtet, so auch der Mensch:

⁶⁴ SRI AUROBINDO: „*Essays über die Gita*“, Gladenbach 1977, ISBN 3-87348-099-9.

- einerseits ist er das *Prakriti*, d.h. die wechselwirkend soseiende Natur,
- andererseits ist er *Purusha*, d.h. er ist der untätig widerspiegelnde Zeuge dieses Geschehens, der in seinem Daseins-Kern als daseiender *Atman* eins ist mit dem *Sein* von allem, mit *Brahman*.

Als *Selbst*, als *Identität*, ist der Mensch nur untätig *widerspiegelnde* Achtsamkeit. Als natürliches *Ich* ist er dagegen ein *Wechselwirken* der Natur, ein Wechselwirken des *Prakriti*.

Diese *Prakriti* wirkt, und nur es wirkt, mit seinen drei Qualitäten, den drei *Gunas*. Das sind:

- das *sattwa*, das der widerspiegelnd gelassenen Achtsamkeit und dem Dasein zustrebt,
- das *rajas*, dass der Emotionalität, dem Mut, dem Willen und dem Wertsein nahe liegt,
- das *tamas*, das an Ansichten, Ordnungen, Vorstellungen und am Sosein hängt.

Es liegt in der Tradition des menschlichen Denkens und Selbsterfahrens

Das Bemühen, einerseits ein da-seinendes, untätig widerspiegelndes Schauen und ein wechselwirkend denkendes Erfassen des Soseins und Wertseins der Welt zu unterscheiden und im Erleben die Dimensionen des widerspiegelnd achtenden Daseins von den beiden Dimensionen des Soseins und Wertseins des Wechselwirkens, d.h. des *Feldes* zu unterscheiden. Es geht also in dieser

Tradition des Denkens um den Unterschied zwischen dem ‚*prakriti*‘, als dem wirkenden Feld, und dem ‚*purusha*‘, als dem untätig gelassen widerspiegelndem ‚Kenner des Feldes‘.

Es kommt auf das ‚Selbe‘ heraus, ob ich auf das ‚Klatschen einer Hand‘, das nicht kommt, gelassen wartend ‚hinhöre‘ oder ob ich dem verklingenden Ton einer Glocke ‚folge‘ und nach dessen Verklingen in die ‚Stille‘ des ‚hörbereiten‘ achtsam gelassenen Dasein eintauche. Ich begegne dem ‚ungestörten‘ wartenden ‚Selbst‘, mir selbst, dem verbundenen ‚Kenner des Feldes‘.

Leibes-Mitte

Beim Beachten des eigenen körperlichen Bewegens ist es hilfreich, klar zwischen ‚Körper-Mitte‘ und ‚Körper-Schwerpunkt‘ zu unterscheiden. In der inneren Empirie lässt sich dann nämlich differenziert die Spannung erleben, die beim Hinauswandern der ‚Körper-Mitte‘ aus dem ‚Körper-Schwerpunkt‘ deutlich wird: zum Beispiel, wenn ich mich krümme. Damit ist nicht nur der ‚Schwerkraft-Sinn‘, sondern auch der ‚Schwerpunkt-Sinn‘ des Menschen entdeckt. In einem nächsten Schritt gilt es dann die ‚Leibes-Mitte‘ zu erfahren.

In meiner Terminologie ist:

- die ‚Körper-Mitte‘ die anatomische Mitte des biologischen Körpers, sie liegt etwa im Bauch;
- der ‚Körper-Schwerpunkt‘ ist wiederum das ‚inerte‘ (das relativ ruhende und beharren wollende) Zentrum des physikalischen Körpers; er ist das scheinbare Wirkzentrum der Gravitation bzw. das Zentrum der Trägheit;
- die ‚Leibes-Mitte‘ ist dagegen das Zentrum meiner Achtsamkeit in der Welt; sie ist für mich mein inertes, d.h. mein ruhendes Achtsamkeits-Zentrum. Dies kann sowohl innerhalb als auch außerhalb unseres Körpers liegen.

Wird die Leibes-Mitte für mich durch eine Faszination fremdbestimmt festgelegt, dann spreche ich bei dieser Konzentration von ‚Aufmerksamkeit‘. Wird sie dagegen

von mir frei gesetzt bzw. wandernd von mir geleitet, dann spreche ich von ‚Achtsamkeit‘.

Meine Leibes-Mitte kann also einerseits ein fremdbestimmtes, fixiertes Faszinations-Zentrum meiner Aufmerksamkeit sein, andererseits aber auch ein jeweils zentrierendes, aber nicht einhaltendes Bewegen meiner von mir frei geleiteten Achtsamkeit.

Hält mein Bewegen bei der (jeweils nicht nur weitenden sondern auch zentrierenden) Achtsamkeit ein (d.h. hält das Wandern der Achtsamkeit zeitlich ein, bzw. hängt es räumlich an), dann wird das an sich freie Bewegen der Achtsamkeit ebenfalls zu einer fixierten Aufmerksamkeit, die dann eben von meinem freien Vorsatz oder von meinem Vor-Urteil festgehalten wird.

Wenn sich also auf die eine oder andere Weise meine Leibes-Mitte fixiert, dann erscheint für mich eine Bewegung relativ zu ihr bewegt.

Dieses Zentrum kann aber, wie schon angemerkt, räumlich und zeitlich auch aus meinem biologischen Körper hinauswandern.

Ich kann mein Achtsamkeitszentrum zum Beispiel räumlich auf den am Nebengeleise anfahrenden Zug verlagern, wodurch dieser durch mein Fixieren für mich scheinbar zur Ruhe kommt. Ich erlebe mich dann mit meinem eigenen Zug bewegt, obwohl mein Zug sich physikalisch gar nicht relativ zu den Schienen fortbewegt.

Über das Erleben der Spannung zwischen Körper-Mitte und Körper-Schwerpunkt lässt sich auch entdecken, dass sich die Achtsamkeit in dieser Spannung ganz unterschiedlich fokussieren lässt. Ich kann sie zum Beispiel in der Körper-Mitte oder im Körper-Schwerpunkt zentrieren.

Man kann dann auch erlebend entdecken und für das Bewegen konkret brauchbar machen, dass die Leibes-Mitte als Zentrum der faszinierten Aufmerksamkeit, und später der frei beweglichen Achtsamkeit, etwas anderes ist als die Körper-Mitte und auch etwas anderes als der Körper-Schwerpunkt.

Dies ist nämlich bei den meisten, oft sehr statischen Einstiegshilfen in das meditative Training der Achtsamkeit nicht zu entdecken. Zum Beispiel, wenn man aufrecht steht oder sich so bewegt oder sitzt, dass Körper-Mitte und Körper-Schwerpunkt spannungslos zusammenfallen und es bei diesem Meditations-Einstieg dann nur mehr darum geht, die Achtsamkeit in diesem gemeinsamen Punkt, d.h. im Bauch, zu fokussieren. Hier taucht dann allerdings eine andere Spannung der Achtsamkeit auf, die Spannung zwischen Leibes-Mitte und Schnittstelle mit der Umwelt, wo das Schwerkraft-Wirken gespürt wird.

Diese Spannung ist ebenfalls ein für das Optimieren des Bewegens sehr relevantes Erleben. Es führt hin zum

Spüren des pulsierenden Splittens der Achtsamkeit.⁶⁵ Es wird dabei konkret erlebbar, dass die Achtsamkeit selbst eine Einheit von gegengerichtetem unkörperlichen Bewegungen ist:

- einerseits verbindet sie und bindet in Eins;
- andererseits setzt sie auseinander und unterscheidet.

Sie ist sowohl Grundlage der kreativ ein- und verbindenden „Ein-Bildungskraft“, als auch der kritisch spaltenden ‚Ur-Teilkraft‘. Sie ist als eine komplementäre Einheit:

- einerseits öffnend;
- andererseits zentrierend.

Der ‚Leib‘ ist daher nicht der ‚Körper‘. Er kann aber mit dem Körper zusammenfallen und dann als ‚beseelter Körper‘ erscheinen.

Einerseits kann nämlich sein Zentrum auch räumlich außerhalb oder zeitlich vor- oder nachher liegen⁶⁶, andererseits kann seine räumliche Ausdehnung sowohl größer als der Körper sein und mit der Umwelt verschmelzend Eins-werden, als sich auch in den Körper hinein verkriechen und kleiner als die Hautoberfläche sein, wie bei den Autisten, die nicht einmal ihren Körper um-

⁶⁵ vgl. mein Projektpapier: *„Atmen und Achtsamkeit im Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining“*. Im Internet: www.horst-tiwald.de im Ordner: *„Projektpapiere“*, oder das entsprechende Kapitel in: HORST TIWALD: *„Yin und Yang – Zur Komplementarität des leiblichen Bewegens“*. Immenhausen bei Kassel 2000. ISBN 3-934575-10-2.

⁶⁶ vgl. den Begriff der *„janusköpfigen“* Achtsamkeit in HORST TIWALD: *„Talent im Hier und Jetzt“*. Hamburg 2003. ISBN 3-936212-10-4.)

fassen, geschweige denn die Um- und Mitwelt erreichen.

Analoges gilt für das Zeitliche.

Es gibt Menschen, die weder erinnern noch vorausschauen können, aber auch solche, die nur in der Vergangenheit oder nur in einer phantasierten Zukunft leben, dort ‚leiblich‘ zentriert sind, und dadurch ihre Gegenwart, mit ihrem ‚Körper‘, verloren haben.

Dies mag den Gedanken von VIKTOR VON WEIZSÄCKER erläutern, der schrieb:

*"Ich frage zum Beispiel nicht nach dem Wert der Leibesübungen, sondern ich untersuche, welcher Leib überhaupt geübt werden kann, und finde, dass dieser Leib - die Seele ist.
Ich muss also da beginnen, wo ich bin."⁶⁷*

⁶⁷ VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „Menschenführung - Nach ihren biologischen und metaphysischen Grundlagen betrachtet.“ Göttingen 1955

Komplementarität und Drehtürprinzip

Die Komplementarität meint, dass das Eine ohne das Andere nicht existieren kann, dass also sich Gegenteile gegenseitig bedingen. Es meint auch, dass in dieser ‚gespannten‘ Einheit die Extreme ineinander umschlagen und dass sich die Extreme so gegenseitig ‚verdecken‘. Dieses Verdecken ist aber, der grundlegenden Einheit der Gegensätze entsprechend, nicht absolut. In jedem Extrem ist als Keim das Gegenteil enthalten, es ist also nicht total verdeckt. Dies drückt das Kreis-Symbol für die Einheit von Yin und Yang aus. Das gegenseitige Verdecken wird vom sogenannten ‚Drehtürprinzip‘ von VIKTOR VON WEIZSÄCKER⁶⁸ angesprochen. Dieses ist aber wie ein Gesetz gefasst, das wie ein hartes ‚Entweder-Oder‘ erscheint:

Es beschreibt, dass Bewegen und Wahrnehmen eine untrennbare Einheit bilden. Beim Wahrnehmen schließe aber das Wahrnehmen eines bestimmten Inhaltes das Wahrnehmen des Aktes, der zu diesem Wahrnehmen führt, aus. Er verdecke das Andere. Man könne daher nur das Eine oder das Andere wahrnehmen: entweder sein eigenes wahrnehmendes Selbstbewegen oder den dadurch wahrgenommenen Inhalt.

⁶⁸ Vgl. VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Pathosophie*“ Göttingen 1956, S. 26. und VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Diesseits und Jenseits der Medizin*“ Stuttgart 1950.

Zum Veranschaulichen dieses Gedankens hat VIKTOR VON WEIZSÄCKER das Bild einer Drehtür gewählt. Das Bild der ‚Drehtür‘ kann aber leicht zu einem Missverständnis führen. Dies wäre dann der Fall, wenn wir meinten, dass wir uns beim Wahrnehmen jeweils in einem statischen ‚Zustand‘ befänden. Wir wären dann zum Beispiel in der Drehtür drinnen oder draußen verweilend. Dieses grundsätzlich statische Bild könnten wir dann mit dem Gedanken, dass diese Zustände pulsieren oder vibrieren, und dass sich dadurch ständig ein Wechsel des Zustandes ereigne, etwas heilen. Dieses Bild würde dann aber nur einen Prozess beschreiben, den es auch gibt. Nämlich den Prozess, in welchem wir mit unserer Aufmerksamkeit am Wahrgenommenen anhängen, an ihm fasziniert anhaften und dabei mit dem Bewegen unserer Achtsamkeit einhalten bzw. ein Achtsamkeits-Zentrum außerhalb von uns bilden, um das dann relativ beruhigt unsere Achtsamkeit kreist. Jenen Prozess also, mit dem wir im Wahrnehmen Begriffe bilden.

Nicht erfasst wird aber durch dieses Bild (einer Bewegung als Orts-Veränderung von drinnen nach draußen) dagegen der fundamentale Vorgang des achtsamen Bewehens im schauenden Wahrnehmen selbst.

Das Anfertigen von in sich abgerundeten Moment-Aufnahmen, wie sie den Begriffen zugrunde liegen,

kommt nämlich erst später. Ganz grundlegend ist dagegen unser schauendes Wahrnehmen, das kein Anfertigen von ‚zuständlichen‘ Moment-Aufnahmen ist. Die globale aber noch offene Ganzheit ist hier vielmehr im Bewegen der Achtsamkeit fundamental gegeben und wird erst dann auseinander gesetzt.

Das Bild der Drehtür verleitet dagegen zu der Ansicht, dass eine ganzheitliche Wahrnehmung ‚nur‘ durch ein verbindendes Aneinanderreihen von Momentaufnahmen entstehe, so etwa, wie wir beim technischen Filmen durch Aneinanderreihen von Moment-Aufnahmen für uns wahrnehmbare ‚Schein-Bewegungen‘ erzeugen.

Hier wird nicht der holistische Weg vom Ganzen zu seinen Gliedern beschrieben, sondern der systemische Weg, der individuelle Teile zu einem System als einem Ganzen verbindet.

Diesen Weg gibt es allerdings. Er ist aber weder der einzige noch ist er der fundamentale. Beiden Wege bilden im Leben eine organische Einheit.

Beim Anfertigen von Momentaufnahmen ist immer ein Verdecken erforderlich. Das wahrgenommene Bild muss sowohl vom zeitlichen Vorher und vom räumlichen Neben heraus präpariert, als auch vom Beobachter abgelöst werden. Diese erscheinen dann zu Gunsten des Bildes eben ‚verdeckt‘.

Bezeichnen wir nun das Erscheinende als das ‚Eine‘ im Gegensatz zum ‚Anderen‘, das in diesem Wahrnehmen ‚methodisch‘ verdeckt wurde, dann ist das Bild der Dreh-

tür zwar einerseits schon richtig, andererseits gibt es aber das Andere nur deshalb, weil man selbst das Eine eingrenzt bzw. vom Anderen ausgrenzt hat, bzw. weil es auch objektiv schon ausgegrenzt ist und dieser Gegebenheit im achtsamen Selbstbewegen eben nur folgt.

Nicht das an sich wahrnehmbare Andere ist daher verdeckt, weil das Eine fixiert ist, sondern das Andere gibt es für mich als ein ‚für mich‘ selbstständig Wahrnehmbares eben nur dann, wenn das Eine ‚für mich‘ im Wahrnehmen vom Anderen ‚ausgegrenzt‘, es also hinsichtlich des Anderen zumindest grob ‚definiert‘ ist. Ohne die begleitende Ahnung, dass es ein Anderes gibt, kann es auch das Eine nicht geben. Ohne Yin gibt es kein Yang und umgekehrt.

Das, was man beim Wahrnehmen ausschließt, gibt es daher ‚für mich‘ als etwas isoliert Eigenes nur deshalb, weil ich mich im Wahrnehmen von ihm ausschließe bzw. es selbst mich ursprünglich durch sein Faszinieren einerseits bindet, andererseits aber ‚selbstherrlich‘ ausschließt.

Das psychisch Verdrängte gibt es zum Beispiel ‚für mich‘ nur deshalb als etwas ‚für mich‘ Wirksames, weil ich es gleichsam als einen traumatischen ‚Zustand‘ ein- und abkapsle bzw. es in mir ‚verkörpere‘ und dort ausschließe. Eigentlich schließe ich mich aber selbst von ihm aus, so dass es dann über mich, mich stellvertretend, verfügen kann. Das Verdrängte wird so gerade durch mich als meine Teil-Persönlichkeit von mir verfestigt, verselbständigt und dadurch meiner

Kontrolle entzogen. Es kontrolliert dann mich. Beim heilenden Bewusstmachen des Verdrängten geht es daher weniger darum, dass mir das Verdrängte bewusst wird, sondern dass ich mir (als der eigentlich Verdrängte) selbst bewusst werde. Es geht um Selbsterkenntnis und nicht um das Vielerlei, das in mir ist! Es geht vorwiegend um den Dirigenten und weniger um sein Orchester. Es geht nicht in erster Linie um ein Wissen über etwas in mir, sondern darum, dass ich mich, um mich selbst wissend, selbst ‚auf den Punkt bringe‘. Es wird nichts beseitigt, sondern etwas gewonnen! Es wird eine Meta-Position gewonnen. Der Dirigent spielt kein Instrument im Orchester, sondern er dirigiert es.

Das verdeckende Ausschließen im Wahrnehmen sagt (hinsichtlich der sinnlich vermittelten Realität) aber nichts über die reale eigenständige Existenz dessen aus, was ‚für mich‘ wahrnehmbar ist. Es sagt nichts darüber aus, ob jenes unabhängig von meinem Wahrnehmen ist oder nicht ist. Es sagt nur etwas darüber, ob das Reale auch ‚für mich‘ wahrnehmbar ist.

Das Verdeckt-Sein im Wahrnehmen macht also paradoxer Weise das Verdeckte, das ausgegrenzt wurde, in einer folgenden ‚Um-Kehrung‘ erst für mich wahrnehmbar, sei dieses Wahrnehmbare nun ein im Verdecken selbst erzeugter psychischer Tatbestand oder etwas in der dinglichen Realität objektiv Vorhandenes!

Würde man im Wahrnehmen nichts einschließen, dann würde es ‚für mich‘ auch nichts Ausgeschlossenes geben.

Selbst das Erkennen von etwas ‚an sich‘ Wahrnehmbaren wäre dann nicht möglich! Erkennen heißt immer, das zu Erkennende einerseits vom es Umgebenden, andererseits vom beobachtend Wahrnehmenden zu isolieren, es sauber davon aus- und einzugrenzen und dabei das Umgebende und das Wahrnehmende vorüber-, ‚gehend‘, d.h. ‚methodisch‘, zu verdecken.

Das Bild des Verdeckt-Seins unterstellt aber, dass das andere im Wahrnehmen da wäre, wenn man die Verdeckung wegziehen würde. Es ist aber dann nicht da, wenn ich nur die Verdeckung wegziehe. Sondern es erscheint nur dann, wenn ich vorübergehend auch das Andere verdecke und das vorher Verdeckte dadurch im ‚Hier und Jetzt‘ nun als das Gegenwärtige herauspräpariere.

Wenn ich dagegen im Wahrnehmen alle Grenzen beseitige, die den Übergang zum jeweils Anderen verhindern, oder wenn ich das Gegenteil selbst verdecke und nicht gleichzeitig anderes verdecke, dann ist auch das vorher scheinbar Verborgene als Gegensatz nicht mehr da.

Dieser jeweils etwas Bestimmtes verdeckende ‚Umgang‘ im Wahrnehmen sagt aber als ‚Methode‘ des Wahrnehmens, wie schon verdeutlicht, überhaupt nichts über die objektiv reale Existenz des im Wahrnehmen vorerst als verdeckt Nicht-Erscheinenden aus. Es bedeutet auch nicht, dass das spezifisch ‚negative Verdecken‘ ein ‚positives Konstruieren‘ des jeweils Wahrgenommenen sei.

Auf der ‚Ebene des subjektiven Eingrenzens‘ existiert dieses real existierende aber verdeckte Andere für mich im Wahrnehmen erst, wenn ich (sei es beim Eingrenzen des biologischen Wahrnehmens oder des experimentellen Sichtbarmachens) die Position wechsle und dann das Andere (biologisch wahrnehmend oder experimentell sichtbarmachend) wiederum eingrenze.

Der Vergleich der Drehtür mit dem sog. ‚Blinden Fleck‘ ist daher gedanklich nur eine ‚vor-läufige‘ Einseitigkeit. Der im Drehtürprinzip angesprochene ‚Blinde Fleck‘ ist nämlich nicht Schicksal des Wahrnehmens, wie das ‚Drehtür-Modell‘ missverständlich nahe legt. Da Wahrnehmen ein Bewegen ist, kann ich herumgehen, ich kann mein eigenes Selbstbewegen an die bewegte Realität anlegen, wodurch der jeweils vergangene ‚Blinde Fleck‘ der gegenwärtig sehende ist.

So lange man mit seiner Achtsamkeit in der Ebene eines ‚zuständlichen‘ statt eines ‚bewegten‘ sinnlichen Wahrnehmens bleibt, ist man allerdings entweder drinnen oder draußen, und dann gibt es ‚für mich‘, wenn ich zum Beispiel ‚zuständlich‘ drinnen bin, nur ein Drinnen und kein Draußen. Wenn ich wiederum ‚zuständlich‘ draußen verweilend ‚anhänge‘, dann verhält es sich entsprechend umgekehrt.

Da ich mich aber ‚bewegen‘ kann, weiß ich von beidem und auch von ihrer gegenseitigen Beziehung auch dann, wenn ich jeweils anhänge.

In diesem Kreisverkehr wird die Achtsamkeit jeweils von einem Pol ‚gefangen‘, den sie entweder im Wahrnehmen

selbst erzeugt oder der real ‚vor Händen‘ existiert und die Aufmerksamkeit ‚fasziniert‘.

Wenn ich an der real vorhandenen Eingegrenztheit aber nicht ‚anhafte‘ und/oder im Wahrnehmen gar kein eingegrenztes „Für-mich“ als eine Art ‚Eigen-tum‘ des Wahrnehmens erzeuge, dann kann ich mich achtsam ‚erheben‘ und auf die pulsierende Drehtür von oben drauf blicken

Dann sehe ich beide Seiten: entweder als reale Gegensätze und/oder als Chancen ‚für mich‘, im Wahrnehmen klare und deutliche Akzente zu setzen bzw. definierende Grenzen aufzuziehen.

Ich kann dann in einer ‚Gegenwärtigkeit des Geistes‘ von einer Meta-Position her auch erkennen, worauf ich gerade einseitig den ‚vorläufigen‘ Akzent lege und welchem Pol gerade das ‚Pulsieren‘ meines Wahrnehmens zustrebt.

Es geht daher nicht darum, auf ‚der Ebene des Auseinandersetzens‘ pulsierend die Positionen immer schneller und engagierter zu wechseln, sondern ‚gelassen‘ abzuheben und von oben drauf zu schauen. Dies ist trainierbar.

‚Vor-Läufiges‘ und ‚Irr-Läufiges‘

MAX STIRNER ist ein mutiger und redlicher Denker, der in seinem Modell konsequent zum Ende hin denken kann. Er hat sich im Bereich des Soseins mit Gott und der Menschheit befasst und sich dabei selbst als den konkreten und besonderen ‚Einzigem‘ entdeckt, der in voller Selbst-Verantwortung sich mutig ‚wagen‘ muss, wie ich, mit Blick auf PETER WUST⁶⁹, ergänze.

Auf den ersten Blick mag es, wenn einem die religiöse Dimension des Erlebens ein Anliegen ist, erschrecken, wenn man MAX STIRNERS Abrechnung mit der Welt der manipulierenden Bekenntnisse liest.

Kann man ihm aber ‚gelassen‘ zuhören, dann wird man entdecken, dass viele soziale Orientierungen auch heute noch über das Verknüpfen mit ganz elementaren egozentrischen Ängsten und Erwartungen verinnerlicht werden, die letztlich, meist unbewusst, erst das Akzeptieren bewirken.

Der mittelbare Bezug zur Gemeinschaft über Ideen ist daher nur eine ‚vor-läufige‘ und letztlich meist ‚irr-läufige‘ Beziehung.

Es geht deshalb nicht nur darum, die Brücke zum Anderen in der ‚Landkarte‘ mit Ideen zu schlagen, sondern letztlich darum, das Gemeinsame erlebens-konkret in

⁶⁹ Vgl. PETER WUST: „*Ungewissheit und Wagnis.*“ Graz 1937.

sich selbst, im Ego zu entdecken und sich dann unmittelbar zu öffnen und zu weiten, bzw. sein eigenes Zentrum in seiner Tiefe als ‚Weite‘ zu erleben.

Der unmittelbare Weg zur Gemeinschaft führt daher als konkrete Chance sehr wohl über das ‚Nadelöhr‘ jenes mutigen und verantwortungsvollen Zentrierens, das MAX STIRNER im Visier hatte. Durch dieses ‚Nadelöhr‘ muss man durch, trotz der Gefahr, in ihm stecken zu bleiben.

Ich verwendet das Wort ‚Nichts‘ in anderem Sinne als MAX STIRNER. Wenn MAX STIRNER schrieb:

„Ich bin (nicht) Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem Ich selbst als Schöpfer Alles schaffe.“

dann würde dieser Gedanke in meiner Verwendung der Wörter ‚Nichts‘ und ‚Leere‘ so aussehen:

„Ich bin in meinem Innersten nicht ‚Leere‘ im Sinne eines ‚Nichts‘, sondern die formlose ‚schöpferische Leere‘, die ‚Fülle‘, welche als Kraft Alles verbindet und erfüllt.“

Gedanklich bewege ich mich daher in einem anderen Modell, welches das Dasein (die ‚Fülle‘ als ‚formlose Leere‘) als einen Aspekt einer ‚einigen Dreiheit‘ auffasst.

Hier folge ich MEISTER ECKHART, der die Dreieinigkeit als Einheit von drei Positionen auffasste: mit ihm unterscheide ich in der Einheit die GOTTHEIT (BRAHMAN, Leere, Hl. GEIST), von GOTT (Natur, VATER) und dem ‚Fünklein‘ (ATMAN, SOHN)), das als das in tätiger Freiheit ‚gründlich‘ Vereinende,

d.h. als das ‚unmittelbar Vermittelnde‘ angesehen werden kann.

MAX STIRNER sah dies anders. Ich kann ihn aber, ihn in seinem ‚gewagten‘ Denken bewundernd, sehr gut nach-erlebend verstehen und seine Gedanken in meinem Modell auch weiter differenzieren.

In seiner Schrift *„Der Einzige und sein Eigentum“*⁷⁰ schrieb MAX STIRNER in der Einleitung:

*„Gott und die Menschheit haben ihre Sache auf Nichts gestellt, auf nichts als auf Sich. Stelle Ich denn meine Sache gleichfalls auf **Mich**, der Ich so gut wie Gott das Nichts von allem Andern, der Ich mein Alles, der Ich der Einzige bin. Hat Gott, hat die Menschheit, wie Ihr versichert, Gehalt genug in sich, um sich Alles in Allem zu sein; so spüre Ich, dass Ich über meine ‚Leerheit‘ keine Klage zu führen haben werde. Ich bin [nicht] Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem Ich selbst als Schöpfer Alles schaffe. Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist!“*

Verständlich ist, dass MAX STIRNER damit ins Fadenkreuz sowohl der THEOLOGISCHEN IDEALISTEN, die über Ideen ‚bekenkende Brücken‘ zur Gemeinschaft, zum ‚Leib Christi‘ schlagen, als auch der MARXISTEN kam.

MARX und ENGELS, die ich ebenfalls sehr schätze, haben sich an ihm, ihn kritisierend, hochgezogen. Ganz geheu-

⁷⁰ MAX STIRNER: *„Der Einzige und sein Eigentum“*, Leipzig 1845, eig. Oktober 1844) (Reclam Taschenbuch 3057)

er war ENGELS sein Umgang mit STIRNER aber anscheinend doch nicht, denn er schrieb, ohne zu sagen, dass er dies von STIRNER gelernt hat,

„dass wir erst eine Sache zu unserer eigenen, egoistischen Sache machen müssen, ehe wir etwas dafür tun können.“ (MEW, Ergänzungsband, Erster Teil, S. 563)

und auch LENIN konnte nicht umhin, STIRNERS Gedanken aufnehmend zu sagen

„natürlich aber von sich innerhalb ihrer gegebenen historischen Bedingungen und Verhältnisse, nicht vom ‚reinen‘ Individuum im Sinne der Ideologen“ (Werke, Bd. 31, S 285)

MAX STIRNER schloß sein Buch mit dem Gedanken:

*„Das Ideal ‚der Mensch‘ ist **realisiert**, wenn die christliche Anschauung umschlägt in den Satz: ‚Ich, dieser Einzige, bin der Mensch‘,. Die Begriffsfrage: ‚was ist der Mensch?‘ – hat sich dann in die persönliche umgesetzt: ‚wer ist der Mensch?‘ Bei ‚was‘ sucht man den Begriff, um ihn zu realisieren; bei ‚wer‘ ist’s überhaupt keine Frage mehr, sondern die Antwort im Fragenden gleich persönlich vorhanden: die Frage beantwortet sich von selbst.“*

*„Eigner bin Ich meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einzigen weiß. Im **Einzigem** kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erleichtert erst vor der Sonne dieses Bewusstseins.“*

*Stell' Ich auf Mich, dem Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen:
Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt."*

Das ‚schöpferische Nichts‘ bezeichne ich, wie schon erwähnt, in meinem Gedanken-Modell entsprechend dessen buddhistischer Bedeutung mit dem Wort ‚Leere‘. Ich verwende die Wörter ‚Nichts‘ und ‚Leere‘ also genau umgekehrt wie STIRNER. Aber es wird bei STIRNER ohnehin klar, was er mit seinen Wörtern meint, so dass sich sein Zitat leicht in meine Sprache übersetzen lässt.

Der Gedanke von STIRNER: *„Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist!“* verweist daher in meinen Augen auf keine Selbstsucht, sondern im Gegenteil. Es geht darum, das Gemeinsame nicht halbherzig zu fördern, sondern es zur *„eigenen Sache“* zu machen.

Aus meiner Kindheit war mir in Erinnerung, dass es in der Bibel heiÙe: *„Liebe die Anderen **wie** Dich selbst!“*.

Ich hatte dies immer so aufgefasst, dass man der Intensität nach die ‚Anderen‘ so stark lieben solle wie sich selbst, um einer egozentrischen Selbstliebe zu entgehen.

Ein paar Mal habe ich in den vergangenen Jahren das gleiche Zitat, aber mit den Worten *„Liebe die anderen*

als *Dich selbst*" gelesen, zwar gestutzt, das Problem aber dann als ein grammatikalisches abgetan.

Kürzlich habe ich es wieder gelesen und meine Auffassung kippte.

Natürlich darf es im christlichen Sinne nicht *„wie“* sondern es muss *„als“* heißen. Im christlichen Sinne ist man ja in seinem innersten Kern in jenem die Menschheit und damit alle Anderen umfassenden LEIB CHRISTI.

Man liebt daher aus christlicher Sicht nur dann in seinem innersten Kern sich selbst, wenn man in Nächstenliebe die Anderen, die Gemeinschaft, liebt, die eben der LEIB CHRISTI sind.

Man liebt die Anderen **als** sich selbst, weil man sie in Liebe eben konkret nur in sich selbst, nicht in der sinnlich vermittelten ‚Landkarte‘, sondern in der ‚Landschaft‘, in seinem alles verbindenden innersten Kern findet.

Hierher passt auch der Gedanke von SIGMUND FEUERABENDT⁷¹, der in einer einleitenden Abhandlung über Yoga schreibt:

„Schließlich möchte ich noch ein Wort erwähnen, welches zwar die meisten Christen ständig im Mund führen, ohne es aber ernst zu nehmen und zu ahnen, was sie da sagen. Ich meine das Wort ‚Barmherzigkeit‘.

Ich finde es im Vedischen als ‚brahma-carya‘ wieder.

⁷¹ vgl. SIGMUND FEUERABENDT: *„Das Yoga Sutra – Die 196 Merksprüche des Ur-Yoga.“* München 1989. Seite 17. ISBN 3-442-10456-4.

Zerlegt ergibt es ‚Brahma‘ und ‚carya‘, wobei wiederum ‚Brahma‘ in ‚bar‘ und ‚man‘ zerfällt, d.h. in den Gebär-Geist oder den Schöpfergott; und ‚carya‘ ist die ‚Herzigkeit‘, lateinisch ‚cor‘ = ‚Herz‘.

Also ist ‚brahmacarya‘ einfach unsere Barmherzigkeit.“

Man muss also durch das ‚Nadelöhr‘ der eigenen Person hindurch, um einen unmittelbaren Bezug zur Welt zu bekommen. Die Vielfalt der so und anders seienden Götter ist bloß ein Vorspiel des Religiösen, das über die Faszination die Aufmerksamkeit bindet und entweder über Demütigung, Furchteinflößung oder Glücksverheißung eine (oft unbewusst bleibende) letztlich doch egozentrische Beziehung aufbaut. Diese ist in der ‚Landkarte‘ über Bilder und Wörter vermittelt. Es ist deswegen ein Fortschritt hin zum Religiösen, wenn ANGELUS SILESIUS aufruft, statt den außen wirkenden GÖTTERN oder dem außen wirkenden umfassenden GANZEN, dem GOTT, anzuhängen, sein Suchen in sich selbst nach innen zu richten. Er schrieb⁷² :

„Die Über-Gottheit.

Was man von Gott gesagt, das g'nüget mir noch nicht:

⁷² ANGELUS SILESIUS: „Cherubinischer Wandersmann“ Jena 1914. Nach den Zitaten ist die Nummer des Buches und die des „Sinn- und Schlussreimes“. in Klammer gesetzt. Der schlesische Mystiker ANGELUS SILESIUS lebte von 1624 bis 1677. Sein eigentlicher Name war JOHANN SCHEFFLER.

Die Übergottheit ist mein Leben und mein Licht." (I/15)

„Der Himmel ist in dir.

Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir:

Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für." (I/82)

„In dir muss Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir:

Du bleibst ewiglich verloren." (I/61)

„Ich bin so breit als Gott.

Ich bin so breit als Gott, nichts ist in aller Welt,

Das Mich (O Wunderding) in sich umschlossen hält." (86)

„Es liegt alles im Menschen.

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas thun verlangen,

Weil du in dir hält's Gott und alle Ding umfassen." (I/88)

„Der Ein ist in dem Andern.

Ich bin nicht außer Gott und Gott nicht außer mir,

Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier." (I/106)

„Die Gottheit ist ein Nichts.

Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Übernichts:

Wer nichts in allem sieht, Mensch, glaube, dieser sichts." (I/111)

„Durch die Menschheit zu der Gottheit.

Willst du den Perlethau der edlen Gottheit fangen,

So musst du unverrückt an seiner Menschheit hangen." (I/121)

Im letzten Spruch von ANGELUS SILESIUS ist deutlich darauf hingewiesen, dass der egozentrische Weg der Selbsterlösung oder der einer weltflüchtigen Selbstbeglückung, wie sie in HINDUISTISCHEN RELIGIONEN und im HINAYANA-BUDDHISMUS nahe liegt, von der Gefahr begleitet ist, im ‚Nadelöhr‘ stecken zu bleiben. Dies auf zweifache Weise:

- entweder wird die ‚Enge‘ des Nadelöhrs, die isolierende Einkerkung und/oder schützende Panzerung, für einen habgierigen oder ängstlich verschreckten Egoismus prägend;
- oder man ignoriert, demütig Leid erdulnd, die tatsächliche ‚Enge‘ und genießt ebenfalls selbstsüchtig den distanzierten Blick auf das Licht und die ‚Weite‘ jenseits des Tunnel-Endes.

Im zweiten Fall wird der außen wirkende GOTT der Wirklichkeit bloß durch eine innen beglückende GOTTHEIT ersetzt. Der freie Blick auf die GOTTHEIT (von einer im ‚Nadelöhr‘ noch gefangenen Position) ist dabei genau so ‚vor-läufig‘ und meist auch ‚irr-läufig‘ wie das über angsterzeugende oder glückverheißende Bilder vermittelte Wirken von GÖTTERN bzw. von GOTT.

Es geht daher nicht darum, den wirkenden GOTT durch eine innere Begegnung mit der form- und wirkungslosen GOTTHEIT, mit der Kraft-Fülle, zu ersetzen oder bloß, etwa durch Hinzuziehen östlicher Versenkungspraktiken, die vorangegangene Einseitigkeit zu ergänzen, sondern man muss

durch das ‚Nadelöhr‘ durch und **über den Durchgang wieder zur Welt kommen.**

Es geht dabei in einer Art Wieder- oder Neu-Geburt um einen neuen, d.h. ‚gründlichen‘ Bezug zur Welt.

Es geht darum, tätige Barmherzigkeit, Mitleid und Nächstenliebe bzw. Solidarität zu entfalten, wie es beim Paradigma-Wechsel vom HINAYANA zum MAHAYANA-BUDDHISMUS geschah, zu einer Zeit, in der sich das Wirken JESU vorbereitete.

Es geht also darum, dass die GOTTHEIT nicht nur ehrfürchtig und demütig bestaunt und als Glück egoistisch konsumiert wird, sondern darum, dass die GOTTHEIT ‚Tatsächlich‘ zur Welt kommt, eben im SOHN Fleisch wird, wie es der Grundgedanke der CHRISTLICHEN TRINITÄT ist.

Aber nicht in allen fernöstlichen Versenkungspraktiken geht es um ein weltflüchtiges Wegtreten. Zum Beispiel im ZEN-BUDDHISMUS ist dies gerade nicht der Fall.

Das sogenannte Satori (das Befreiungs- bzw. Erleuchtungserlebnis im ZEN) ist kein sakrales Hinaustreten aus der Welt, sondern ein ganz profanes Hineintreten in die Welt. Es ist nicht ein Ergreifen eines formlosen Inhalts jenseits der Welt der Formen, sondern gerade umgekehrt:

Das Satori ist das Ergreifen des formlosen Inhalts in der Form.

Es ist das Ergreifen der Freiheit **in der** Ordnung und das Erleben der Einheit von Ordnung und Freiheit. Im Satori wird der Zustand der sog. Leere erreicht. Das Bewusstsein ist dann zwar leer an Formen, aber es ist eine Fülle existenziellen Inhalts erlebbar. Dieser Zustand ist Grundlage einer unmittelbaren intuitiven Beziehung zur Welt.

In diesem Sinne forderte daher DAISETZ TAITARO SUZUKI:

„Satori muss sich inmitten der Unterscheidung entfalten. Ebenso wie es Zeit und Raum und ihre Begrenzungen übersteigt, ist es auch in ihnen.“

„Das Satori steht fest auf der absoluten Gegenwart erbaut, auf dem Ewigen Jetzt, in dem Zeit und Raum zusammengewachsen sind und sich doch zu unterscheiden beginnen.“

„Satori wird erlangt, wenn die Ewigkeit in die Zeit eindringt oder in die Zeit eingreift.“⁷³

Beim Erreichen des Satori geht es um einen Durchbruch durch das ‚Nadelöhr‘, das als ‚Nichts‘ der Person die Grenzen setzt und sie beengt. Es gilt dabei, einerseits von diesem ‚scheinbar‘ Halt gebenden Rahmen ‚loszulassen‘, andererseits nicht am ‚erfüllenden‘ Lichtblick der ‚Leere‘ anzuhängen, sondern ‚erfüllt‘ der konkreten Welt zu begegnen.

Der Orientalist FRIEDRICH RÜCKERT⁷⁴, der eine auch literarisch sehr eindrucksvolle Zusammenschau östlichen Gedankengutes gab, hat dies treffend ausgedrückt:

⁷³ DAISETZ TAITARO SUZUKI: „*Leben aus Zen.*“ München-Planegg 1955.

*„Die Götter lieb' ich nicht, die uns Sa-
gen gaben,
Die bald zuviel ein Aug und bald zu-
wenig haben.*

*Die Gottheit lieb' ich, die mich un-
sichtbar umfließt,
Ein ew'ger Liebesblick der Schöpfung
Blüt' erschließt.*

*Die Gottheit lieb' ich, die allgegenwär-
tig waltet,
Gestaltenlos, der Welt Gestalten um-
gestaltet.
Und nimmt sie selbst Gestalt, und es
soll mir nicht graun,
So muss sie menschlich aus zwei Au-
gen an mich schaun.“*

Ich wollte mit dem bisher Gesagten deutlich machen:

- ein ‚vor-läufiger‘ Weg kann auch ein ‚irr-läufiger‘ werden;
- in jedem Weg, ob ‚noch vorläufig‘ oder ‚schon irr-läufig‘ steckt im komplementären Sinne der jeweils andere Weg;
- nie ist etwas schon endgültig gewonnen, aber auch nie endgültig verloren; in jedem ‚irr-läufigen‘ Weg steckt auch ein erneut ‚vor-läufiger‘ Weg;
- in jeder Gefahr stecken Chancen und in jeder Chance stecken Gefahren.

⁷⁴ FRIEDRICH RÜCKERT: *„Die Weisheit des Brahmanen – Ein Lehrgedicht“* Leipzig 1870⁷ FRIEDRICH RÜCKERT (1788-1866) war Professor für Orientalische Sprachen an der Universität Erlangen.

Es gibt aber beim Ändern des einen Weges zum anderen aber ganz wesentliche Unterschiede⁷⁵:

- der Wandel vom vor-läufigen Weg zum irr-läufigen erfolgt mehr oder weniger schleichend und unauffällig; man merkt kaum, dass er geschieht; unversehens hat sich das Blatt gewendet; diese Änderung ist fast evolutionär, sie ist rhythmisch intensivierend und fließend;
- ganz anders ist der Wechsel vom irr-läufigen Weg zum erneut vor-läufigen; dieses Ändern ist eruptiv, loslassend; es ist kreativ sprengend und revolutionär; aus den irr-läufigen Wegen gibt es keinen sanften Ausweg; hier ist eine ‚gewagte‘ kreative Tat erforderlich, entweder im Tun und/oder im Loslassen.

So berichten religiöse Menschen über ihr erlebtes Gott-Mensch-Verhältnis ganz unterschiedlich, je nach dem, auf welchem Weg sie sich befinden, bzw. ob sie sich im Prozess des Voranschreitens befinden oder sich in einen Zustand festgefahren haben und nicht loslassen können.

Steckt jemand im ‚Nadelöhr‘, dann liegt ihm das ‚Nichts‘ als beengende Grenze hautnah an. Sein Blick auf das Licht vor ihm hinter dem Tunnel-Ende erscheint ihm daher distanziert, fern, jenseitig und beglückend.

Sich selbst erlebt er dagegen als festgefahrenes und versklavtes ‚Nichts‘, das in Demut sich vom

⁷⁵ Vgl. hierzu den Abschnitt: „Brücken zu Yin und Yang“ in: HORST TIWALD: *Die Leere und das Nichts. Eine Philosophie der Bewegung oder über das Schmecken von Yin und Yang. Hamburg 2004.* Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: „Buch-Manuskripte“.

Licht durchfluten lässt. Dementsprechend fällt dann auch sein Gottesbild und seine Religion aus.

Schafft dagegen jemand das Loslassen von seiner Zentrierung auf sein im Nadelöhr ‚begrenzt‘ Ich, dann ist auch die durch das Festhalten erlebbare Distanz weg. Es gerät alles in Bewegung. Sowohl das Durchfluten vom GRUNDE her als auch die begrenzende WELT erleben sich dann ganz anders. Das Gottesbild und die entsprechende Religion fallen dann ganz anders aus.

Wie dieses ‚vor-läufige‘ Bild auch immer ausfällt, letztlich kommt es darauf an, dass man im Sinne des *„Erkenne Dich selbst!“* sich selbst auch selbst achtsam erkennt.

Das heißt, dass man einerseits sich selbst zum Objekt seines Erkennens nimmt, es aber andererseits auch ‚wagen‘ darf, dieses Erkennen als Subjekt auch selbst zu tun und sich nicht in seiner ‚Selbst-Beurteilung‘ fremdes Wissen borgt und sich einredet.

Aber auch das selbst geleistete Selbst-Erkennen ist wiederum nur ein ‚vor-läufiger‘ Weg.

Es kann einem auf diesem Weg aber klar und deutlich werden, dass das achtsame selbst-erkennende ‚Zur-Sprache-bringen‘ des eigenen Erlebens zwar ein für den jeweils Einzelnen schwieriger, aber für die Gesamtheit der Menschen ein zwar ‚vor-läufiger‘ aber trotzdem unentbehrlicher Weg ist.

Alle Religionsstifter hatten deshalb Dreierlei getan:

- sie haben selbst ihr Erleben bzw. ihr Erlebtes zur Sprache gebracht;
- sie haben etwas zur Sprache Gebrachtes mündlich oder schriftlich hinterlassen;
- sie haben eine Gemeinschaft bewirkt, die nach dem von ihnen zur Sprache Gebrachten ‚vorläufig‘ lebt bzw. für die das ‚Zur-Sprache-Gebrachte‘ als Sprache gleichsam das ‚Nervensystem‘ ihres sozialen Organismus bildet.

Aus diesem Grunde ist es daher wichtig, die tradierten Wörter bzw. die Sprache durch achtsam konkretes Erleben immer wieder ‚richtig zu stellen‘, d.h. achtsam mit erlebens-konkretem, klarem und deutlichem Sinn zu ‚füllen‘.

Es geht daher darum, im Erleben immer wieder achtsam in jene ‚Ur-Sphäre‘ des ‚Schauens der Praxis‘ vorzudringen, in der es im janusköpfigen ‚Hier und Jetzt‘ noch keine relativ ‚träge‘, durch das ‚Nadelöhr‘ beengte, Blick-Richtung gibt, welche die ‚spiegelartige‘ Achtsamkeit und ihr allseitige Pulsieren einschränkt bzw. ‚richtet‘.

Wird dies nicht geleistet, dann ‚schleicht‘ sich der ‚vorläufige‘ Weg bald in einen ‚irr-läufigen‘ Weg hinein.

Dies hat FRIEDRICH NIETZSCHE⁷⁶ seinen ZARATHUSTRA sagen lassen:

„Also, durch viel Volk und vielerlei Städte langsam hindurchschreitend, ging Zarathustra auf

⁷⁶ FRIEDRICH NIETZSCHE lebte von 1844 bis 1900. Er veröffentlichte sein Werk „Also sprach Zarathustra“ in der Zeit von 1883 bis 1885 in vier Bänden.

Umwegen zurück zu seinem Gebirge und seiner Höhle. Und siehe, dabei kam er unversehens auch an das Stadttor der großen Stadt: hier aber sprang ein schäumender Narr mit ausgebreiteten Händen auf ihn zu und trat ihm in den Weg. Dies aber war derselbige Narr, welchen das Volk ‚den Affen Zarathustras‘ hieß: denn er hatte ihm etwas vom Satz und Fall der Rede abgemerkt und borgte wohl auch gerne vom Schatze seiner Weisheit.

Der Narr aber redete also zu Zarathustra:

‚O Zarathustra, hier ist die große Stadt: hier hast du nichts zu suchen und alles zu verlieren.

Warum wolltest du durch diesen Schlamm waten? Habe doch Mitleiden mit deinem Fuße! Speie lieber auf das Stadttor und - kehre um!

Hier ist die Hölle für Einsiedler-Gedanken: hier werden große Gedanken lebendig gesotten und klein gekocht.

Hier verwesen alle großen Gefühle: hier dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern! ‘

Riechst du nicht schon die Schlachthäuser und Garküchen des Geistes?

Dampft nicht diese Stadt vom Dunst geschlachteten ‘Geistes?

Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe schmutzige Lumpen?- Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen!

Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde? Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus! Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-Spülicht.

Sie hetzen einander und wissen nicht, wohin? Sie erhitzen einander und wissen

nicht, warum? Sie klimpern mit ihrem Bleche, sie klingeln mit ihrem Golde.

Sie sind kalt und suchen sich Wärme bei gebrannten Wassern: sie sind erhitzt und suchen Kühle bei gefrorenen Geistern; sie sind alle siech und süchtig an öffentlichen Meinungen.

Alle Lüste und Laster sind hier zu Hause; aber es gibt hier auch Tugendhafte, es gibt viel anstellige angestellte Tugend: -

Viel anstellige Tugend mit Schreibfingern und hartem Sitz- und Wartefleische, gesegnet mit kleinen Bruststernen und ausgestopften steißlosen Töchtern.

Es gibt hier auch viel Frömmigkeit und viel gläubige Speichel-Leckerei, Schmeichel-Bäckerei vor dem Gott der Heerscharen.

„Von oben“ her träufelt ja der Stern und der gnädige Speichel; nach oben hin sehnt sich jeder sternlose Busen.

Der Mond hat seinen Hof und der Hof hat seine Mondkälber: zu allem aber, was vom Hofe kommt, betet das Bettel-Volk und alle anstellige Bettel-Tugend.

„Ich diene, du dienst, wir dienen“ -. so betet alle anstellige Tugend hinauf zum Fürsten: dass der verdiente Stern sich endlich an den schmalen Busen hefte!

Aber der Mond dreht sich noch um alles Irdische: so dreht sich auch der Fürst noch um das Aller-Irdischste: - das aber ist das Gold der Krämer.

Der Gott der Heerscharen ist kein Gott der Goldbarren: der Fürst denkt, aber der Krämer - lenkt!

Bei allem, was licht und stark und gut in dir ist, O Zarathustra! Speie auf diese

Stadt der Krämer und kehre um!

Hier fließt alles Blut faulicht und lauicht und schaumicht durch alle Adern: speie auf die große Stadt, welche der große Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt!

Speie auf die Stadt der eingedrückten Seelen und schmalen Brüste, der spitzen Augen, der klebrigen Finger -

auf die Stadt der Aufdringlinge, der Unverschämten, der Schreib- und Schreihälse, der überheizten Ehrgeizigen:

- wo alles Anbrüchige, Anrühige, Lüsterne, Düstere, Übermürbe, Geschwürige, Verschwörerische zusammenschwärt : -

- speie auf die große Stadt und kehre um!' -

Hier aber unterbrach Zarathustra den schäumenden Narren und hielt ihm den Mund zu.

„Höre endlich auf!“

rief Zarathustra,

„mich ekelt lange schon deiner Rede und deiner Art!

Warum wohntest du so lange am Sumpfe, dass du selber zum Frosch und zur Kröte werden musstest?

Fließt dir nicht selber nun ein faulichtes schaumichtes Sumpf-Blut durch die Adern, dass du also quaken und lästern lerntest?

Warum gingst du nicht in den Wald? Oder pflügest die Erde? Ist das Meer nicht voll von grünen Eilanden?

Ich verachte dein Verachten; und wenn du mich warntest, - warum warntest du dich nicht selber?

Aus der Liebe allein soll mir mein Ver-

achten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe!

Man heißt dich meinen Affen, du schäumender Narr: aber ich heiße dich mein Grunze-Schwein, - durch Grunzen verdirbst du mir noch mein Lob der Narrheit.

*Was war es denn, was dich zuerst grunzen machte? Dass niemand dir genug **geschmeichelt** hat: - darum setztest du dich hin zu diesem Unrate, dass du Grund hättest viel zu grunzen,*

*- dass du Grund hättest zu vieler **Rache!***

Rache nämlich, du eitler Narr, ist all dein Schäumen, ich erriet dich wohl!

*Aber dein Narren-Wort tut mir Schaden, selbst wo du Recht hast! Und wenn Zarathustras Wort sogar hundertmal Recht **hätte**: du würdest mit meinem Wort immer - Unrecht tun!'*

Also sprach Zarathustra; und er blickte die große Stadt an, seufzte und schwieg lange. Endlich redete er also:

„Mich ekelt auch dieser großen Stadt und nicht nur dieses Narren. Hier und dort ist nichts zu bessern, nichts zu bösern.

Wehe dieser großen Stadt! - Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird!

Denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mittage vorangehn. Doch dies hat seine Zeit und sein eigenes Schicksal!

Diese Lehre aber gebe ich dir, du Narr, zum Abschiede:

wo man nicht mehr lieben kann, da soll

*man - **vorübergehn!***⁷⁷

Ganz ähnlich beschrieb das „Vorübergehen“ der Humanist ERASMUS VON ROTTERDAM⁷⁸ bereits im Jahre 1509:

"Die Weisheit aber kann nur furchtsam und zaghaft machen; darum seht ihr auch, dass die Weisen sich stets mit Armut, Hunger und Wust herumplagen, dass sie verachtet, ruhmlos und angefeindet leben.

Die Toren hingegen haben Überfluss an Geld, sitzen am Steuer des Staates, kurz, blühen und gedeihen in allem." (136)

"Je größere Stümper sie sind, desto hervorragendere Leistungen glauben sie zu bringen, desto lauter verkünden sie aller Orten ihr Lob.

Glaubet doch nicht, dass es diesen Hohlköpfen an Kohlköpfen mangle, die ihre Ansichten billigen; die plumpeste Dummheit, die absurdeste Verkehrtheit findet auf Erden bekanntlich die meisten Bewunderer und Liebhaber, weil eben, wie ich euch schon gesagt, fast alle Menschen der Torheit huldigen.

Die Unwissenheit also hat zwei große Vorzüge:

- *einmal verträgt sie sich vollkommen mit der Eigenliebe,*
- *fürs zweite genießt sie die Bewunderung der Menge.*

⁷⁷ FRIEDRICH NIETZSCHE: „Also sprach Zarathustra – Ein Buch für Alle und Keinen.“ III. Teil, Kapitel: „Vom Vorübergehen“.

⁷⁸ ERASMUS DESIDERIUS genannt ERASMUS VON ROTTERDAM lebte von 1466 (1469?) bis 1536. Sein Buch: „Das Lob der Torheit“ erschien 1509. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Noch zu Lebzeiten des ERASMUS VON ROTTERDAM erschienen 27 Auflagen. Vgl. ERASMUS VON ROTTERDAM: „Das Lob der Torheit“, Stuttgart 1949. Die Zahlen in Klammern am Ende der Zitate beziehen sich auf die entsprechenden Seiten dieser Reclam-Ausgabe. (Reclam),

Wem aber eine wahrhaft philosophische Bildung lieber ist,

- *der muss sie erstens um einen hohen Preis erkaufen,*
- *und dann bewirkt ein solches Wissen, dass alle Welt ihn meidet und er vor aller Welt flieht, bis er schließlich kaum noch jemanden findet, der seine Neigung zu teilen imstande wäre." (82-83)*

"Allein es gehört ja gar nicht zu meinem Thema, das Leben der Prälaten und Priester einer Prüfung zu unterziehen; sonst könnte es leicht den Anschein gewinnen, als wollte ich eine Satire schreiben und eine Lobrede halten, und als sei es meine Absicht, die guten Fürsten zu tadeln, indem ich die schlechten lobe.

Ich habe diesen Gegenstand nur mit wenigen Worten berührt, um klar dazulegen, dass kein Mensch glücklich zu leben vermag, wenn er nicht in meine heiligen Geheimnisse eingeweiht und meiner Gunst teilhaftig ist." (135)

Dies scheint mir zwar zutreffend zu sein, es klingt aber sehr pessimistisch. Deswegen einen etwas positiveren Schluss dieses Kapitels. Er soll zu den Gedanken des Begründers des WIENER KREISES, zu dem Philosophen MORITZ SCHLICK hinführen. Dessen Gedanken schlagen wiederum die Brücke zum ‚Wagnis‘. MORITZ SCHLICK schrieb in einer Schrift aus seinem Nachlass⁷⁹:

⁷⁹ *Aus: MORITZ VON SCHLICK: „Natur und Kultur,“ Wien 1952, Lizenzausgabe des ATLANTIS VERLAG Zürich in Vereinbarung mit dem HUMBOLDT VERLAG Wien, Sammlung „Die Universität“, Seite 46- 49.*

„Geschichte ist ein notwendiges Übel Sie ist der Übergang aus einem Gleichgewichtszustand der Kultur in einen anderen, aus der instinktiven Vollkommenheit der Tiere in die vernünftige des freien Menschen.

*Der geschichtliche Mensch ist eine Brücke. Auf einer Brücke aber herrschen ganz andere Regeln als im freien Gelände. Sie hat Geländer, über die man nicht hinaus kann, ohne in die Tiefe zu stürzen; sie erlaubt kein Ausruhen, weil man sonst den Verkehr stocken macht, man ist eingeengt, daher unfrei; das Gelände aber ist **frei**. du kannst die Straße verlassen, wo du willst, und rasten, wo es dir gefällt. Du brauchst keine Regeln des Verkehrs zu verletzen und so durch die Erfüllung deiner Wünsche andern lästig fallen, denn du kannst dem Verkehr und dem Treiben der anderen aus dem Wege gehen.*

Und nun, liebe Freunde, begeht Ihr alle den Fehler, Ihr Historiker und Politiker, die Regeln der Brücke für die Regeln des Lebens überhaupt zu halten. Ihr dürft nicht sagen: ‚Wir sind nun einmal auf der Brücke über dem Strom - was gehen uns die Länder zu beiden Seiten des Stromes an!‘ Denn wie man die Vorgänge auf einem kleinen Teil der Erdoberfläche nicht verstehen kann, ohne zu wissen, dass unser Planet rund ist, ja wie man dazu sogar manches über die Sterne und den Bau des großen Weltalls wissen muss - so lassen sich auch die für die Regeln der Brücke

MORITZ SCHLICK (1882-1932) war Begründer des philosophischen "WIENER KREISES" (RUDOLF CARNAP, KURT GOEDEL, VIKTOR KRAFT, OTTO NEURATH, HANS REICHENBACH, FRIEDRICH WAISMANN u.a.).

MORITZ SCHLICK promovierte bei MAX PLANCK über ein Problem der Lichtreflexion und wurde danach als Professor für Naturphilosophie und Ethik - 1922 übernahm er in der Nachfolge von ERNST MACH und LUDWIG BOLTZMANN in Wien den Lehrstuhl für Philosophie der induktiven Wissenschaften.

nötigen Begriffe nur bilden, wenn man imstande ist, hinüberzublicken nach dem anderen Ufer. Wo keine Geschichte mehr sein wird.

Glaubt Ihr etwa, dass man auch drüben noch die Götzen verehrt, die Ihr als Heilige auf Eure Brücken aufstellt und denen Ihr so schöne Namen gegeben habt? Ehre, Freiheit und Größe!

*Es gibt nur **eine** Größe des Menschen: die **sittliche**.*

*Größe setzt nämlich voraus, dass man eine ungeheure **Verantwortung** auf sich nimmt, und das ist eine rein moralische Angelegenheit Denn wie könntest Du groß sein, ohne unablässig das Höchste zu wagen?*

*Auf Deinem Wege wird nämlich dann alles zum Wagnis, was dem alltäglichen Menschen ungefährlich ist, für Dich bedeutet das geringste Nachlassen den Sturz, Du kannst nicht gemächlich Deines Weges rollen, denn um zu **Deinem** Ziel zu gelangen, bedarfst Du so großer Kraft und Geschicklichkeit, dass die kleinste falsche Wendung des Steuers Dich für immer aus der Bahn wirft.*

Prachtvoll sagt es KIERKEGAARD:

„Du bist in dem Grad ein bedeutender Mensch, dass auch das geringste Versehen gestraft wird, als wäre es das himmelschreiendste Verbrechen. Dass es so streng zugeht, bedeutet, da Du ein äußerst wichtiger Mensch bist.“

*Unsere **Freiheit** besteht darin, dass wir in allen wichtigen Lebenslagen **viele** Zielvorstellungen gegenwärtig haben, zwischen denen unsere Aufmerksamkeit hin und her wandert, so dass es nur von dem Gesetz unserer eigenen Persönlichkeit abhängt, für welche Handlung wir uns entscheiden.*

*Das Tier ist unfrei, weil es in jedem Augenblick fast immer auf **ein** Ziel allein beschränkt ist, und die verschiedenen zu gleicher Zeit möglichen Ziele sich nur wenig voneinander unterscheiden.*

Echte Kultur macht uns freier und freier, weil sie unablässig neue Ziele erfindet und alle Möglichkeiten verfeinert, indem sie die Unterschiede zwischen ihnen vergrößert.

Der Machtstaat wirkt genau in der entgegengesetzten Richtung: durch Suggestion (Propaganda) und unausgesetzte Drohungen hält er wenige bestimmte Vorstellungen im Vordergrund des Bewusstseins der Untertanen und schreckt die anderen von vornherein vom Eintritt zurück. So wird der ‚einheitliche Volkswille‘ geschaffen. Aber so etwas verdient nicht mehr den Namen "Wille". Auch die wilde Natur ist frei in einem schönen Sinn, sie hat noch keine Sehnsucht zum Anderssein, kein Bewusstsein ihrer Grenzen. Diese erwachen erst mit dem Beginn der Kultur; mit deren Vollendung aber wird die Freiheit einer höheren Stufe erreicht.

Mithin ist die ganze Kulturgeschichte und das heißt: die ganze Geschichte - Entwicklung von unbewusster zu bewusster Freiheit. Also im Grunde ganz wie bei HEGEL, nur dass dieser auch nicht die schlichteste Wahrheit aussprechen konnte, ohne sie alsbald durch Verlegung ins Metaphysische zu entstellen. Um die jammervollen politischen Kämpfe auf der kleinen Erde, den Übergang von einer Staatsform zur anderen zu verstehen und miss zu verstehen, musste er die Weltvernunft und den absoluten Geist bemühen. Kulturentwicklung ist Entwicklung zur Freiheit. Ist es nicht sonderbar, dass meine Lehre hier der HEGELSCHEN zu begegnen scheint?

Nein, denn wer nicht ganz von allen Göttern verlassen ist, muss, wenn er die Geschichte be-

trachtet und über das Schicksal der Menschheit nachdenkt, deutlich sehen, dass alle historischen Bewegungen, alle Fortschritte der Naturbeherrschung, alle Entfaltungen geistigen Lebens dem ewigen unbändigen Durst nach Freiheit entspringen.

*Vernunft ist Fähigkeit des Vorausschauens, des Erfassens von Möglichkeiten; als vernünftiges Wesen sieht also der Mensch immer neue Horizonte vor sich und will weitere neue entdecken. Dazu muss er **frei** sein von allen Ketten, die ihn an seinen gegenwärtigen Zustand binden. Er will neue Glücksmöglichkeiten erproben; dazu muss er immer neue Mittel versuchen, und die Zahl der Mittel ist ein Maß seiner **Freiheit**.*"

Womit wir wieder bei BARUCH DE SPINOZA⁸⁰ angelangt sind, der im 5. Teil seiner „*Ethica*“ im Lehrsatz 39 schrieb:

„Wer einen Körper hat, der zu sehr vielen Dingen befähigt ist, der hat einen Geist, dessen größter Teil ewig ist.“

⁸⁰ BARUCH DE SPINOZA (1623-1677). Vgl. BENEDICTUS DE SPINOZA: „*Die Ethik*“, Stuttgart 1980. Seite 689, (Reclam) ISBN 3-15-000851-4

‚Landschaft‘ und ‚Landkarte‘

I.

Gedanklich kann man die Sprache isoliert betrachten. Man kann sie unabhängig von der ‚Landschaft‘, auf die sie hindeutet, analysieren. In diesem Gedanken-Modell könnte man nun die Wörter auch hinsichtlich ihres ‚Element-Seins‘ und ihres ‚System-Seins‘ unterscheiden. In dieser Sicht wäre dann jedes Wort:

- einerseits hinsichtlich des mit ihm im Satz zusammengesetzten Ganzen dessen aufbauendes ‚Element‘;
- andererseits wäre es aber hinsichtlich seiner eigenen Definition (durch ebenfalls einen Satz) wiederum ein zusammengesetztes Ganzes, ein System. Dieses Ganze würde dann durch die Definition:
 - einerseits zusammengebunden;
 - andererseits würde es aber mit seiner eigenen ‚Bedeutung‘ dem Satz erst einen ‚Sinn‘ geben, wie er sich beim Verstehen des Satzes dann als Aha-Erleben, als ein Ganzes einstellt.

II.

Da der ‚Sinn‘ eines Satzes auch durch ein einziges Wort, mit ihm sozusagen als Super-Zeichen, ‚benannt‘ werden

kann, kann jeder ‚Sinn‘ eines Satzes auch durch die ‚Bedeutung‘ eines Wortes ersetzt werden.

Auch der Prozess des ‚Gebrauches‘ von Wörtern, d.h. die logisch-grammatikalischen Regeln, die den Gebrauch der Wörter zeigen, können wiederum mit Wörtern ‚sinnvoll‘ beschrieben und letztlich auf die ‚Bedeutung‘ eines Terminus reduziert werden. Auf diese Weise entsteht ein Netzwerk von Wörtern, die sich alle im Gebrauch letztlich in Sätzen und Auf-Sätzen ‚begegnen‘ können, sich dabei gegenseitig ‚Bedeutung‘ spenden und sich dadurch auch zu einem auseinandergelegten ‚Sinn‘ verflechten.

Bildlich gesprochen entsteht so etwas wie das ‚Perlenetz des Indra‘, in welchem sich in jeder Perle alle anderen spiegeln, oder wie es LEIBNITZ in der Nachfolge dieses östlichen Gedankens mit dem Bild der „Monaden“ zum Ausdruck brachte.

III.

Die Frage ist nun, ob sich die Sprache als ‚Landkarte‘ selbst ‚gebraucht‘, d.h. ob sie ein von der ‚Landschaft‘ vollkommen unabhängiges ‚eigenes‘ Bewegen hat und sich ‚eigenen‘ Regeln entsprechend absolut ‚selbständig‘ entwickelt bzw. verändert:

- ob sie also ein von der ‚Landschaft‘ völlig unabhängiges ‚Leben‘ hat und so in ihrem Elfenbeinturm sich selbst bespiegelnd eine Welt nur ‚konstruiert‘;

- oder ob die Sprache trotz ihres selbständigen Eigenlebens doch mit einer ‚Nabelschnur‘ mit der ‚Landschaft‘ verbunden ist. Ob sie von dort her mit der ‚Mutter‘, mit der ‚mater‘, mit der ‚Materie‘ verbunden ist und von dieser auch ernährt wird.

Es geht also um die Frage, ob die Sprache unabhängig vom ‚Gebrauch‘ durch einen ‚leiblichen Sprecher‘ (der immer auch der ‚Landschaft‘ angehört!) überhaupt ‚lebendig‘ sein kann. Ob sie, wenn sie sich nur selbst reproduziert und nur als Phantasie konstruiert, letztlich wie ein gefräßiges Krebsgeschwür mit ihrem ‚Wirt‘ zugrunde geht.

In meinem Denk-Modell ist die Sprache von der ‚Landschaft‘, vom ‚lebendigen‘ Sprecher abhängig. Sie erscheint daher in meinem Denk-Modell nur so lange auch selbst lebendig, als sich der Sprecher auch ‚am Leben beteiligt‘ und dieses selbständig ‚zur Sprache bringt‘.

Über die Nabelschnur des Sprechers ist die ‚Landkarte‘ mit der ‚mater‘, mit der Materie verbunden. Die Lebenswelt ist letztlich der Mutterboden. Die Praxis ist die ‚Matrix‘ für die Sprache. Über einen offenen ‚Flaschenhals‘ strömt in die ‚Flasche der Landkarte‘, in den Elfenbeinturm, der lebensweltlich praktische Sinn. Der Elfenbeinturm ist daher kein ‚geschlossenes‘ System!

IV.

Aus der ‚Landkarte‘ heraus dringt aber, ebenfalls über die Sprecher und über die Hörer, ein die Welt veränderndes Tun.

Letztlich erweisen sich die gedanklichen Isolierungen von ‚Landkarte‘ und ‚Landschaft‘, von ‚Kultur‘ und ‚Natur‘, von ‚Körper‘ und ‚Geist‘ usw. bloß als für das Denken praktikable Trugbilder. Aber weder das ‚Bild der Sprache‘ noch das ‚Bild der realen Welt‘ sind eigentlich die Trugbilder, sondern das Bild von ihrer absoluten Trennung ‚trügt‘!

Es gibt nur Eines: es ist daher zwar praktikabel, aber letztlich genau so ‚daneben‘, zu sagen, „*alles ist Sprache*“ oder „*alles ist Geist*“, wie es daneben ist zu sagen, „*alles ist Materie*“, und bei diesem „*alles*“ doch insgeheim an ein absolut getrenntes Anderes zu denken, um sich vor diesem fiktiven Hintergrund dann gedanklich zu ‚profilieren‘.

Es geht um die unmittelbare Einheit von Wechselwirken und Widerspiegeln.

Nun ein jedem leicht nachvollziehbares bildlich-praktisches Gleichnis:

Wenn wir einen Papier-Streifen in die Hand nehmen, dann hat er eine bestimmte Dicke, die durch den Abstand der beiden Flächen (durch die beiden Seiten des Papier-Steifens) definiert ist. Wir ‚schwören‘ daher, dass dieses Papier eine Dicke hat, weil es eben zwei Seiten hat, die wir sinnlich wahrnehmen und deswegen auch gedanklich auseinanderhalten können.

Nehmen wir nun diesen Papierstreifen, verwinden ihn um 180 Grad und kleben die beiden Enden zusammen. Nun hat der verwundene Papier-Ring nicht mehr zwei Seiten! Jeder kann dies leicht nachprüfen. Wenn wir nämlich dem Streifen entlang mit einem Stift einen Strich ziehen, dann kommen wir wieder beim Ausgangspunkt an. Wir haben beim Bewegen unseres Stiftes aber beide Seiten des Papiers beschrieben! Also hat der Papier-Ring nur mehr eine Seite. Von einer Seite kann ich aber ‚gedanklich‘ nicht mehr auf eine Dicke schließen. Ich bin daher gezwungen, mir etwas ‚Anderes‘ einfallen zu lassen bzw. etwas ganz Praktisches zu tun.

Ähnlich ‚verwinden‘ sich ‚Landschaft‘ und ‚Landkarte‘. Die ‚scheinbare‘ Rückseite ist ‚komplementär‘ verdeckt, ähnlich, wie sich im fernöstlichen Gedanken-Modell Yin und Yang sich gegenseitig ‚verwinden‘, ‚verdecken‘ und ineinander ‚umschlagen‘ können.

Die füllende Kraft und die wirkenden Energien

I.

Wir alle sind aufgewachsen in einer Kultur, in der jeder Mensch das Wort ‚Kraft‘ kennt und es in sinnvollen Sätzen zu gebrauchen weiß.

Vermutlich sind die meisten von uns der Ansicht, dass sie wüssten, was das mit dem Wort ‚Kraft‘ Gemeinte eigentlich sei. Viele sind zumindest der Ansicht, dass es wenigstens einige Menschen gäbe, die genau wüssten was Kraft sei, nämlich die Physiker.

Nun ist es aber so, dass niemand bei uns weiß, was Kraft eigentlich ist. Auch die besten Physiker wissen es nicht, obwohl die schlechten es zu wissen meinen.

Die Kraft selbst ist für Physiker keine Erfahrungstatsache.

In der ‚äußeren sinnlichen Erfahrung‘ kommt sie nicht vor.

Nur aus unserer eigenen ‚inneren Erfahrung‘, aus dem ‚Erleben‘ unserer eigenen Tätigkeit und unserer eigenen Muskelarbeit meinen wir so etwas wie eine Kraft erahnen zu können.

Diese ‚innere Empirie‘ übertragen wir auf die ‚äußere Erfahrung‘, wie bereits SALOMON STRICKER⁸¹ Ende des 19. Jahrhunderts aufgezeigt hat.

Für die Physik ist Kraft bloß eine brauchbare Annahme.

Was Kraft ist, wird aus der beobachtbaren zeitlichen Änderung von Bewegungsgrößen geschlossen.

Wir reden nur über ‚Wirkungen‘ bzw. eigentlich nur über tatsächliche Um-Formungen, hinter denen wir Kräfte und Ursachen vermuten. So nehmen wir an, dass, wenn ein Körper Druck ausübt, ihm eine Kraft innewohnt.

Was das aber ist und wie diese Kraft beim Drücken von einem Körper auf den anderen übertragen wird, damit dann dieser mit der nun ihm innewohnenden Kraft weiterdrückt, darüber weiß man nichts.

Aber darauf würde es ankommen, wenn wir von Kraft reden wollten.

⁸¹ SALOMON STRICKER: „*Studien über das Bewusstsein*“. Wien 1879.

SALOMON STRICKER: „*Studien über die Sprachvorstellungen*“. Wien 1880.

SALOMON STRICKER: „*Studien über die Bewegungsvorstellungen*“. Wien 1882.

SALOMON STRICKER: „*Studien über die Assoziation der Vorstellungen*“. Wien 1883.

SALOMON STRICKER: „*Physiologie des Rechts*“. Wien 1884.

SALOMON STRICKER: „*Über die Wahren Ursachen*“. Wien 1887.

SALOMON STRICKER: „*Untersuchungen über das Ortsbewusstsein*“. In: „*Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften*“. Wien 1877.

Noch rätselhafter wird die Frage, wenn man sich das ganze dynamische Geschehen nicht durch Nahwirkungen in einem Feld erklärt, sondern wenn man zum Beispiel die Gravitation als Fernwirkung auffasst.

Brauchen nun die Kräfte in ihrem Wirken von einem Ort zum anderen Zeit?

Und wenn sie Zeit brauchen, dann warum ?

Dieses ganze Rätsel, das beim Nach- und Zuende-Denken immer bei Widersprüchen landet, wird daher mit brauchbaren Annahmen pragmatisch gelöst. Im begrenzten Anwendungsbereich kommt man damit bestens zurecht. Dies zeigt auch der beeindruckende Fortschritt der Technik.

II.

Diese nun vorgetragenen Gedanken sind Wasser auf die Mühlen jener, die so gerne in Geheimnissen baden und alles in Subjektivität und subjektive Konstruktionen aufgehen lassen möchten. Also letztlich eine Wahrheit als Übereinstimmung mit einer Realität, die überprüfbar wäre, gar nicht haben wollen.

Gibt es diese nämlich nicht, dann kann ohne Gefahr jeder seine eigene Meinung mit dem Pathos der Wahrheit in die Welt hinausposaunen.

Denn Wahrheit ist dann nicht mehr das Übereinstimmen mit einer Wirklichkeit, sondern die intuitive, subjektive

und damit nicht nachprüfbar innere Schau von etwas, was subjektiv ‚ein-leuchtet‘ und das dann als Wahrheit bezeichnet wird.

Wahrheit ist dann also nicht mehr die Übereinstimmung einer Aussage mit einer Wirklichkeit, sondern eine innere Wirklichkeit selbst, mit der man eins wird und über die man dann subjektiv plaudern kann.

Es ist also nicht mehr das, was man sagt die Wahrheit, sondern das ‚Unfassbare‘, worüber man plaudert.

Dieses Unfassbare mag es ja geben, aber wozu darüber reden und es mit einer Redseeligkeit der Welt verkünden?

Was nützt den meine Plauderei über ‚meine‘ Wahrheit einem anderen?

Der hat doch dann ebenfalls ein Recht, sich seine eigene Wahrheit innerlich zu suchen, mit ihr eins zu werden und in seiner Art darüber zu plaudern oder zu schweigen ?

Dieser leichtfüßigen Art von Wissenschaft, die sich, mit der Esoterik kokettierend, immer mehr ausbreitet, sollen aber die vorgetragenen Gedanken nicht dienen.

Wir wollen uns aber doch dafür interessieren, wie es zu solchen verkehrten Ansichten kommt.

Unser Begriff ‚Kraft‘ ist also genauso rätselhaft wie der chinesische Begriff ‚Qi‘.

Wir haben uns an unseren, die CHINESEN an den ihren gewöhnt, nehmen ihn fraglos hin und kommen in der Praxis auch gut damit zurecht, allerdings in unterschiedlichen Anwendungsgebieten.

So erscheint eben jeweils nur das Fremde rätselhaft, weil man sich bei diesem noch bemüht es zu verstehen.

Vom Nicht-Verstehen schließt man oft schnell auf ein Nicht-Existieren dessen, um dessen Verständnis man sich eigentlich bemühen sollte.

Oder aber man schließt sich dem Nicht-Verstehen an und behauptet gleich frech ein Weiteres, was man ebenfalls nicht verstehen kann. Das Nicht-Verstehen wird dann oft zum Gütekriterium der Behauptung hochstilisiert.

Oft treten beide Verfahren miteinander kombiniert auf.

Zuerst behauptete man die Nicht-Existenz der äußeren Realität, weil man sie angeblich nicht erkennen kann, und behauptet dann als Ersatz die Existenz einer inneren Realität, deren Verstehen nicht überprüfbar erscheint.

Meine hier vorgestellten Gedanken über den Begriff ‚Kraft‘ führen ja auch zu einem Zweifel an der ‚exakten‘ Erkennbarkeit der Welt, an die man vielleicht vorher in naiver Weise geglaubt hat.

Entdeckt man durch diese und andere Gedanken, dass unser Bild der realen Welt ein zwar pragmatisches aber

doch hausgemachtes Hirngespinnst ist, und beseitigt man nun seine Naivität, dann befindet man sich in einer ähnlichen Situation, wie wenn man entdeckt, dass ein die Wirklichkeit perfekt vortäuschendes Foto doch nur ein Foto und nicht die Wirklichkeit selbst ist.

Man wendet dann, von diesem Kunst-Werk fasziniert, seine Aufmerksamkeit diesem voll zu und versucht zu verstehen, wie es hergestellt, wie es entwickelt wurde.

Und nun folgt oft eine zweite Naivität. Diesmal bloß auf einer anderen Ebene.

Da man nun weiß, wie ein so täuschendes Foto entwickelt wird, meint man daraus ‚schließen‘ zu können, dass es eine eigentliche Wirklichkeit, die das Foto ‚angeblich‘ abbildet, gar nicht gäbe. Und wenn es sie vielleicht doch gäbe, dann wäre zum Beispiel das Gelb des Fotos nicht das Gelb der Blume, denn diese sei ja aus einer ganz anderen ‚Chemie‘ gemacht. Die Welt sei also ganz farblos. Und dies meint man dann ‚ganz genau‘ zu wissen.

Man hat sich bei dieser Betrachtung also ganz fixiert mit der faszinierenden Arbeit des Fotografen beschäftigt und dann festgestellt, dass im Foto kein Körnchen der angeblich abgebildeten Wirklichkeit zu finden ist.

Bei dieser Beschäftigung ist man aber ganz der Frage aus dem Weg gegangen, wie das Foto eigentlich gemacht, wie es geschossen wurde und worauf geschossen

wurde. Man hat ganz übersehen, dass man den Fotoapparat auch auf etwas hinhalten muss, damit etwas auf den Film kommt, und dass es nicht nur von der Art des Hinhaltens abhängt, was dann auf dem Foto erscheint.

Um nun gegen derartige Einwände gerüstet zu sein, wechselt man heimlich das Denk-Modell.

Ein Foto ist ja als Abbild immer auf ein reales Objekt bezogen. Dieses reale Objekt will man aber nicht gelten lassen. Es wird also insgeheim dem Theoretisieren ein neues Modell, das Modell eines von einem Künstler gemalten Bildes unterschoben.

In diesem Modell kann nun alles im Menschen drinnen ablaufen, ohne dass eine äußere Realität, als dingliche Welt, mehr gebraucht wird.

Als kreativer Mensch bin ich dann zum Künstler geworden, der in seiner Vorstellung eine künstliche Welt baut, die eine wirkliche vortäuscht.

Meine Ideen bekomme ich in diesem Modell in einer inneren intuitiven Wesensschau. Ich schaue dabei die mir innerlich im Erleben erscheinenden Phänomene, bilde sie mir ein und bilde mir dann ein, dass sie außer mir seien.

Als Künstler malt und entwickelt man dann in einer Intuition kreativ tätig seine eigene subjektiv maßgeschneiderte Welt, die es nur für ihn und für niemanden anderen gibt, und die unabhängig von seiner Phantasie nicht

existieren kann. Man konstruiert auf diese Weise dann eine Schein-Wirklichkeit, die es überhaupt nicht oder zumindest nicht so gibt, wie sie im Erkennen erscheint.

Es gibt heute eine Fülle modern und postmodern philosophierender Gedanken-Spieler mit alter Tradition, insbesondere phänomenologischer Art, die der Welt diese Taschenspielertricks immer wieder vorführen.

Diese Tricks basieren auf der ‚Doppelten Naivität‘.

Nämlich auf dem Verfahren, zuerst naiv die Wahrnehmung für das reale Ding zu halten. Dann aber, wenn man aus diesem Irrtum erwacht und den eigenen Beitrag an der Bildgestaltung erkannt hat, in einem zweiten Schritt, die Naivität beibehaltend, zu schließen, dass es eine dingliche Realität außer mir und unabhängig von mir gar nicht gäbe, bzw. wenn es sie gäbe, sie vollkommen anders sei, als ich sie bzw. die Wissenschaft sie erkennt.

Aus einer Naivität folgt in naiven Köpfen ‚kopfgemäß‘ sofort die zweite !

Deshalb wollen wir versuchen, nicht so naiv zu sein, zu glauben, wir wüssten was ‚Kraft‘ ist.

Wissenschaft ist nur möglich, wenn man um die Klippe dieser ‚Doppelten Naivität‘ weiß, an der aber leider auch in der Wissenschaft nicht wenige hängen bleiben.

So schrieb 1951 ALBERT EINSTEIN an seinen Freund BESSO:

„Die ganzen fünfzig Jahre bewusster Grübeleien haben mich der Antwort auf die Frage ‚was sind Lichtquanten?‘ nicht näher gebracht. Heute glaubt zwar jeder Lump er wisse es, aber er täuscht sich.“⁸²

Der Physiker WESTPHAL meint:

„Es erleichtert nun die Beschreibung der Naturvorgänge außerordentlich, wenn wir den Begriff der Kraft derart verallgemeinern, dass er auf alle Naturvorgänge anwendbar ist, bei denen wir Beschleunigungen beobachten.

Zwar sind nur die Lagebeziehungen eines beschleunigten Körpers zu den Körpern seiner Umwelt für uns unmittelbar erkennbare Ursachen seiner Beschleunigung. Aber wir schalten zwischen diese Körper mit ihren Lagen und Eigenschaften und den beschleunigten Körpern als ein vermittelndes Etwas eine Kraft ein, die von jenen Körpern ausgeht und auf diese wirkt. Tatsächlich können wir von diesen Kräften nie auf anderem Wege etwas erfahren als eben durch die hervorgerufenen Beschleunigungen.

Kraftbegriff ist lediglich eine geniale menschliche Erfindung, die es ermöglicht, die Gesamtheit der Beschleunigungsvorgänge einheitlich behandeln zu können, indem man die Sie sind aber ein unschätzbare Hilfsmittel, um die äußerst verschiedenen Ursachen von Beschleunigungen (Druck, Zug, Massenanziehung, elektrische und magnetische Anziehung und Abstoßung usw.) unter einen einheitlichen Begriff zusammenzufassen.

Demnach beschreiben wir die unmittelbare Ursache jeder Beschleunigung, d.h. jeder Ände-

⁸² aus einem Brief von EINSTEIN an BESSO vom 12. Dezember 1951. Zitiert in: FRIEDRICH HERNECK: *„Einstein und sein Weltbild“*. Berlin 1976. ISBN 3371000370. Seite 97.

rung einer Geschwindigkeit, nach Betrag und Richtung, als eine an dem beschleunigten Körper angreifende Kraft.

Es ist dann die Aufgabe weiterer Untersuchungen, die Größe und Richtung dieser Kraft aus den Lagebeziehungen des beschleunigten Körpers zu den Körpern seiner Umgebung und aus den Eigenschaften dieser Körper zu verstehen und zu beschreiben.

Es wäre deshalb unrichtig zu sagen, dass es in der Natur so etwas wie Kräfte wirklich "gibt". Es gibt nur - sehr viele verschiedene - Umstände, unter denen Körper Beschleunigungen erfahren. Der Frage nach ihrer eigentlichen Ursache durch die Einschaltung der Kraft als einer sozusagen fiktiven Ursache zunächst zurückstellt.

Es gilt also die folgende Feststellung: Wo immer wir eine Beschleunigung eines Körpers beobachten, betrachten wir als deren unmittelbare Ursache eine Kraft oder mehrere gleichzeitig wirkende Kräfte. Demnach kann ein Körper nur dann unbeschleunigt sein, d. h. in Ruhe oder geradliniger, gleichförmiger Bewegung verharren, wenn keine Kraft auf ihn wirkt oder wenn mehrere gleichzeitig an ihm wirkende Kräfte sich in ihren Wirkungen genau aufheben.

Diese allgemeine Definition des Kraftbegriffs hat bereits Galilei gegeben. Sie bildet den Inhalt des ersten der drei Axiome, die Newton an die Spitze seiner Mechanik stellte.

Man beachte, dass sie kein an der Erfahrung prüfbares Gesetz ist, sondern lediglich eine Definition."

III.

Wir haben nun so viel Negatives über die Naivität gesagt. Aber ohne sie geht es nun mal nicht. Die Naivität

gibt uns Erlebnisse in Bildern, die Grundlage sind für weitere Differenzierungen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass der Begriff ‚*Kraft*‘ nicht aus der äußeren Erfahrung, sondern aus der inneren stammt. Wir haben ihn letztlich unserem Leibe abgelauscht. Auf SALOMON STRICKER haben wir schon hingewiesen, der in methodischer Innerer Empirie dies aufgedeckt hat.

Aber auch VIKTOR VON WEIZSÄCKER weist auf eine Reihe von Phänomenen hin, wo sich das biologische Wahrnehmen/Bewegen so verhält, als würde es die Naturgesetze kennen.

IV.

Liest man sich deutsche Übersetzungen alter chinesischer Texte zum *Taijiquan*⁸³ durch, dann gelangt man nicht zu der Überzeugung, dass den Schreibern dieser Texte überhaupt klar war, wie die Wörter ‚*Qi*‘, ‚*Li*‘ und ‚*Jin*‘ unterschiedlich zu gebrauchen sind.

Es entsteht vielmehr der Eindruck, dass man das, was man jeweils als ‚gut‘ und ‚gewollt‘ erachtete, einmal mit ‚*Qi*‘, dann wieder mit ‚*Jin*‘ bezeichnete. Dies erweckt leicht den Verdacht, dass die mit diesen Wörtern ausein-

⁸³ Vgl. RAINER LANDMANN: „*Taijiquan – Konzepte und Prinzipien einer Bewegungskunst. Analyse anhand der frühen Schriften*“. Hamburg 2002. Band 2 der Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie“ www.bewegen.org ISBN 3-936212-02-3

ander zu haltenden Tatsachen den Autoren dieser Texte in ihrer Praxis (in ihrer eigenen inneren Empirie) gar nicht gegenwärtig waren, und sie sich nur, einer Mode folgend, eines üblichen Wörter-Gebrauches bedient haben.

Dies vielleicht in der Hoffnung, dabei geheimnisvoll über etwas zu reden, was man ohnehin nicht wissen und daher auch nicht überprüfen könne.

V.

In den deutschen Übersetzungen jener Texte wird dann zusätzlich noch Verwirrung gestiftet, indem ganz beliebig mit den Wörtern ‚*Kraft*‘ und ‚*Energie*‘ jongliert wird. Dies erfolgt wiederum entsprechend der gewohnten deutschen Umgangssprache, die auch wesentlich den Wörter-Gebrauch der Physik geprägt hat.

Wenn man sich nun mit diesem ungenauen Wörter-Gebrauch den chinesischen Denk-Modellen, mit ihrem zentralen Begriff ‚*Qi*‘, zuwendet und dabei auch seine eigene innere Empirie nicht aus dem Auge verliert, dann wird unmittelbar deutlich, dass man im Deutschen klar zwischen dem Gebrauch des Wortes ‚*Kraft*‘ und den Gebräuchen des Wortes ‚*Energie*‘ unterscheiden muss.

Man braucht nämlich ein dem chinesischen Wort ‚*Qi*‘ entsprechendes deutsche Wort, sonst hat und bekommt alles Herumreden keinen Sinn. Es geht beim Übersetzen chinesischer Texte zum Taijquan also darum, das deutsche Wort ‚*Kraft*‘

im Sinne von KONFUZIUS⁸⁴ vorerst einmal „*richtig zu stellen*“.

VI.

Daraus ergibt sich ein Denk-Modell, das die Kraft als das Fundamentale ansieht, das die unterschiedlichen Energien erfüllt und diese zum Fließen bringt. Von der Kraft gibt es also nur ‚eine‘, die eben nur in verschiedenen Energien, in unterschiedlichen Akten, d.h. in besonderen Bewegungen erscheint.

‚Qi‘ ist also dann die ‚eine‘ und überall selbe ‚Kraft‘, die ‚All-Potenz‘, das ‚Sein-Können‘. Dieses erfüllt dann das jeweilige ‚Wirken‘, die jeweiligen ‚Akte‘, das ‚Seiende‘, die verschiedenen ‚Energien‘.

Hinsichtlich der Energien (hinsichtlich der Bewegungen) gilt es dann, entsprechend dem chinesischen Modell die Komplementarität, von jeweils zwei gegensätzlichen aber zusammengehörenden Formen der jeweiligen Energie auszugehen. Dies entsprechend dem Gedanken von *Yin* und *Yang*.

Als nächstes gilt es dann zu sehen, dass sich Energien wandeln und sich höher organisieren, d.h. dass sie höhere Bewegungs-Formen bilden können. So ist die Sonnen-Energie fundamentaler als die chemischen Energie-

⁸⁴ vgl. KUNGFUTSE (Übers. RICHARD WILHELM): „*Gespräche*“ (*Lun Yü*). Buch 13/3. Jena 1921. siehe auch: HORST TIWALD: „*Bewegtes Philosophieren – Bewegen–Sprache–Erkenntnis*“, dort das Kapitel „*Das Richtigstellen der Begriffe bei Konfuzius*“. Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: „*Buch-Manuskripte*“.

Formen. Es erscheinen somit die Energien, die Bewegungen, hierarchisch geschichtet.

Dies bedeutet aber nicht, dass deswegen die eine Energie wertvoller sei als die andere, sondern nur, dass sie unterschiedliche Funktionen erfüllen.

Hinsichtlich des *Qi*, hinsichtlich der Kraft, die jede Energie erfüllt, sind alle Energien gleichwertig. Das *Yin* ist genau so vom *Qi* erfüllt wie das *Yang*. Und die rohe Muskel-Stärke *Li* ist ebenso so vom *Qi* erfüllt wie das ganzkörperlich-mechanische *Jin*.

Das *Jin* ist nicht besser als *Li*. Das *Jin* gehört bloß zu anderen Funktionen. Es wirkt auf einer anderen Ebene.

VII.

Das *Li* ist jene Energie, welche die Nahtstelle der Umwandlung von chemischer Energie in mechanische Energie bildet. Hinsichtlich des körperlich-mechanischen Bewegens wirkt es nur durch Verkürzen der Muskel in ihrer Längsachse. Dadurch werden die Knochen in den Gelenken bewegt. Über Hebelwirkungen wird so die mechanische Energie *Jin* erzeugt, die sich im ganzkörperlichen Bewegen vereint und dann kraftschlüssig durch den Körper fließt.

Das *Jin* ist sozusagen jene Energie-Währung, mit der im mechanischen Wechselwirken mit der Umwelt bezahlt wird.

Über das *Qi*, über die vereinende Kraft, wird diese vom *Li* herkommende *Jin*-Energie mit den *Jin*-Energien der Umwelt (mit der Gravitations-Energie, mit den einwirkenden Energien der Gegner, mit den mechanischen Widerstände usw.) zu einer ‚zweckmäßigen‘ Einheit verbunden.

Dadurch werden in das eigene körperliche Bewegen auch die fremden *Jin*-Energien eingebracht und können dann genutzt werden. Dadurch wird eigenes *Jin* und mittelbar auch eigenes *Li* „ökonomisch“ eingespart. Man spannt also das fremde *Jin* und über dieses auch das *Li* des Gegners vor den eigenen Karren.

VIII.

Die mechanischen *Jin*-Energien des eigenen Bewegens erscheinen, dem *Yin* und *Yang* entsprechend, als eine Polarität, als eine antagonistische Einheit von Beugen und Strecken, von Ziehen und Schieben.

Ganz ähnlich ist auch das *Li* komplementär. Auch das *Li* hat, dem *Yin* und *Yang* entsprechend, zwei Energie-Formen.

- Das ‚Verkürzen‘ der Muskel wird über die Hebelwirkung der Knochen in das mechanisch

„*bewegende Jin*“ des Beugens und Streckens, des Ziehens und Schiebens, umgewandelt.

- Die Muskel ‚weiten‘ sich aber auch beim Verkürzen in ihrer Querachse. Dadurch wird aus dieser Form der *Li*-Energie die Panzerung des Körpers bewirkt. Diese Panzerung macht den Körper noch körperlicher und widerstandsfähiger. Dadurch entsteht aus dem *Li* das nach außen mechanisch ‚*ruhende bzw. beharrende Jin*‘, das dem fremden ‚*bewegenden Jin*‘ des Gegners beharrlich Widerstand leistet.

Das Erfüllen des *Li* mit *Qi* hat daher nicht nur heilende, d.h. den Körper vereinigend „ganz“ machende Bedeutung, sondern es ist auch grundlegend hinsichtlich der Umwandlung des *Li* in ‚*bewegendes Jin*‘ und ‚*beharrendes Jin*‘.

Es geht also darum, die unterschiedlichen Energien nicht wertend gegeneinander auszuspielen, sondern ihre spezifische Funktion zu erkennen und zu nutzen.

Wieso ist dies nun zu wissen wichtig, wir wollen uns doch nicht mit der Leistung des Individuums beschäftigen, sondern mit jener eines Teams? Ganz einfach deswegen, weil das Team aus Individuen gebildet wird und seine Leistungsfähigkeit gerade davon abhängt, wie die Individualitäten im Team voll gewahrt bleiben und sich trotzdem oder vielleicht sogar deswegen zu einer Einheit vernetzen. Die ‚Beweglichkeit‘ der Akzentuierung ist wesentlich. Eine ängstliche oder eitle Fixierung auf die Indi-

vidualität ist nämlich genau so leistungsmindernd wie eine Fixierung auf eine aufgesetzte Gemeinschafts-Ideologie, mit der man die Individuen ‚motivieren‘ möchte, ein Team zu bilden.

Diese Beweglichkeit, dieses offene Pulsieren der Akzentuierungen, ist schon in ganz einfachen Prozessen zu erleben und zu trainieren.

Wenn zum Beispiel das Individuum seine Achtsamkeit seiner Muskulatur fixiert, sei es auf das Stärke-Erlebnis, dass diese vermittelt, oder auf die ästhetische Form, die sie nach außen zeigt, dann wird zwar das *Li* mit *Qi* durchströmt, aber es erfolgt dann nicht unbedingt auch eine deutliche Umwandlung in ein ganzkörperliches *Jin*, das den Körper öffnet und mit der Umwelt und damit auch mit dem kooperierenden Teamgefährten vereint.

Im Gegenteil, das Individuum läuft Gefahr, sich in einem um seine Gesundheit besorgten, ängstlichen oder in einem ästhetischen Körperkult festzufahren.

IX.

Auch das Aufgreifen der ‚*Erbkoordinationen*‘, als den phylogenetisch erworbenen Mustern des ganzkörperlichen Bewegens, hat für das Entfalten der Teamfähigkeit besondere Bedeutung.

Die Erbkoordinationen bilden sozusagen für das *Jin* schon vorgegebene ‚Fließ-Muster‘ des ‚zweckmäßigen‘ Bewegens, und sie spannen auf

diese Weise auch die vereinenden emotionalen Fäden zur Umwelt.

Diese Tatsache kann man sowohl beim Bewegenlernen als auch beim Entfalten der Teamfähigkeit im ‚Hier und Jetzt‘ aufgreifen und nutzen.

Es geht dabei sowohl um den ‚kooperierenden‘ als auch um den ‚kämpferischen‘ Umgang mit dem Anderen.

Das Andere ist uns in der einfachsten Form als Gravitations-Energie gegeben ist, mit der wir beginnen können, uns zu erproben.

Einerseits, um mit ihr in einen ‚gewandten‘ Einklang zu kommen, andererseits, um sie ‚geschickt‘ zu nutzen und vor den eigenen Karren zu spannen.

Am Beispiel des Skilaufens kann man gut in dieses Üben einsteigen, da es dort eindeutige Sofort-Rückmeldungen gibt, die im Stürzen sichtbar werden.

Das Vereinen unseres *Jin* mit der Umwelt und das Auseinandersetzen mit der Gravitations-Energie ist dagegen im Liegen oder im Stehen oder im Gehen, wie im *Taijiquan*, weniger klar. Dort sind die kämpferischen Chancen des Anderen, d.h. der Gravitations-Energie, ‚eingebremst‘. Daher kann uns auch dort das *Jin* der Gravitations-Energie weniger ‚lehren‘.

Es liegt daher gedanklich nahe, so etwas wie ein *Taijiquan* auf Skiern zu entwickeln.

Es geht hier dann aber nicht darum, die am gehenden und stehenden *Taijiquan* entwickelten ‚Prinzipien‘ des Bewegens auf das Skilaufen zu übertragen. Dies wäre nur eine aufgesetzte Kosmetik. Es sollte vielmehr versucht werden, vom Grundgedanken des chinesischen Weltbildes, soweit es sich in unserem Geiste verstehen lässt, auszugehen. Es ist nämlich zu vermuten, dass sich auch beim Skilaufen, wo wir dem Hang, der Gravitation folgend, hinabgleitenden, entsprechende Prinzipien selbst entdecken lassen.

Im ‚Hier und Jetzt‘ zur Teamfähigkeit

I.

Da man unter dem sogenannten „Hier und Jetzt“ ganz Unterschiedliches zu verstehen scheint, werde ich vorerst drei Sichtweisen aufzeigen, darunter mein eigenes bewegungswissenschaftliches Verständnis.

Mir geht es dann letztlich darum, aufzuzeigen, dass die westliche Technik, die Pläne umsetzt, und das fernöstliche ‚Sich-von-der-Praxis-tragen-lassen‘, sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern sich gegenseitig geradezu als Ergänzung verlangen.

Ich will also aufzeigen, dass die im Denken verarbeitete eigene und gesellschaftliche Erfahrung als ‚Plan‘ für die Leistungs-Optimierung genau so wichtig ist wie das schauende ‚Sich-von-der-Praxis-tragen-lassen‘ als die eigentliche Grundlage des Erfahrungs-Sammelns.

Das Problem der ‚Hier-und-Jetzt-Sucher‘ besteht nämlich häufig darin, dass sie das ‚Hier und Jetzt‘ durch ‚egozentrische Isolierung‘ zu erreichen suchen. Dadurch isoliert man sich aber letztlich von der Praxis und kommt so nie dazu, sich von ihr tragen zu lassen.

Dieses Isolieren erfolgt meist in doppelter Hinsicht,

- sowohl als zeitliche Isolierung von Vergangenheit und Zukunft,
- als auch als räumliche Isolierung von der Lebenswelt.

Ich vertrete nun den Standpunkt, dass es, wenn man Teamfähigkeit entfalten möchte, wenig bringt, wenn man versucht, das Isolieren, das ja das eigentliche Problem ist, dadurch zu überwinden, dass man die Grenzen zur Gemeinschaft, zum Beispiel zum kooperierenden Team, zu überwinden sucht, indem man den Suchenden das Isolieren von Vergangenheit und Zukunft anrät, was häufig der Fall ist.

Manche versuchen nämlich, im sogenannten ‚Hier und Jetzt‘ ihr seelisches Heil zu finden und meinen, dass das ‚Hier und Jetzt‘ durch ein Vergessen der Vergangenheit und der Zukunft zu erreichen sei bzw. dass umgekehrt das ‚Hier und Jetzt‘ es ermögliche, schlechte Erinnerungen und Zukunftssorgen los zu werden.

Ihr Hintergedanke ist daher bald nicht mehr, Vergangenheit und Zukunftssorgen zu vergessen, damit das lebendige ‚Hier und Jetzt‘ als Startposition für ihren lebensweltlichen Weg erreicht wird, sondern sie kehren den Spieß um und nutzen den Einstieg in ein isoliertes ‚Hier und Jetzt‘, der auch durch spezifische Psycho-Techniken, Atmen und Drogen befördert werden kann, dafür, Vergangenheit und Zukunftssorgen zu vergessen und in der isolierten Gegenwart verstärkt Lust zu konsumieren.

Das von Vergangenheit und Zukunft isolierte ‚Hier und Jetzt‘ wird für sie dann immer mehr zum Zufluchtsort,

der dann oft mit einer weltanschaulichen Ausrede gleichsam ‚heilig gesprochen‘ wird.

Statt den eigenen lebensweltlichen Weg tatkräftig weiterzugehen, konzentriert sich das gesamte Leben vieler dieser Suchenden dann immer mehr in einem isolierten ‚Hier und Jetzt‘ um ein isoliertes ‚Ich‘ herum.

Nicht für alle ‚Hier-und-Jetzt-Sucher‘ trifft dies allerdings zu. Es gilt daher das Problem differenzierter zu betrachten. Wie kann man das sogenannte ‚Hier und Jetzt‘ unterschiedlich verstehen?

- Weit verbreitet ist die eben erwähnte Meinung, dass das ‚Hier und Jetzt‘ kein ausdehnungsloses ‚Nichts‘, sondern ein zwar ‚begrenzter‘, aber doch ‚ausgedehnt fließender‘ Augenblick sei. Diese fließende Zeitspanne der Gegenwart habe daher sehr wohl ein erlebbares So-Sein und zeichne sich in seiner besonderen Erlebnis-Tiefe auch durch eine ‚Existenz-Fülle‘ aus. Man vertritt in dieser Sicht dann die eben beschriebene Meinung, dass das ‚Hier und Jetzt‘ einerseits nur zu erreichen sei, wenn man Vergangenheit und Zukunft außerhalb der Grenzen des „Hier und Jetzt“ ausblende, dass andererseits aber dieses Ausblenden es ermögliche, im isolierten ‚Hier und Jetzt‘ wie in einer blühenden Oase innerhalb der Wüste des Leidens und der Sorgen tiefes Glück bzw. intensive Lust zu finden. Das Finden der Gegenwart erleichtere also in seiner Faszination das Ausblenden von Vergangenheit und Zukunft, was wiederum rückwirkend die positive Befindlichkeit in der Gegenwart intensiviere. Letztlich schaukle sich das

Ausblenden und die positive Befindlichkeit in einem rauschartigen Wirbel gegenseitig auf. Diese Auffassung verleitet leicht zu einer Konsumorientierung und zu einem hedonistischen Verständnis des ‚Hier und Jetzt‘.

- Andere wieder, die intellektuell an die Frage nach dem ‚Hier und Jetzt‘ herangehen und in ihrer Klugheit zu entdecken meinen, dass die Gegenwart gar keine Ausdehnung haben und als Schnittstelle zwischen dem Vorher und dem Nachher nur ein ausdehnungsloser Punkt sein könne, verstehen unter dem ‚Hier und Jetzt‘ eine zeitlich un-ausgedehnte Plötzlichkeit. Diese sei von einem Bewusstsein begleitet, das ‚leer‘ von allen Vorstellungen und damit ‚formlos‘ sei. Dieses form-entblöbte, dieses ‚Wesen‘-lose, d.h. dieses ‚Essenz‘-lose ‚Nichts‘ soll aber zugleich als formlose Fülle von ‚Existenz‘, als Da-Seins-Fülle, als sogenannte ‚Leere‘ erlebt werden. Die „Leere“ wird hier als „Fülle im Nichts“ zu erleben versucht. Hier wird ‚Existenz‘, hier wird ‚Da-Sein‘ ohne jedes ‚So-Sein‘, ohne irgend ein ‚Wesen‘, d.h. ohne ‚Essenz‘ gesucht. Hier meint man dann auf die nackte Existenz zu treffen und erst im Durchgang durch dieses ‚Nichts‘ (durch diese gedachte ‚Grenze‘ zwischen dem Vorher und dem Nachher, wie im sogenannten ‚Satori‘ des Zen-Buddhismus), in einem veränderten und vertieften Erleben in die Lebenswelt der Unterscheidungen, in die Welt des ‚So-Seins‘ einzutreten. Diese Auffassung verleitet leicht zu einem vorerst weltflüchtigen Verständnis des ‚Hier und Jetzt‘ und läuft Gefahr, dort anhaftend stecken zu bleiben.
- Wieder Andere verstehen unter dem ‚Hier und Jetzt‘ weder eine ‚ausdehnungslose‘ Schnittstel-

le zwischen Vergangenheit und Zukunft, noch ein ‚begrenztetes‘ Revier eines ausgedehnten Augenblicks. Sie meinen vielmehr im ‚Hier und Jetzt‘ keine Grenze und auch kein ‚Nichts‘ (als eine formlose Plötzlichkeit jenseits jeder ‚Essenz‘) zu erleben, sondern betrachten die Gegenwart als eine ‚janusköpfige Position‘, in der man sowohl in die Tiefen der Vergangenheit als auch der Zukunft blicke. Aus dieser Sicht wird daher der gegenwärtige ‚Ist-Stand‘ akzeptiert und achtsam durchdrungen. In dieser ‚janusköpfige Position‘ der Achtsamkeit wird versucht, das Wesen des da-seienden So-Seins nicht nur in seiner ‚Identität‘ (von einer formlosen ‚Leere‘ erfüllt) zu erleben, sondern sowohl als ‚Blick-Tiefe‘ in die Vergangenheit, als auch in die Zukunft hinein. Gegenwart meint man hier als ‚unbegrenzte‘ Bewegung zu erleben, die eben als ‚Bewegung‘ durch ‚formlose Identität‘ **und** ‚geformtes Vergehen‘ konstituiert sei. ‚Gegenwart‘ sei dann nicht nur ‚**Existenz-Fülle**‘ (des ‚Grundes‘), sondern auch ‚**Essenz-Fülle**‘ des ‚Ganzen‘, die sowohl Vergangenheit und Zukunft als auch eine das mich ebenfalls bedingende ‚**Mit-Sein des Anderen**‘ umfasst.

Das, was gesucht wird, ist hier also **sowohl** Essenz (Wesen, So-Sein) **als auch** Existenz (Da-Sein). Es ist aber, isoliert betrachtet, **weder** das Eine, **noch** das Andere. Es ist also **weder** die begriffliche Addition von **sowohl** isoliert betrachteter Essenz **als auch** ebenfalls isoliert betrachteter Existenz, **noch** ist es eines von beiden.

Diese Auffassung verleitet leicht zu einer die beiden zuerst genannten Auffassungen verachtenden Arroganz, die sich auf die Differenziertheit des eigenen Weges etwas einbildet, deshalb voreilig die eigenen Fortschritte überbewertet

und sich trügerisch selbst weiter glaubt, als man tatsächlich ist.

In meinem bewegungswissenschaftlichen Modell modelliert sich das ‚Hier und Jetzt‘ in der zuletzt beschriebenen Weise. Aus dieser Sicht leuchtet in der ‚Gegenwart‘, aus dem beachteten ‚Ist-Stand‘ heraus, sowohl ihr zeitlich bereits verwirklichtes ‚Geworden-Sein‘ aus der Vergangenheit und ihr noch nicht wirkliches ‚Werden‘ in die Zukunft hinein, als auch ihr räumliches vom Anderen her ‚Bedingt-Sein‘ auf.

Leben erscheint in diesem Modell als ein Werden und Vergehen im raum-zeitlichen ‚All-Zusammenhang‘ des ‚Ganzen‘. Hinsichtlich unserer Lebenswelt wird von uns dieser ‚All-Zusammenhang‘ als eine ‚natur-umfassende mit-menschliche Gemeinschaft‘, als ein ‚meta- und intersubjektives Ganzes‘ erlebt. Dieses ‚Ganze‘ ist uns allerdings nicht als eine bereits vollendet ‚ruhende‘ Harmonie eines ‚Wesens‘ (einer ‚Essenz‘) gegeben, sondern uns nur als eine zwischen Gegensätzen ‚pulsierend bewegte‘ und ‚existierende‘ Chance aufgegeben, die von uns erst tatkräftig weitergebaut werden muss bzw. ‚darf‘. Der Weg zum Team ist ein erster Schritt in diese Richtung.

Leben ist Bewegung. Bewegung kann nie an einem Ort sein (d.h. kann dort nicht ‚ruhen‘) und daher auch nie in einem ‚Hier und Jetzt‘ sein, wenn dieses als ausdeh-

nungslose Gegenwart, als Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft gedacht wird.

Es gibt aber Gegenwart als ‚relative Ruhe‘, als eine aus dem Strom des ‚Bewegens‘ herausgerollte ‚Bewegung‘, die aber in ihrer ‚relativen Ruhe‘ nicht ‚begrenzt‘ ist, sondern letztlich doch im allseitigen Zusammenhang raum-zeitlich verfließt bzw. ‚schwindet‘.

Das ‚Oasen-Bild des Hier und Jetzt‘ so wie das ‚Bild der formlosen Plötzlichkeit‘ erscheinen aus der Sicht des dritten Modells daher nur als brauchbare Behelfe für Einsteiger. Sie sind zwar ‚halb-wegs‘ gedacht aber nicht ‚zu-Ende-gedacht‘.

Das dritte Modell, das mit dem ‚Bild der janusköpfigen Position der Achtsamkeit‘, trifft meines Erachtens das Tatsächliche am besten. Es hat aber ebenfalls seine Tücken, da es durch das ‚zu-Ende-Denken‘ leicht zum Abrutschen ins Denken verleitet und weil die Achtsamkeit dort Gefahr läuft, in einer Arroganz ‚leicht-sinnig‘ anzuhafte.

Mit allen diesen Bildern gilt es daher achtsam umzugehen. Es geht deshalb nicht um das Bewerten und gegenseitige Ver-Achten dieser Bilder, sondern um das Nicht-Anhaften an ihnen.

II.

Der ‚Rhythmus‘ ist, wie schon angesprochen, zum Beispiel ein Prozess des relativen Beruhigens von Werten. Er ist ein um Wiederholung des ‚gleichen Wertens‘ be-

mühtes Bewegen, das als ‚Gewohnheiten‘ solide Routinen bildet.

Ganz anders erscheint die ‚Kreativität‘, welche mit ‚Wertungen‘ bricht und aus dem ‚Prozess des Wertens‘ heraus neue ‚Werte‘ setzt.

Der Ordnungen sichernde Rhythmus setzt mit seinen Wiederholungen auf der ‚höheren‘ Ebene für ‚untere‘ Ebenen Ziele.

Auf diese Weise werden für die unteren Ebenen, weil eben die übergeordnete Ebene durch Wiederholen um die Stabilität des ‚Gleichen‘ bemüht ist, Ziele, d.h. Werte, gesetzt.

Durch Wiederholen des ‚Vergangenen‘ werden auf diese Weise Werte für die ‚Zukunft‘ gesetzt. Der Rhythmus des Lebens macht als Wiederkehr dadurch zum Beispiel die Pflanze zum Ziel des Samens. Dadurch entstehen gedanklich sogenannten ‚Henne-Ei-Probleme‘.

Das Wachsen der Pflanze ist daher von solchen Werten bestimmt, die nur für sie selbst ‚zukunftsweisend‘ sind. Sie sind aber nicht von der Zukunft her gesetzt!

Was auf der oberen Ebene bloß rhythmische Wiederholung ist, erscheint auf der unteren Ebene wie ein sinnvoll auf ein Ziel gerichteter Prozess.

Da das ‚Ganze‘ bloß ein rhythmisches, um Stabilität, um Ruhe, d.h. ein um ‚Beharrlichkeit‘ im Vergehen ringendes ‚Geschehen‘ ist, setzt es für die unteren Ebenen Werte.

Es wirkt ‚einstellend‘ auf die unteren Ebenen. (vgl. ‚Einstell-Wirken‘)

Dies zu sehen ist wichtig, denn die ‚Begabung‘ und ein ‚Talent‘ zeichnet es aus, dass sie das ‚Einstell-Wirken‘ des Umfeldes aufnehmen und für sich nutzen können. Der ‚Begabte‘ hat ‚Antennen‘⁸⁵ für die ‚rhythmischen‘ Entwicklungen, das ‚Talent‘ zusätzlich auch solche für die ‚kreativen‘ Umschläge der ‚Situations-Potenziale‘⁸⁶.

Da das Ganze kein ‚fertig‘ Gewordenes ist, ist es nämlich jederzeit ‚unvollkommen‘, was sich in pulsierenden ‚Gegensätzen‘ zeigt. Diese Gegensätze können sich zu ‚Widersprüchen‘ zuspitzen und ein kreatives Bewegen hervortreiben, das mit dem (durch Konservieren um Stabilität ringenden) Rhythmus bricht und neue Werte setzt, die dann wiederum in neue Rhythmen eingehen usw.

III.

In dieser Form ist dem Menschen seine Praxis gegeben, ‚mit der‘ er (in seiner ‚Geschicklichkeit‘) und ‚in der‘ er (in seiner ‚Gewandtheit‘⁸⁷) ‚umzugehen‘ hat. Im ‚janus-

⁸⁵ vgl. HEINRICH JACOBY (SOPHIE LUDWIG Hrsg.): *„Jenseits von ‚Begabt‘ und ‚Unbegabt‘. Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten - Schlüssel für die Entfaltung des Menschen“*. Hamburg 1994: Christians Verlag. (ISBN3-7672-0711-7).

⁸⁶ Den Begriff *„Situations-Potenzial“* verwende ich im Sinne von FRANCOIS JULLIEN. Vgl. FRANCOIS JULLIEN: *„Über die Wirksamkeit“*. Merve Verlag Berlin 1999. ISBN 3-88396-156-6.

⁸⁷ Zur Unterscheidung von *„Geschicklichkeit“* und *„Gewandtheit“* siehe: HORST TIWALD: *„Budo-Tennis I – Eine Einführung in die Bewegungs- und Handlungstheorie des Budo am Beispiel des Anfänger-Tennis“*. Band 1 der Reihe *„Budo und transkulturelle Bewegungsforschung“*. Ahrensburg 1983. ISBN 3-88020-100-5. Seite 27ff.

köpfigen' Hier und Jetzt⁸⁸ blickt der Mensch auf dieses in seiner Komplementarität rhythmisch pulsierende Ganze. Dies sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht.

Ich habe im Hier und Jetzt nicht nur räumlich einen allseitigen Panorama-Blick, sondern auch einen zeitlichen, der sowohl nach vorne als auch nach hinten blickt. Zum Beispiel wie beim Hören einer bekannten Melodie.

In diesem janusköpfigen Hier und Jetzt gibt es unterschiedliche Möglichkeiten des Akzentuierens:

- ich kann meinen ‚Blick in die Zukunft‘ akzentuieren;
- ich kann meinen ‚Blick in die Vergangenheit‘ akzentuieren.

Es gibt auch zwei Möglichkeiten, bezogen auf das Hier und Jetzt, eine ‚exzentrische Position‘ einzunehmen, also die eigene Achtsamkeit zu ‚splitten‘, wie ich es am Beispiel des Atmens beschrieben habe.⁸⁹

- ich kann meine in die Zukunft gerichtete Position in die Vergangenheit hinein verlassen, also wie mit dem Rücken voran in die Vergangenheit hinein ‚rudern‘;
- ich kann aber auch meine in die Vergangenheit gerichtete Position in die Zukunft hinein verlassen, also auch in diese hinein ‚rudern‘.

⁸⁸ Vgl. meinen Text: „Achtsamkeit im sogenannten ‚Hier und Jetzt‘ - Anmerkungen zu Texten von THICH NHAT HANH“. Siehe hierzu im Internet: www.tiwald.com im Ordner: „Texte zur Theorie des MuDo“.

⁸⁹ Vgl. mein Projektpapier: „Atmen und Achtsamkeit im Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining“. Im Internet: www.tiwald.com im Ordner: „Projektpapiere“, oder das entsprechende Kapitel in: HORST TIWALD: „Yin und Yang – Zur Komplementarität des leiblichen Bewegens“. Immenhausen bei Kassel 2000. ISBN 3-934575-10-2.

Diese zwei Möglichkeiten, das Hier und Jetzt exzentrisch zu ‚erweitern‘, müssen aber unterschieden werden von jenen ‚Sprung-Techniken‘, in denen ich mich nicht in der ‚Landschaft‘ selbst zur exzentrischen Position hin ‚weite‘, sondern wo ich ‚in Blickrichtung‘ in eine exzentrische Position der ‚Landkarte‘⁹⁰ (nicht in die ‚Landschaft‘!) hinaus ‚springe‘, und von dieser exzentrischen Position her dann zum ‚vorgestellten‘ Zentrum hin zurück ‚paddle‘.

Dies wäre zum Beispiel bei jener in die Vergangenheit gerichteten Erinnerungs-Technik der Fall, die am Abend in der zurückgewandten ‚Blick-Richtung‘ gedanklich zum Morgen des abgelaufenen Tages ‚springt‘ und dann, den Tag verfolgend, sukzessive zur Gegenwart hin ‚paddelt‘⁹¹.

Auf den Soll-Wert gerichtete Menschen ‚springen‘ zum Beispiel in eine in der ‚Landkarte‘ vorgestellte Zukunft und paddeln oder rudern dann von dieser zur vorgestellten Gegenwart zurück. Sie errechnen dann meist von

⁹⁰ vgl. HORST TIWALD: *„Im Sport zur kreativen Lebendigkeit – Bewegung und Wissenschaft“*. Hamburg 2002, Band 2 der *Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e.V.* ISBN 3-936212-01-5. Seite 59ff.

⁹¹ Diese und die entgegengesetzte abendliche Meditation habe ich beschrieben in: HORST TIWALD: *„Im Sport zur kreativen Lebendigkeit – Bewegung und Wissenschaft“*. Hamburg 2002, Band 2 der *Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e.V.* ISBN 3-936212-01-5. Seite 84ff

der Zukunft her⁹², was jeweils zu tun sei, um dem Ziel näher zu kommen.

In Ziel-Nähe wissen sie dann daher ganz gut Bescheid. Wie sie aber unmittelbar aus dem Problem des Ist-Standes, den sie ja nicht akzeptieren und beachten, herauskommen, darüber sind sie oft ratlos⁹³.

Ihnen erscheint dann das Meiste linear und kausal determiniert, daher oft auch ausweglos.

Im Gegensatz zu diesen gibt es aber Zukunftsblicker, die, angesichts ihrer ‚Identifikation‘ mit einem exzentrischen Ziel, von diesem nicht in die Gegenwart zurück ‚paddeln‘, sondern (mit unmittelbarem Blick auf die in der ‚Landschaft‘ bereits aufkeimende künftige Chance, von dieser) zurück ‚rudern‘.

Diese Zukunftsblicker ‚schauen‘ dann hinter die Kulissen des Werdens, wie jene Zukunftsblicker, die in die Vergangenheit ‚rudern‘ und von dieser zur Gegenwart hin zurück ‚paddeln‘. Sie bringen ihre Erfahrungen und ihre gedanklichen Verarbeitungen auf diese Weise ‚mittelbar‘ in ihr Tun ein

⁹² vgl. zum Konzept der „Ist-Stand-Orientierung“ in der Pädagogik: HORST TIWALD / KONRAD STRIPP: „Psychologische Grundlagen der Bewegungs- und Trainingsforschung.“ Band 9 der „Schriftenreihe des Instituts für Sportwissenschaft der Universität Hamburg“. Giessen/Lollar 1975. ISBN 3-87958-909-7. Seite 26ff.

⁹³ vgl. meinen Beitrag „Antithese zur Soll-wert-fixierten ‚Erfolgspädagogik““. In: HORST TIWALD: „Sportwissenschaftliche Skizzen – Philosophisch-psychologische Thesen und Diskussionsgrundlagen.“ Band 3 der „Schriftenreihe des Instituts für Sportwissenschaft der Universität Hamburg“, Giessen/Lollar 1974. ISBN 3-87958-903-8. Seite 123ff. und meine Texte im Internet: www.tiwald.com „Erfolgsgesellschaft und soll-wert-fixierte Leistungsaktivierung als zentrales Problem der Sportwissenschaft“ im Ordner „Kritische Sporttheorie“ und „Die Konfrontation mit objektiven Widersprüchen als Weg und Aufgabe der Körpererziehung“ im Ordner „Texte zur Theorie des MuDo“.

ohne ihr ‚unmittelbares‘ Schauen verlassen zu müssen.

Sie entdecken dann von jeder Position her mehrere Entwicklungs-Chancen. Sie entdecken Freiheit in den Bedingungen und die Notwendigkeit des Wagnisses, was für das Talent ebenfalls kennzeichnend ist.

Diese Technik ist das Gegenstück jener Techniken, die in die Vergangenheit oder in die Zukunft springen, dadurch aber notwendig in der ‚Landkarte‘ landen und damit zumindest vorübergehend ‚einhalten‘ bzw. ‚anhaften‘ und dadurch ihre Unmittelbarkeit verlieren.⁹⁴

Bei den exzentrischen Positionen gibt es auch Vergangenheits-Blicker, die ihre exzentrische Position nicht durch ‚Rudern‘ in die Zukunft finden, sondern durch ein zeitliches ‚Springen‘ in der Vergangenheit (durch ein in die Blick-Richtung vorwärts Springen).

Wenn sie dann von dieser exzentrischen Position in die Gegenwart zurück ‚rudern‘, erscheint ihnen dann ebenfalls alles kausal, weil sie ja durch ihr Springen von der ‚Landschaft‘ abgehoben haben und dadurch in der ‚Landkarte‘ gelandet sind.

Sie ‚rudern‘ also gar nicht in der ‚Landschaft‘ zurück, sondern in dem durch ihr ‚Paddeln‘ in der ‚Landkarte‘ erstellten Modell.

⁹⁴ HORST TIWALD: „*Im Sport zur kreativen Lebendigkeit – Bewegung und Wissenschaft*“. Hamburg 2002, Band 2 der *Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e.V.* ISBN 3-936212-01-5. Seite 226ff

IV.

Selbst der auf den Ist-Stand orientierte Mensch ist daher ein komplexer Typ. Er verfügt über alle Chancen des ‚Ruderns‘, ‚Paddelns‘ und ‚Springens‘.

Es kommt eben auf das lebendige Pulsieren zwischen diesen Chancen⁹⁵ an.

Dieses Pulsieren kann allerdings eine deutliche ‚Schlagseite‘ bekommen, so dass relativ träge Typen entstehen, die ihre Chance zu pulsieren gar nicht voll nutzen.

Jener, der beim Tun akzentuiert in die Zukunft schaut, lässt sich vorwiegend vom tatsächlichen Prozess einstellen, er lässt sich von der Praxis ‚tragen‘ (‚Praxisorientierung‘) und findet in ihr als ‚Talent‘ Lücken und Entwicklungs-Chancen.

Dies gelingt allerdings nur durch einen spezifischen Umgang mit seiner in der ‚Landkarte‘ aufgehobenen Vergangenheit und der ihr über die ‚Sprache‘ vermittelten ‚gesellschaftlichen Erfahrung‘.

Er wird, wie in einigen chinesischen Denktraditionen beschrieben, ein Experte für die Potenziale der Situation⁹⁶ und deren Entwicklungen. Er erkennt früh, was zu kei-

⁹⁵ Dieses Pulsieren habe ich in der sogenannten „*Trialektik der Achtsamkeit*“ im Kapitel „*Die ‚Mudo-Methode‘ im Skisport*“ in: HORST TIWALD: „*Bewegen zum Selbst – diesseits und jenseits des Gestaltkreises.*“ Hamburg 1997. ISBN 3-9804972-3-2. Seite 175ff beschrieben.

⁹⁶ Vgl. FRANCOIS JULLIEN: „*Über die Wirksamkeit*“. Merve Verlag Berlin 1999. ISBN 3-88396-156-6.

men beginnt und kann diese äußeren Prozesse daher gut für sich nutzen. Er kann jene ‚Schläue‘⁹⁷ entwickeln, die das Talent auszeichnet.

Aber auch beim Zukunfts-Blicken wird Erfahrung gesammelt, werden Symbole ‚verkörpert‘, dies allerdings in einer anderen ‚Logik‘ als beim Vergangenheits-Blicken.

Es entsteht daher, zwar in einer anderen Logik, ebenfalls eine ‚Landkarte‘ mit all den Gefahren, in sie abzudriften, an Theorien (eben einer anderen Logik) anzuhafte und die Unmittelbarkeit zur Praxis zu verlieren.

Es taucht daher auch hier die Frage auf, ob ich, wenn ich, unmittelbar in die Zukunft der ‚Landschaft‘ blickend eine in ihr aufkeimende Chance entdecke und dann sofort (der Erfahrung gemäß) zu einem Soll-Wert meines Handelns ‚springe‘, dann wirklich in der Realität auch weiterhin hinter ihre Kulissen schaue und in ihr Freiheit und Chancen entdecke?

Ich meine nicht, denn auch hier liegt durch das ‚Springen‘ der exzentrische Ort in der Vorstellung. Wäre diese Gefahr nicht gegeben, dann hätte es in China keinen LAO-TSE gegeben, der das ‚Anhaften‘ an der Landkarte,

⁹⁷ Vgl. mein Referat, das ich am 29. 06. 2002 als Referat auf einem Tennis-Symposium in Quickborn gehalten habe: „*Talente unter psychologischen Gesichtspunkten.*“ Siehe Internet: www.tiwald.com im Ordner: „*Talentreifung im Fußball und Tennis*“.

als die ‚prangende Blüte des Weges‘, aber als ‚der Torheit Beginn‘ gesehen hat.⁹⁸

Man kann sich also durch die unterschiedlichen Blick-Richtungen verschiedene Sicht-Weisen, entsprechende ‚Landkarten‘ und ‚Logiken‘ erwerben. Diese ‚Logiken‘ und ‚Landkarten‘ gilt es aber von einer ‚lebendigen‘ Meta-Position her zu ‚integrieren‘

Aber auch die Integration dieser beiden Sicht-Weisen bringt nicht die ‚Unmittelbarkeit‘ eines ‚Schauens‘ der Praxis, sondern für die ‚Handlungsorientierung‘ bloß eine äußerst notwendige und brauchbare ‚Meta-Landkarte‘, in welche die relevanten sprachlich vermittelte gesellschaftlichen Erfahrungen eingetragen, verarbeitet und ‚an-geeignet‘ werden können.

V.

Zur Integration dieser beiden Sicht-Weisen muss daher als Zweites das Rückgewinnen des unmittelbar ‚schauenden‘ Bezuges zur Praxis kommen.

Es geht also nicht nur um eine Integration der westlichen und fernöstlichen Sicht-Weisen, sondern auch und letztlich um den ‚unmittelbaren Bezug zur Praxis‘, der sich in den indischen Sicht-Weisen der ‚Achtsamkeit‘, zum Beispiel im Buddhismus, ausformte.

⁹⁸ Vgl. LAO-TSE: „*Tao-Te-King*“ (Übers. GÜNTHER DEBON) Stuttgart 1961. ISBN 3-15-006798-7. Kapitel 38/88.

In der ‚Ur-Sphäre‘⁹⁹ des ‚Schauens der Praxis‘ gibt es im janusköpfigen ‚Hier und Jetzt‘ eben noch keine relativ ‚träge‘ Blick-Richtung, welche die ‚spiegelartige‘ Achtsamkeit und das allseitige Pulsieren einschränkt bzw. ‚richtet‘.

Erst die ‚Faszination‘ richtet die ‚Aufmerksamkeit‘, zum Beispiel beim tierischen Lernen von Symbolen, d.h. beim Bilden sogenannter ‚bedingter Reflexe‘, oder beim sogenannten ‚operanten Konditionieren‘, wo nicht ‚ankündigende‘ Symbole, sondern ‚herstellende‘ eigene Operationen als ‚Mittel‘ entdeckt und gelernt werden.

Diese animalische Blickrichtung ist daher auf die Vergangenheit orientiert, ohne dass aber das Tier seine zukunfts-gerichtete unmittelbare ‚Anpassung‘ an die werdende und vergehende bzw. in Gegensätzen pulsierende Umwelt verliert.

Bin ich als Mensch dagegen mit Vorliebe und vorwiegend erinnernd in die Vergangenheit gepaddelt, dann habe ich in der ‚Weite‘ des ‚Hier und Jetzt‘ immer nur ‚Mittel‘ entdeckt.

⁹⁹ Zum Begriff „Ur-Sphäre“ vgl. EUGEN HERRIGEL: *„Urstoff und Urform. Ein Beitrag zur philosophischen Strukturlehre.“* Tübingen 1926. auch: EUGEN HERRIGEL: *„Die Metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant.“* Tübingen 1929. Siehe auch: DAISETZ TEITARO SUZUKI: *„Wesen und Sinn des Buddhismus – Ur-Erfahrung und Ur-Wissen“*. Freiburg-Basel-Wien 1993. ISBN 3-451-04920-1. Vergleiche auch den Begriff „höchste Urteilskraft“ bei NYOITI SAKURAZAWA (GEORGES OHSAWA): *„Die fernöstliche Philosophie im nuklearen Zeitalter“*. Hamburg 1978. Seite 40.

Seien dies, wie schon angesprochen, ‚symbolische‘ Mittel der stellvertretenden Ankündigung, wie beim bedingten Reflex, oder ‚tätige‘ Mittel, wie beim operanten¹⁰⁰ Konditionieren. Mit diesen operanten Mitteln entdecke ich dann auch später ‚Werkzeuge‘ als ‚Mittel‘ und letztlich, hinsichtlich der ‚gesellschaftlichen Synthesis‘, auch das ‚Geld‘ als ‚Mittel‘ der Anhäufung von Macht.¹⁰¹ Dies ist der Akzent unseres westlichen Weges.

¹⁰⁰ Unter „Operant“ versteht man: „ein mehr oder weniger komplexes Verhaltenssegment, das nicht durch einen Umweltreiz ausgelöst ist, sondern vielmehr vom Individuum selbst ausgeht. Wenn ein Operant bekräftigt wird, tritt er häufiger auf. Dies wird operantes Konditionieren genannt“ (J.C.LESLI) in: WILHELM ARNOLD / HANS JÜRGEN EYSENCK / RICHARD MEILI: „Lexikon der Psychologie“ Freiburg-Basel-Wien 1993. ISBN 3-451-22409-7.

¹⁰¹ Die „Ware“ ist ein „Tausch-Mittel“. Der „Wert“ einer „Ware“ ist zum Beispiel etwas, was als „beharrend“ unterstellt wird, obwohl die „Brauchbarkeit“ der „Ware“ der zeitlichen „Vergänglichkeit“ unterworfen ist.

Der „Wert“ des „Geldes“ wird wiederum einerseits als noch „beharrender“ unterstellt, andererseits als nahezu grenzenlos „tolerant“. Alles kann in seinem „Wert“ in „Geld“ umgewandelt, d.h. „abstrahiert“ werden.

Das Entstehen des „Geldes“ als „Waren-Abstraktion“ sieht ALFRED SOHN-RETHEL in engem Zusammenhang mit dem Entstehen des abendländischen „begrifflichen Denkens“. Der Zusammenhang von „Abstrahieren, Denken und Tauschen“ ist ihm hierfür, in diesem Gedanken NIETZSCHE folgend, fundamental.

Dieser von ALFRED SOHN-RETHEL geschaute Zusammenhang von „Abstrahieren-Denken-Tauschen“ bildet meines Erachtens, als Grundlage der logisch schließenden „Vernunft“, gleichsam das Gegenstück (in der Einheit) zum fundamentaleren Zusammenhang „Vereinen-Schauen-symbolisch Verkörpern“, der den Dialog prägt und Grundlage des Begriffe bildenden und „Ur-Teile“ setzenden „Verstandes“ ist.

ALFRED SOHN-RETHEL: „Das Geld, die bare Münze des Apriori“ Berlin 1990 ISBN 3803151279.

ALFRED SOHN-RETHEL: „Geistige und körperliche Arbeit“. Frankfurt 1970. Vgl. auch: GEORGE THOMSON: „Die ersten Philosophen“. Berlin 1980. ISBN 3-88436-103-1.

Beim westlichen Menschen hat sich das auf das Finden von ‚Mitteln der Herstellung‘, d.h. von motorischen ‚Fertigkeiten‘ und ‚Werkzeugen‘, gerichtete Vergangenheits-Blicken immer mehr verfestigt. Insbesondere in der westlichen sogenannten ‚naturwissenschaftlich-technischen‘ Welt, die eine dementsprechende Logik entwickelte.

Dieser Sichtweise liegt das Abdriften in die ‚Landkarte‘ besonders nahe.

Dies wird besonders verhängnisvoll, wenn die Orientierung auf die ‚Mittel der Herstellung‘, d.h. der Produktion, letztlich dominiert wird von dem (im wahrsten Sinn des Wortes) ‚phantastischen‘ Mittel „Geld“.

Der technisch produktive ‚Natur-Sinn‘ kann hier innerhalb der ‚Landkarten-Spiele‘ leicht in blanken ‚Wahn-Sinn‘ umkippen.

VI.

Die andere Sicht-Weise, die sich im fernen Osten besonders entwickelte, bietet mehr Chancen, im Tatsächlichen zu verbleiben, zum Beispiel, wenn ich in die Vergangenheit rudere. Hier weite ich das Hier und Jetzt und bleibe in der Realität. Meine Erfahrung ist mir als Landkarte dann nur Hilfs-Mittel der Interpretation, nicht aber Plattform meines ‚Ruderns‘.

Beim Paddeln in die Zukunft weite ich mich allerdings auch, aber hier wird mir die Interpretations-Hilfe meiner ‚Landkarte‘ ebenfalls, wie bei der westlichen Sicht-Weise, leicht zur Gefahr des Abdriftens in sie.

Der janusköpfige Blick ist aber vorerst in beide Richtungen ‚weitend‘. Auch der in die Vergangenheit. Man erfasst auch in dieser Paddel-Richtung ebenfalls eine Ankündigung oder Bedingung voll im Hier und Jetzt.

Im Gedächtnis wird aber diese Erfahrung dann mit Paddel-Blick als ‚Ursache der Wirkung‘ abgelegt. Wobei der ursprünglichen Blickrichtung gemäß die ‚Wirkung‘ das menschlich näherliegende, d.h. das zuerst zu beachtende und zu bewertende ist.

In die Zukunft projiziert erscheint daher der zeitlich ferner liegende Soll-Wert ebenfalls willentlich als näher liegend. Das Mittel wird dadurch zu einem ‚Mittel des Zweckes‘, auf den das Handeln orientiert und oft sogar fixiert ist.

In dieser Orientierung entdecke ich mich dann selbst im Hier und Jetzt als ein willentlich Handelnder, der Akte setzt entsprechend dem Muster ‚Mittel-Zweck‘.

Es interessieren dann vorwiegend ‚Zwecke‘ und herstellende ‚Mittel‘, während die ‚Bedingungen‘ zur Nebensache werden, die gegebenenfalls zu berücksichtigen, zu brechen oder in Experimenten zu standardisieren sind.

Die ‚Handlungs-Orientierung‘ und die ‚Technik-Orientierung‘ dominieren hier die ‚Praxis-Orientierung‘.

Wenn ich andererseits beim ‚Weiten‘ in die Vergangenheit nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft blicke, dann erfasse ich in einer ‚Praxis-Orientierung‘

nicht nur oder vorwiegend meine eigenen Akte, sondern insbesondere die ‚Bedingungen‘ selbst als pulsierende Prozesse, die auch anders hätten laufen können, die sich aber nun einmal pulsierend zu einem bestimmten Geschehen verdichtet haben.

Man bekommt hier nicht vorwiegend einen Blick für die ‚Mittel-Zweck-Relation‘, sondern für die vielfältigen Prozesse innerhalb der ‚Bedingungen‘, die mir ganz unterschiedliche Chancen bieten, von denen mir vielleicht manche noch näher liegen, als der von mir in meinem ‚planvollen‘ Handeln angedachte ‚Zweck‘ oder ‚Weg‘ (‚Mittel‘).

Im Sport werden häufig reale Chancen deswegen nicht gesehen und verpasst, weil der Blick des Handelnden die realen Bedingungen missachtet und auf sein ‚plan-orientiertes‘ Handeln fixiert ist. Dieses Wahrnehmen sieht nicht das ‚Ganze‘ der realen Bedingungen, sondern ‚sucht‘ nur die für das ‚geplante‘ Handeln ‚günstigen‘ Stellen und Augenblicke.

Wenn man nun aber weiß, was der Gegner gezielt und oft fixiert sucht, dann kann man auch abschätzen, was er übersieht und ihm dies dann zum Verhängnis werden lassen.

VII.

Was beim linear (auf Mittel-Zweck-Relationen) fixierten Blick oft als ‚plötzlicher Zufall‘ erscheint, differenziert sich in der praxis-orientierten Sicht-Weise dagegen als ein pulsierendes und sich sukzessiv verdichtendes Werden innerhalb eines ‚freien‘ und ‚toleranten‘ Spielraumes.

Aus diesem vorerst noch unsichtbaren oder kaum sichtbaren Geschehen „keimen“ sozusagen in ei-

ner ganz anderen ‚Logik‘ für mich günstige Gelegenheiten auf.

Hier geht es dann nicht mehr um die Entwicklung des raschen Reagierens, es geht nicht darum, durch ‚Reaktions-Schnelligkeit‘ die ‚scheinbar‘ plötzlich zufallenden günstigen Gelegenheiten zu erhaschen, sondern es geht in einer ganz anderen ‚Logik‘ um ein ebenfalls durch Theorie unterstütztes ‚Früh-Erkennen‘ der sich entwickelnden ‚Potenziale der Situation‘, die man für sich ‚talentiert‘ nutzen kann. Dieses ‚Früh-Erkennen‘ zu ‚fördern‘ erscheint mir hinsichtlich der ‚Talent-Entfaltung‘ sehr sinnvoll.

Zusätzlich dehnt sich durch die ‚Arbeit der Achtsamkeit‘ subjektiv die Zeit, so dass mir vorerst subjektiv schnell erschienene Prozesse nun erheblich langsamer erscheinen und mir dadurch von außen gesehen ein präzises blitz-schnelles Agieren ermöglichen.¹⁰²

In einem groben Modell könnte man die beiden ‚Blick-Richtungen‘ des Hier und Jetzt mit der Unterscheidung von ‚Gewandtheit‘ und ‚Geschicklichkeit‘¹⁰³ in Zusammenhang bringen:

¹⁰² Siehe meinen Text „*Theorie der Leistungsfelder. Achtsamkeit und Bewegen-Lernen*“ im Internet: www.tiwald.com, im Ordner „*Texte zur Theorie des MuDo*“.

¹⁰³ Zur Unterscheidung von „*Geschicklichkeit*“ und „*Gewandtheit*“ siehe: HORST TIWALD: „*Budo-Tennis I – Eine Einführung in die Bewegungs- und Handlungstheorie des Budo am Beispiel des Anfänger-Tennis*“. Band 1 der Reihe „*Budo und transkulturelle Bewegungsforschung*“. Ahrensburg 1983. ISBN 3-88020-100-5. Seite 27ff. und zum Zusammenhang von „*Praxis-Orientierung*“, „*Technik-Orientierung*“ und „*Handlungs-Orientierung*“ siehe mein Modell der sogenannten „*Trialektik der Achtsamkeit*“ im Kapitel „*Die ‚Mudo-Methode‘ im Skisport*“ in: HORST TIWALD: „*Bewegen zum Selbst – diesseits und jenseits des Gestaltkreises*.“ Hamburg 1997. ISBN 3-9804972-3-2. Seite 175ff.

- die Vergangenheits-Blicker würden dann im Falle einer Einseitigkeit vorwiegend ihre ‚Geschicklichkeit‘ entwickeln und sich in dieser ‚Technik-Orientierung‘ dann gute Grundlagen für ihr strategisches Denken in der Landkarte, d.h. für ihre ‚Handlungs-Orientierung‘ erarbeiten;
- die Zukunfts-Blicker würden dagegen in ihrer ‚Praxis-Orientierung‘ gute Grundlagen für ihre ‚Gewandtheit‘ erarbeiten.

In meinem Trainings-Modell, das ich mit der ‚Trialektik der Achtsamkeit‘ beschrieben habe, ist die Ausbildung der ‚Gewandtheit‘ und somit die unmittelbar schauende ‚Praxis-Orientierung‘ fundamental.

Sie zu vernachlässigen setzt nämlich auch der ‚Geschicklichkeits-Entwicklung‘ bzw. der Anwendung von ‚Geschicklichkeiten‘ in komplexen und sich verändernden Situationen enge Grenzen.

Wenn ich von ‚Gewandtheit‘ und ‚Geschicklichkeit‘ spreche, dann folge ich keiner dualistischen Trennung von ‚Körper‘ und ‚Geist‘, sondern sehe die körperliche Gewandtheit, zum Beispiel im Umgang mit der Gravitation, in engem Zusammenhang mit der geistigen und sozialen Gewandtheit, zum Beispiel im ‚Umgang mit geistigen Problemen‘ oder im ‚Umgang mit Menschen‘.

Auch hier gilt es klar und deutlich zu unterscheiden zwischen einem ‚geschickten‘ zielorientierten Umgang und einem um soziales Gleichgewicht ringenden ‚gewandten‘ Umgang in der Anpassung

an die soziale Situation und in der Nutzung der realen Potenziale der sozialen Situation.

Auf der Grundlage einer soliden ‚sozialen Gewandtheit‘ ist dann die ‚soziale Geschicklichkeit‘ bloß das ‚kaum merkbare‘ Zünglein an der Waage eines zweckmäßigen und ökonomischen Handelns.

In Sportarten, in denen im Team gegen Teams gekämpft wird, ist es daher von besonderer Bedeutung, auf die Entwicklung der ‚individuellen Gewandtheit‘ (körperlich-geistig-sozial) der Team-Mitglieder besonders zu achten, denn nur auf der Grundlage dieser ‚individuellen Gewandtheiten‘ lässt sich dann die ‚Gewandtheit des Teams‘ als ‚Ganzes‘ entwickeln.

Letztlich geht es darum, dass das Team als ‚Ganzes‘ auf der soliden Basis seiner ‚Gewandtheit‘ seine ‚Geschicklichkeit‘ erfolgreich ins Spiel bringt.

Team werden und Team bleiben

I.

Griechenland ist im Jahre 2004 Europameister geworden. Die Mannschaft der Griechen hatte sich damit auf einem Schlag die Sympathien der Fußballwelt erobert. Für Menschen ist es nämlich immer wieder faszinierend, wenn ein Kleiner einen Großen, wenn ein David einen Goliath besiegt. Es ist eben zu tiefst menschlich, die rohe Kraft der Natur mit List und Schläue, mit geschickten Werkzeugen, mit Kooperation oder auch durch gewandtes Nachgeben, durch Warten und Ausnutzen des günstigen Augenblickes besiegen zu wollen, wie es zum Beispiel im fernöstlichen Kampfsport geübt wird.

Dass Griechenland Europameister wurde, ist aber kein vom Himmel gefallenes Wunder, sondern eine geniale menschliche Leistung, die man zu beschreiben und zu erklären versuchen kann.

Der in der Bibel erzählte Sieg des David über den Goliath war eine Einzelleistung, der Sieg der Griechen in Lissabon dagegen eine Mannschaftsleistung, die ihre besondere Struktur hat.

Um hier zu siegen, braucht man begabte und talentierte Einzelspieler mit ausgefeilter Technik und guter Kondition. Aber diese hervorragenden Spieler bilden nicht unbedingt schon ein kämpferisches Team. Auch eine intel-

ligent ausgedachte Spiel-Strategie des Trainers ist noch lange nicht die Spielwirklichkeit.

Es bedarf der Kunst des Trainers, aus guten Einzelspielern ein kämpferisches Team zu bilden, das den intelligenten Strategien des Trainers auch tatsächlich folgen kann.

Von Trainer der Griechen¹⁰⁴ wird berichtet, dass er seinen Erfolg darauf zurückführt, dass er die vorgefundene Mannschaft, in der *„jeder tat, was er wollte“*, dazu brachte, dass *„jeder tut, was er kann“*.

Der Trainer verband also die Einzelspieler zum Team nicht mit Vorschlägen, was jeder einzelne Spieler der intelligenten Trainer-Strategie entsprechend tun ‚sollte‘, sondern er entwickelte eine machbare Spiel-Strategie auf der Basis dessen, was die Spieler tatsächlich tun ‚konnten‘. Er holte also jeden Spieler dort ab, wo er war. Dieses Verfahren ist aber keineswegs selbstverständlich. Nicht jeder Trainer blickt zuerst auf die Einzelspieler und versucht deren Wesen zu erfassen, um dann mit einer an das reale Können der Einzelspieler angepassten Strategie das tatsächliche Können der Mannschaft zur Geltung zu bringen.

Viele Trainer gehen umgekehrt vor. Sie gehen von ihrer eigenen ‚Handschrift‘ aus und versuchen, die einzelnen Spieler so hinzubiegen, dass im Spiel die Handschrift des

¹⁰⁴ OTTO REHHAGEL

Trainers sichtbar wird. Ganz so, wie viele Eltern meinen, besser als ihre Kinder zu wissen was diese im Leben werden sollen. Statt das in jedem Kind steckende Können aufzugreifen und zu entfalten, werden den Kindern Erwartungen vorgelegt, die erfüllt werden ‚sollen‘.

So gibt es auch schwerpunktmäßig zwei verschiedene Trainer-Typen:

- Die einen gehen vorwiegend von ihrer eigenen Erfahrung aus und entwerfen eine dieser Erfahrung gemäße intelligente Strategie, an die sie dann die Spieler anzupassen suchen bzw. zu der sie bestrebt sind, passende Spieler einzukaufen. Die Spieler werden dann unter den Druck des ‚Sollens‘ gesetzt und es wird versucht, sie durch positives Denken in die Trainerhandschrift hineinzuträumen und hineinzumotivieren.
- Die anderen versuchen zuerst das tatsächliche Können der Einzelspieler zu erfassen, um auf der Basis dieser Tatsache dann ihre Trainer-Erfahrung einzubringen. Sie entwickeln dann eine optimale Strategie, in der das tatsächliche Können der Einzelspieler zum Team vernetzt wird.

Der erste Trainer-Typ fühlt sich wie ein Dirigent, der zugleich der Komponist des Stückes ist, das die Spieler als sein Orchester vom Blatt zu spielen haben.

Der zweite Typ sieht sich dagegen wie ein Ideengeber, der dem Team, welches Orchester und Komponist zugleich ist, vorbereitende und begleitende Hilfen gibt. Das Team ist nämlich der Komponist des Spiels, der im

Spielen dem tatsächlichen Gegner entsprechend situativ ein einmaliges Stück kreativ komponiert und zeitgleich uraufführt.

- Im ersten Fall ist also das Spiel der Mannschaft das Produkt des Versuches des Trainers, das ihm zur Verfügung stehende Spieler-Material zum Feld seiner intelligenten Spielstrategien zu machen, um seine eigene Trainer-Handschrift immer deutlicher zur Geltung zu bringen.
- Im zweiten Fall ist dagegen das Spiel der Mannschaft das Resultat der Bemühungen des Trainers, das tatsächliche Können der Mannschaft immer mehr zu einer wirksamen Handschrift des Teams zu machen. Es wird dadurch immer mehr enthüllt, was im Team tatsächlich steckt.

Eigentlich ist dies aber kein Entweder-Oder, sondern es geht um die Reihenfolge der Schritte:

- gehe ich von den vorhandenen Tatsachen
- oder gehe ich von vergangenen Erfahrungen aus?

Letztlich muss beides zur Einheit gebracht werden!

Das Ausgehen von Tatsachen hat auch den Vorteil, dass sich Einzel-Spieler zum Team nur über ihr tatsächliches ‚Können‘, nicht über ein erwartetes ‚Sollen‘ verbinden lassen.

Auch lässt sich die Willens- und Kampfstärke nur über ein Können bzw. aus dem Können entfalten. Wobei das Können nicht ein Wiederholen des bereits Gemachten ist, sondern eine Potenz, die es situativ auszuschöpfen gilt.

Der Wille entfaltet sich durch angemessene Forderungen. Unterforderungen und Überforderungen sind hinsichtlich des Entfaltens der Willensstärke unbrauchbar.

Das Wunder von Lissabon ist für uns deswegen so faszinierend, weil es immer seltener Gelegenheiten gibt, ein willensstarkes ‚Können‘ zu beobachten. Was wir sehen, das sind oft nur vereinzelte hochmotivierte Spieler, die einem mannschaftlichen ‚Sollen‘ erfolglos hinterherlaufen.

Man hat oft den Eindruck, als würde hier kräftig weitergestrampelt, obwohl die kraftübertragende Fahrradkette bereits herausgesprungen ist.

Statt die Kette einzulegen, versucht man meist die Motivation zum Treten der Pedale zu erhöhen oder andere Leute in den Sattel zu setzen, wodurch man aber auch nicht weiterkommt, sondern nur Kraft vergeudet. Auch neue Leute können nur teamgerecht wirken, wenn die Zahnräder wieder in die das Team verbindende Kette greifen. Diese Kette einzulegen bedarf der Kunst des Trainers. Hiefür braucht man aber auch die erforderliche Zeit, die man allen geben sollte.

II.

Der Weg nach oben zum Siegen ist aber nicht schon der Weg, auch oben bleiben zu können. Der Umgang mit dem Siegen ist nämlich nicht ohne Gefahren.

Die Entwicklung dieses Umganges hängt vom Umgang mit sich selbst ab. Aus fernöstlicher Sicht wurde wiederholt angemerkt, dass im Westen die sogenannten ‚Misserfolgs-Bewältigung‘ im Vordergrund stünde.

Die Probleme der Misserfolgs-Bewältigung seien aus seiner Sicht aber hausgemacht, denn es mangle dem Westen eigentlich an der Fähigkeit und an der Übung, mit Siegen gelassen umzugehen.

Es sei daher entscheidend, den jungen Athleten rechtzeitig zu befähigen, ein realistisches Verhältnis zu seinen Siegen zu bekommen bzw. ein solches trotz der Einflüsse des Umfeldes zu behalten.

Damit ist ein wichtiger Punkt angesprochen. Auch in der Psychotherapie sehen wir nämlich bei uns, zum Beispiel im Falle einer manisch-depressiven Krankheit, oft die depressive Phase als die eigentlich Krankheit an und behandeln insbesondere dann, wenn diese Phase eintritt. Oft ist aber die Depression gerade die Folge von dem, was sich in der manischen Phase euphorisch aufgeschaukelt hat. Die am Beginn dieser Phase euphorisch entfesselte ‚Willens-Energie‘ wird nämlich im manischen Verlauf erneut an utopische Erwartungen gebunden. Für

die Psychotherapie würde daher die Betreuung der manischen Phase mehr Ansatzmöglichkeiten bieten.

Dieses Problem weist auf die Frage der sogenannten „Motivation“ hin. Hier verwechselt man oft bzw. man unterscheidet nicht, wie schon angemerkt, zwischen ‚Willen‘ und ‚Motivation‘.

Ein ‚willens-starker‘ Mensch ist etwas ganz anderes als ein ‚hoch-motivierter‘ Mensch.

Motive bringen keine Willens-Energie, sie bewegen nicht, wie das Wort unterstellt, sondern sie richten und binden bloß die dem Menschen ohnehin eigene Willens-Energie.

Die im Menschen vorhandene Willens-Energie wird daher durch Motive quantitativ nicht mehr, denn die Motive selbst haben keine Energie.

Motive werden erst Motive ‚für mich‘, wenn ich ihnen Willens-Energie spende.

Die Frage ist daher, wie ich an diese Willens-Energie herankomme. Die Willens-Energie kann, wie schon gesagt, durch Motive gebunden werden. Die im Menschen durch Motive gebundene Willens-Energie ist dann aber durch ihre Bindung nicht mehr frei verfügbar, sondern nur dann, wenn das Motiv aktualisiert wird.

Durch das Verknüpfen dieser die Energie-bindenden Motive mit dem konkreten Vorhaben kann dann erst die in den Motiven ‚zweckgewidmete‘ Willens-Energie in das konkrete Vorhaben eingebracht werden.

Die Motive bringen als ‚innere Formationen‘ also keine Energie ein, sondern sie binden bloß etwas

in mir an mich, was ich eigentlich bereits ohne sie habe.

Viele Menschen haben wenig frei verfügbare Willens-Energie, weil ihre Energie gleichsam auf viele Konten eingezahlt, d.h. an die vielen Motive gebunden wurde, die sie sich im Laufe ihrer Sozialisation zueigen gemacht haben. Man spart Willens-Energie zum Beispiel oft unbewusst für geheime Wünsche, für die Abwehr befürchteter Bedrohungen, für die Erfüllung der Erwartungen Anderer, usw. Die eigene Energie zerrinnt dabei oft in viele unbewusste Kanäle.

Dies verhält sich ganz ähnlich, als würde ich viele verschiedene Geldkarten von meinem Konto aufladen, eine Reihe davon verlegt und dadurch keinen Zugriff mehr auf sie haben.

Der Besitz vieler Geldkarten, die ich alle von meinem eigenen Konto aufladen musste, macht mich also nicht reicher.

Im Gegenteil, auf dem Konto bleibt ein geringerer unmittelbar verfügbarer Betrag. Will ich größere Ausgaben tätigen, dann muss ich von den Geldkarten die dort gespeicherten Beträge zurückholen, damit ich mich mittels der Geldkarten (der Motive) angemessen finanziell ‚bewegen‘, d.h. ‚motivieren‘ kann.

Wenn ich also Größeres vorhabe, muss ich vorerst meine Geldkarten suchen. Ähnlich kann man nun erkunden, wo

ein Mensch solche Konten, auf denen er Willens-Energie hortet, angelegt hat.

Motivieren heißt nun, die Zweckbindungen dieser Konten mit dem aktuellen Anliegen zu verknüpfen, wodurch Teile der dort gehorteten Willens-Energie für das aktuelle Vorhaben freigegeben werden.

Durch dieses Motivieren werden bei manchen Menschen mehrere Konten mit dem aktuellen Anliegen verknüpft, wodurch aber der Sinn des aktuellen Vorhabens überfrachtet wird, was die ‚Sammlung der Achtsamkeit‘¹⁰⁵ erschwert.

Dieses Motivieren führt auch nicht dazu, dass diese Konten geschlossen werden, so dass dann die dort gehortete Energie überhaupt frei verfügbar wäre, sondern im Gegenteil. Die Energie muss meist auf das Konto mit Zinsen zurückgezahlt werden.

Die Abhängigkeit vom Motivieren wird dadurch immer größer, da ja in normalen Situationen die frei verfügbare Willens-Energie immer geringer wird.

Wer zum Beispiel viel lobt, der kann auch bewirken, dass im Gelobten eine Sucht nach immer mehr Lob entsteht. Dadurch bringt sich der Lobende mit seinem Loben nicht nur selbst an das Ende seiner Fahnenstange, sondern

¹⁰⁵ Vgl. zum Thema „*Sammlung der Achtsamkeit*“ mein Projektpapier Nr. 18 „*Taiji im Gewandtheits- und Achtsamkeitstraining*“. Internet: www.tiwald.com

auch der Gelobte bindet seine Willens-Energie immer mehr an das Thema ‚Gelobt-Werden‘. Ohne das Erwarten von Lob oder etwas Entsprechendem läuft dann kaum etwas. Bei Misserfolgen tritt daher oft eine völlige Energielosigkeit ein.

In Extremsituationen, die plötzlich über einen hereinbrechen, erfolgt oft eine ‚unmittelbare‘ Sammlung der Willens-Energie. Es wird gleichsam die Bank gesprengt und alles steht dann ohne Zweckbindung zur freien Verfügung. Der Mensch ist aber in dieser Situation dann nicht ‚hoch-motiviert‘, sondern überraschend ‚willensstark‘.

Wer leicht motiviert werden kann und dies auch braucht, der ist selten ‚gesammelt‘. Er hat oft kein klares Lebensziel und weder ein für das Talent typisches Durchhaltevermögen, noch einen besonderen Mut mit Augenmaß.

Um ihn zu motivieren, kann der Athlet nun einerseits über positive Folgen und Fernziele seines Tuns „informiert“ und sein Bewusstsein mit Zukunftsbildern verknüpft werden. Andererseits kann man ihn aber auch ‚manipulieren‘, indem man ihm suggeriert, dass das aktuelle Tun mit einem sachfremden Fernziel, das unter Umständen als geheimer Wunsch existiert, verknüpft sei.

Man kann aber über Suggestion seine Willens-Energie auch ‚unmittelbar‘ freilegen, indem man ihm suggeriert, dass er in eine existenzielle Situation gestellt sei.

Man könnte zum Beispiel einem Schwimmer in Hypnose suggerieren, dass er, wenn er später ins Wasser gesprungen sei, von einem Hai verfolgt werden würde. Der Schwimmer würde dann, nachdem er aus der Hypnose erwacht ist, nichts mehr von dieser Suggestion wissen und daher ganz locker zum Start gehen. Aber im Augenblick des Wasserkontaktes würde er sich an die Suggestion erinnern, um sein Leben schwimmen und persönliche Rekorde setzen. Für den Schwimmsport eignet sich diese Methode aber nur dann, wenn keine Wende zu schwimmen ist. Solche Experimente wurden vor etwa 30 Jahren in Australien mit jungen Schwimmerinnen durchgeführt. Sie schwammen damals in der suggerierten Test-Situation zwar persönliche Bestleistungen, flüchteten aber am Ziel aus dem Wasser und waren kurz vor dem Kollaps.

Ein humanere Möglichkeit, der Verzettelung in der Vielfalt der Motive zu begegnen, wäre es, zu versuchen, nicht die in den Motiven zweckgebundene Willens-Energie über deren Zweckbindung ‚mittelbar‘ mit dem aktuellen Anliegen zu verknüpfen, sondern eine ‚Heimhol-Technik‘ seiner Willens-Energie, ohne Verknüpfen mit deren Zweckbindung, zu entwickeln. Dies würde bedeuten, eine ‚unmittelbare Sammlung‘ seiner Willens-Energie achtsam einleiten zu lernen.

Dies können allerdings viele Talente von sich aus.

Es gibt auch hierfür brauchbare Erfahrungen, zum Beispiel solche aus dem indischen und fern-

östlichen Bereich, die über das Entfalten der Achtsamkeit diese Fähigkeit fördern.

Bei der Talent-Entfaltung¹⁰⁶ geht es daher im Schwerpunkt darum, die Willens-Stärke des Talenten zu erhalten bzw. seine Willens-Energie freizulegen und zu sammeln.

Mit dem gezielten Motivieren sollte man als Trainer sparsam umgehen und es sich für Interventionen bei Krisen, wenn keine anderen Mittel mehr verfügbar scheinen, für die Phasen der eigenen Ratlosigkeit, aufbewahren.

¹⁰⁶ Vgl. HORST TIWALD: *"Talent im Hier und Jetzt"*. Hamburg 2003. ISBN 3-936212-10-4. . Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: „*Buch-Manuskripte*“.

Unternehmenskultur und Teamfähigkeit

I.

Beim Denken in meinem Modell der Komplementarität suche ich nach gegenläufigen Bewegungen, die sich aber gegenseitig als Keim enthalten, also nicht absolut voneinander geschieden sind. In meinem Denk-Modell ist ein solches Paar eines komplementären Bewegens die gegensätzliche Einheit von ‚Rhythmus‘ und ‚Kreativität‘.

II.

Der Rhythmus filtert in der Natur und in der Erfahrung das häufige Wiederkehrende heraus, bzw. er schafft durch sein Wiederholen das Gesetzmäßige. Er bildet das verbindend Allgemeine und schleift Gewohnheiten ein.

Der Rhythmus strebt aber durch sein Bemühen um Anpassung einem statischen Zustand zu. Er will Brauchbares durch Wiederholen festhalten, d.h. zur Ruhe bringen. Auf diese Weise ist er das stabilisierende und systemerhaltende Bewegung.

Sein ihn ergänzender Gegenpart und Gegenspieler ist die Kreativität. Sie bricht Gewohnheiten auf und sorgt (angesichts ungewohnter neuer Verhältnisse in einem sich ändernden Umfeld) auch für das Überleben des Systems.

Da das Ändern des Umfeldes nicht nur als ein kontinuierlicher, sondern auch als ein sprunghafter Wandel erfolgt:

- hat der Rhythmus in relativ stabilen Verhältnissen (also bei geringem Wandel) besondere Bedeutung,
- während die Kreativität in Phasen des sprunghaften Wandels und in Ausnahmesituationen das System sichert.

III.

Hinsichtlich eines differenzierten Betrachtens der ‚Unternehmenskultur‘ ist es gedanklich von Vorteil, sich dieser ‚Spannung‘ zwischen (den Ordnungen erhaltenden und verfestigenden) Rhythmus und der (die Ordnungen aufbrechenden und neue Ordnungen schöpfenden) Kreativität bewusst zu werden.

Man könnte nun:

- das Ordnungen erhaltende und verdichtende Bewegen des Rhythmus als ‚Kultur‘,
- das komplementäre Bewegen dagegen als ‚Wildheit‘ benennen;
- und das ‚spannende‘ und ‚zweckmäßige‘ Zusammenspiel beider dann als ‚Lebendigkeit‘ bezeichnen.

IV.

In meinem Denk-Modell habe ich am Beispiel des Sports¹⁰⁷ eine ähnliche Unterscheidung zwischen:

- der rhythmischen ‚Begabung‘
- und dem kreativen ‚Talent‘

¹⁰⁷ HORST TIWALD: *"Talent im Hier und Jetzt"*. Hamburg 2003. ISBN 3-936212-10-4.

eingeführt.

Dies gilt es nun mit dem Fragen nach dem ‚Innenleben‘ einer Unternehmenskultur zusammenzudenken.

Hierzu ist es von Vorteil, sich einen weiteren Aspektes der Komplementarität, den ich am Beispiel des Zusammenhanges von ‚einsam‘ und ‚gemeinsam‘ aufgezeigt habe, in Erinnerung zu rufen. Wenn man diese dort aufgezeigte Denk-Struktur nun auf die Komplementarität von ‚Kultur‘ und ‚Wildheit‘ überträgt, dann bedeutet dies, dass es dort:

- einerseits eine ‚wilde Kultiviertheit‘
 - andererseits eine ‚kultivierte Wildheit‘
- gibt.

Wenn man dann diese Unterscheidung weiter mit dem Unterschied von ‚Begabung‘ und ‚Talent‘ zusammendenkt, dann ergibt sich der Gedanke, dass:

- der vom Rhythmus geprägte aber doch auch kreative ‚Begabte‘ der ‚wilde Kultivierte‘ ist;
- während der ‚kultivierte Wilde‘ das von der Kreativität geprägte aber doch zunehmend auch rhythmische Ordnungen nutzende ‚Talent‘ ist, das in seiner Lebendigkeit akzentuiert aus seinem wilden Kern heraus agiert, was man wiederum mit den ‚Selbstheilungskräften‘ zusammendenken kann.

In dieser Sicht entsteht dann die Vermutung, dass der dominierende Führer des Teams in der ‚Regel‘ ein ‚wilder Kultivierter‘ sein wird, während in Ausnahmesituationen

ein ‚kultivierter Wilder‘ vorübergehend führen wird. Für diesen pulsierenden Wechsel des Führens und Folgens sollte das Team, bzw. deren Führer daher offen sein. Ähnliches gilt für Trainer.

Den Karren aus dem Dreck zu ziehen, das gelingt vermutlich eher dem ‚kultivierten Wilden‘, wenn er auch zum Team, falls ein solches überhaupt noch existiert, passt und von diesem auch angenommen wird.

V.

Nun können wir diese Analyse des individuellen Geschehens mit dem Betrachten eines Teams, bzw. mit der Unternehmenskultur verbinden, denn Kultur ist das ‚allgemeine‘ Phänomen eines Kollektives im weitesten Sinne. Es geht also nicht mehr um die Komplementarität innerhalb der Persönlichkeit, sondern um das Muster eines Teams bzw. um die gegenläufigen Prozesse im Team. Aus diesen vorerst sportlichen Tatsachen können wir dann für das Betrachten der Unternehmenskultur Nutzen ziehen.

Ein Team kennzeichnet nämlich als Ganzes ebenfalls ein komplementäres Bewegen:

- es kann sich entweder mehr zu seiner Kultivierung hin bewegen, sich letztlich in traditionell bewährten Gewohnheiten festfahren und ‚den Anschluss an den Wandel Zeit verlieren‘;

- oder es kann sich mehr auf seine Wildheit zu bewegen, was letztlich aber zu einer Individualisierung führt und das Team auflöst.

Es geht also auch auf der Ebene des Teams um ein zweckmäßiges Ausbalancieren dieser beiden komplementären Tendenzen. Dies verweist auch auf eine optimale Zusammensetzung des Teams hinsichtlich ganz bestimmter Herausforderungen durch das Umfeld.

VI.

Bei der Wildheit der Persönlichkeit, zum Beispiel beim Talent, ist zu beachten:

- dass es einerseits durch einen unmittelbaren Zugang zu seiner inneren Kraft-Quelle gekennzeichnet ist;
- andererseits in der Lage ist, sich von Gewohnheiten blitzartig zu lösen und schöpferisch neue Bewegungen zu kreieren, dabei aber auch die selten brauchbaren Techniken nicht ‚vergisst‘ und diese auf Abruf bereithält;
- dementsprechend wird auch sein Wahrnehmen ‚offen‘ gehalten und es werden daher von ihm auch seltene ‚Lücken‘ und seltene Situationspotentiale schnell erkannt.

Dagegen setzt der Begabte mehr darauf, die häufig brauchbaren Bewegungen als verlässliche Routinen einzuschleifen und sich ein breites Repertoire des häufig Brauchbaren anzulegen. In seinem (doch etwas durch seine guten Erfahrung eingeschränkten) Wahrnehmen lauert er dann insbesondere auf Situationen, für die er

bereits verlässliche Lösungen hat. Er arbeitet daher auch an Strategien und Techniken, diese Standardsituationen zu erzwingen, d.h. strategisch gezielt herbeizuführen. Gegenüber sich überraschend anbietenden Situationen, die es ihm ermöglichen würden, auf einfacheren Wegen leicht zum Ziel zu kommen, ist er aber oft blind.

Dies trifft jeweils für die Einzelnen zu. Für das Team ist es daher optimal, wenn es sowohl Begabte (d.h. ‚wilde Kultivierte‘ mit ihren verlässlichen Routinen) als auch Talente (d.h. ‚kultivierte Wilde‘) hat. Dies aber nicht zusammenhanglos zusammengewürfelt, sondern organisch verbunden.

Es muss alles einen Teambezug haben. Was nützt es, teure Porsche-Ersatzteile zu kaufen und nebeneinander anzuhäufen, wenn man einen Trabi reparieren muss?

VII.

Die Natur folgt, wie schon aufgezeigt, ebenfalls einer komplementären Doppel-Strategie:

- einerseits sorgt sie für eine rhythmische Anpassung an die häufigen Gegebenheiten;
- andererseits aber auch für ein kreatives Mitgehen mit plötzlichen Änderungen.

Dieses Mitgehen ist aber nicht jedem Einzelindividuum möglich. Deswegen sorgt die Population, z. B. bei Pflanzen:

- nicht nur durch eine anpassende Kultivierung für eine Vermehrung des Brauchbaren,
- sondern durch den Erhalt einer wilden Vielfalt auch für die ‚Nachhaltigkeit‘

Zu diesem Zweck werden im Erbgut der Population, wie ich schon erwähnt habe, derzeit weniger angepasste und für den Augenblick weniger zweckmäßige Typen ‚mitgeschleppt‘, die aber (einer ‚biologischen Hoffnung‘ nach) jene sind, die bei radikalen Änderungen des Umfeldes dann doch vielleicht optimal passen oder besonders wandlungsfähig sind und so das Überleben der Population sichern.

Dagegen werden beim menschlichen Kultivieren von Pflanzen (wobei der Prozess der natürlichen ‚Kultivierung‘ technisch verdichtet und beschleunigt wird) diese derzeit ‚unbrauchbaren‘ bzw. weniger brauchbaren Exemplare aussortiert, wodurch durch diese Züchtung, bzw. durch die extreme Kultivierung, die Vielfalt verloren geht.

Es wird also voll auf das derzeit und rückblickend häufig und besonders Brauchbare gesetzt. Dieses Verfahren eliminiert aber die Grundlage der ‚Nachhaltigkeit‘, wodurch bei Umweltänderungen das Überleben der Population stark gefährdet ist.

VIII.

Befindet sich ein Team einem Gegner gegenüber, der gegen die häufigen Situationen voll gewappnet ist, dann kann man ihn nur bezwingen, wenn man im Team auch ‚Augen‘ hat, die das Seltene blitzartig erkennen und nutzen können. Diese Qualifikationen Einzelner werden für

das Team dann relevant, bzw. strahlen auf dieses besonders aus, wenn im Team das Führen und Folgen für ein zweckmäßiges Pulsieren auch offen ist.

Befindet sich ein Unternehmen in einer Phase des starken Wandels des Umfeldes bzw. des Marktes, dann kann es nur überleben, wenn es im Unternehmen auch ‚Augen‘ für neue Situationspotentiale und ‚Hände‘ für kreative Lösungen gibt.

Dafür zu sorgen, dass die ‚Selbsteilungskräfte‘ aktiviert und die Grundlagen der ‚Nachhaltigkeit‘ entstehen bzw. freigelegt und erhalten werden, das ist Aufgabe einer lebendigen Unternehmenskultur. Diese sollte mit der Spannung zwischen der ‚wildem Kultiviertheit‘ und der ‚kultivierten Wildheit‘ mit Augenmaß umgehen und hinsichtlich der Unternehmensziele diese beiden gegenläufigen Prozesse auch zweckmäßig auszubalancieren.

Um die sportliche Leistung zu verbessern, muss in manchen Sportarten vorerst die Teamfähigkeit der Spieler wieder hergestellt, bzw. zusammengeführt werden. Aus diesen Erfahrungen könnten Unternehmen für die Entwicklung ihrer Unternehmenskultur und letztlich für das Erreichen ihrer Unternehmensziele Nutzen ziehen.

Gesunde und kranke Unternehmenskultur

I.

Vor einigen Jahrzehnten galt es noch als fortschrittlich, sich für die ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘ einzusetzen. Mit diesem Anliegen wurden Projekte¹⁰⁸ durchgeführt, die schon damals gezielt die Gesundheit und die Kommunikation im Unternehmen förderten. Damals erschien dies den Unternehmen aber wie ein humaner Luxus, den sich ökonomisch ‚gesunde‘ Unternehmen eben noch leisten können. Sie meinten nämlich, dass die Gesundheit der Mitarbeiter eigentlich eine außerbetriebliche Privatsache sei, bzw. ein Anliegen von Versicherungen sein müsse.

In jener humanisierenden Projektarbeit zeigte sich aber immer mehr, dass diese Projekte am Lebensnerv der ökonomischen Leistungsfähigkeit des Unternehmens ansetzten.

Das Bemühen um die Gesundheit der Mitarbeiter und um eine gesunde ‚Unternehmenskultur‘ erscheint daher heute nicht mehr als ein humaner Luxus, sondern als eine existentielle Notwendigkeit eines professionell geführten Unternehmens.

¹⁰⁸ Vgl. meine Texte zum „Integralen Training“ im Internet: www.horst-tiwald.de im Ordner „Veröffentlichungen zum Download“ unter „Gesundheit und Kreativität im Unternehmen.“ Siehe auch die Homepage des „Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie“ www.bewegen.org unter „Forschungswerkstatt: Gesundheit und Kreativität im Unternehmen“.

Dies bedeutet, dass Maßnahmen zur Förderung von Gesundheit, Kommunikation, Geselligkeit, Teamfähigkeit usw. nicht voneinander isoliert und neben den ökonomischen Kernaufgaben des Unternehmens herlaufen dürfen, sondern sowohl untereinander als auch mit diesen Maßnahmen bzw. mit der gesamten Unternehmens-Philosophie vernetzt werden müssen.

Leistungsoptimierung und Humanität widersprechen sich nicht, sie bilden sogar eine sich gegenseitig fördernde wechselwirkende Einheit.

Im Unternehmen behindert aber eine Misstrauens-Kultur das Realisieren von Humanität und damit seine Leistungsfähigkeit. Eine arbeitsteilige Kooperation kann nämlich nur optimiert werden, wenn Teamfähigkeit besteht, wozu eine Vertrauensbasis erforderlich ist. Die Vertrauensbildung wiederum wird gefördert durch persönliche Begegnungen, in denen die leibliche Komponenten, z.B. in einer praktisch tätigen Kooperation aber auch in einer kooperativen Geselligkeit und in freudiger Lebendigkeit, besondere Bedeutung haben.

Kooperatives Bewegen und gegenseitiges sowie gemeinsames Wahrnehmen von gemeinsam betreffenden Tatsachen bilden eine sich gegenseitig entwickelnde Einheit und sind Grundlage des Entfaltens von Teamfähigkeit. Diese Prozesse können durch gezielte Begleitung optimiert werden, was einen wesentlichen Beitrag für die öko-

nomische Gesundheit des Unternehmens liefern kann.

II.

Moderne Unternehmensführung ist vom sog. ‚strategischen Marketing‘ geprägt, dessen Denken von der Analyse des Marktes ausgeht und dementsprechend das gesamte Unternehmen zu diesem Markt hin organisiert. Würde man den Markt als das maßgebende ‚Oben‘ betrachten, dann könnte man hier, von dieser zielsetzenden externen Sache her gedacht, von einer sachlichen ‚Top-down-Strategie‘ der Unternehmensorganisation sprechen.

Dem komplementären Denken entsprechend, das wesentlich durch ein Modell geprägt ist, das nach Möglichkeit ein Paar von gegenläufig wechselwirkenden Prozessen sucht, stellt sich natürlich gleich die Frage, worin die komplementäre ‚Bottom-up-Strategie‘ der Unternehmensorganisation bestehen könnte, die das ‚strategische Marketing‘ erst seinem Anspruch entsprechend ‚ganzheitlich‘ machen würde. Das ‚strategische Marketing‘ sieht sich nämlich selbst so:

"Strategisches Marketing bezeichnet die - seit jeher geforderte - ganzheitliche, langfristige und globale Dimension des Marketing als Führungskonzeption. Danach wird Marketing als die be-

wusste Führung des ganzen Unternehmens vom Markt her verstanden."¹⁰⁹

"Der Koordinations- bzw. Organisationsaspekt des Marketing verlangt die Integration aller marktgerichteten Unternehmensaktivitäten. Es gilt, die verschiedenen Marketingaktivitäten zu koordinieren und mit den übrigen Unternehmensfunktionen in Hinblick auf die Markterfordernisse abzustimmen (Strategisches Marketing). Dabei sind der Entwurf und die Durchsetzung der Marketing-Strategien und Marketing-Maßnahmen in einer Marketing-Konzeption nicht nur institutionell in der Marketing-Organisation als Teil der Unternehmensorganisation zu verankern; vielmehr müssen effiziente Systeme des Marketing-Controlling und eine adäquate Marketingkultur die marktorientierte Ausrichtung des Unternehmens sicherstellen (Unternehmenskultur)." (Stichwort „Marketing“, a.a.O. S. 649f)

"Im Rahmen des strategischen Marketing ist die Unternehmenskultur von beträchtlicher Bedeutung, weil alle Ziele, Strategien und Maßnahmen eines Unternehmens auf die vorliegenden Werthaltungen und Verhaltensweisen abgestimmt werden müssen. Insbesondere bei einem geplanten strategischen Wandel (Organisationsentwicklung) muss die dafür erforderliche kulturelle Transformation rechtzeitig begonnen werden, um den notwendigen Fit zwischen Strategie und Kultur sicherzustellen." (Stichwort „Unternehmenskultur (Organisationskultur) a.a.O. S. 1174)

"Die Bildung und Vermittlung der Unternehmenskultur erfolgt durch Lernprozesse und wird in einem Sozialisationsprozess vermittelt. Je höher die Prägnanz, der Verbreitungsgrad und die Ver-

¹⁰⁹ HERMANN DILLER (Hrsg.): „Vahlens Großes Marketing Lexikon“ München 1994, Stichwort „Strategisches Marketing“, Seite 1113 (ISBN 3-8006-1571-1).

ankerungstiefe einer Unternehmenskultur ist, um so stärker ist sie zu bewerten.

Die Vorteile einer starken Unternehmenskultur, wie sie z.B. der Firma McDonalds zugeschrieben wird, liegen in der Erhöhung der Effizienz des Unternehmens und der hohen Loyalität der Mitarbeiter. Insofern fördert eine starke Unternehmenskultur die Durchsetzung einer Marketingkonzeption. Andererseits wird dadurch u. U. aber auch die Flexibilität des Unternehmens verringert, da sie zu einer starken Orientierung an alten Erfolgsmustern führen kann und Innovationen behindert." (Stichwort „Unternehmenskultur (Organisationskultur) a.a.O. S. 1174)

Genau dieser letzte Punkt bietet den Ansatz für meine Strategie der Entwicklung der Unternehmenskultur, bzw. für meine Strategie der Humanisierung der Arbeitswelt über eine ökonomische Argumentation. Mein Ansatz meidet nicht nur diese hier zuletzt genannte Gefahr, sondern legt gerade auch für kreative Innovationen die Grundlagen.

Zur Marktorientierung des ‚strategischen Marketing‘ ist noch anzumerken, dass ein Markt nur dort besteht, wo sowohl ‚Bedürfnisse‘ als auch ‚Kaufkraft‘ (diese zumindest als eine erwartete d.h. eine ‚prospektive Kaufkraft‘, die sich in Form der ‚Kreditwürdigkeit‘ vergegenwärtigt) gegeben sind.

Die Kaufkraft alleine führt genau so wenig zu Kaufakten (was erst den Markt zum Markt

macht), wie dies auch Bedürfnisse alleine ohne Kaufkraft nicht tun.

Hinsichtlich des weltweit ‚nachhaltigen‘ Anbahnens von Kaufkraften ist es daher (im Zeitalter der bisher ökonomisch nur ausweichenden Globalisierung) nicht nur erforderlich, dort Bedürfnisse bzw. Begehren zu schaffen, wo bereits (oder noch) angemessene Kaufkraft besteht, sondern letztlich und insbesondere dort Kaufkraft aufzubauen, wo es nur noch Bedürfnisse aber eine zu geringe oder gar keine Kaufkraft mehr gibt: sei dies national oder global.

Um diese zentrale Aufgabe dürfen wir uns nicht mehr länger herumdrücken.

III.

Ich möchte mit einigen Bildern zu einem veränderten Denken über die Bedeutung der ‚Unternehmenskultur‘ hinführen. Wie entsteht diese Kultur?

Man könnte über sie ähnlich wie über jene herkömmliche Erziehung denken, die vorwiegend durch ‚Bremsen‘, statt mit ‚Gestalten‘ auf die Entwicklung der Kinder Einfluss zu nehmen sucht. Wo auch vorwiegend von oben her mit einer ‚Top-down-Erziehung‘ nur das ‚Führen‘ betont und das ‚Wachsenlassen‘ einer ‚Bottom-up-Entwicklung‘ der Kinder zu wenig zugelassen und gefördert wird.

Eine ähnliche Angst vor dem Mitgestalten von unten her, bzw. ein ähnliches Misstrauen dem mitbestimmenden Wachsenlassen gegenüber, findet sich auch in Unternehmen, was allerdings nicht ganz unbegründet ist.

Man sollte nämlich nicht blind gegenüber der Tatsache sein, dass aufkeimende Bottom-up-Prozesse nicht nur oft von oben her selbstherrlich abgewürgt werden, sondern dass diese nicht selten auch von unten her durch selbstbedienenden Missbrauch kaputt gemacht werden.

Dies ist eben so, weil wir es überall, ob oben oder unten, nur mit Menschen zu tun haben. Wir müssen daher überall mit allem rechnen, d.h. nicht nur mit dem Schlechten, sondern auch mit dem Guten! So ist das ‚Trotzdem‘ unsere Chance, denn mit JOHANN GOTTFRIED HERDER gesprochen: *„Das Gute ist überall und allzeit selten.“*

Die aus dem häufigen Scheitern der Bottom-up-Prozesse gezogene Lehre, dass Vertrauen gut aber Kontrolle besser sei, sollte daher nicht dazu führen, statt Vertrauen zu bilden die Kontrolle von Geboten und Verboten zu favorisieren. Es gilt vielmehr zu sehen, dass Kontrolle und Vertrauen zusammen gehören und dass es nicht um blindes, sondern um lebendiges Vertrauen geht.

Die ‚Kontrolle‘ ist so etwas wie die ‚ältere Schwester des Vertrauens‘, die auch dafür zu sorgen hat, dass sich das neu anbahnende Vertrauen der delegierten Verantwortung gemäß auch entwickeln kann. Die Kontrolle (die auch Selbstkontrolle sein kann!) kann daher auch eine

das Vertrauen schützende und erhaltende Funktion haben, die es auszubauen gilt.

Man kann in dieser Hinsicht einiges aus den Fehlern in der Erziehung lernen und braucht dann jene nicht unbedingt im Unternehmen zu wiederholen bzw. dort blind zu kopieren. Deswegen lohnt sich ein Blick auf die Struktur der Top-down-Prozesse im pädagogischen Geschehen. Diese sind zum Beispiel gegeben, wenn man in der Erziehung darauf baut, Kindern vorwiegend mit ‚Verboten‘ oder mit ‚negativen Verboten‘, den sogenannten ‚Geboten‘, präventiv eine strenge Orientierung auferlegen zu müssen, wie es einst auch hinsichtlich der Kulturen mit allgemeinen Geboten und mit Tabus getan wurde und es auch heute noch in der Unternehmensführung nicht fremd ist.

Im Vordergrund steht dabei das Verbot „*Du darfst nicht!*“ oder das Gebot „*Du sollst!*“, das im Falle der Nichtbefolgung aber mit Sanktionen belegt wird. Dies zeigt, dass es sich bei ‚Geboten‘ doch um ‚versteckte Verbote‘ handelt.

Aus dieser Sicht erscheint dann schon das Umkehren der Sanktionen, indem man dann vorwiegend die Erfüllung von Geboten beachtet und deren Befolgen mit Lob und Belohnung belegt, als human.

Die Parole „*Lob statt Strafe!*“ erscheint dann schon als ‚unheimlich‘ (im wahrsten Sinn des Wortes) fortschrittlich.

Dieses kosmetische Korrigieren (einer sich vorwiegend an Verboten und Geboten orientierenden Führung) dient der Festigung des ‚Rhythmus‘ der Tradition. Es vernachlässigt aber die Entwicklung der Teamfähigkeit und der ‚Kreativität‘ des Menschen. Durch das Setzen jenes unzweckmäßigen Akzentes wirkt dieses Erziehungsverfahren auch meist nur wie eine Notbremse. Die tatsächlichen pädagogischen Möglichkeiten werden hier bei weitem nicht ausgeschöpft.

VIKTOR VON WEIZSÄCKER hat in seiner Analyse des menschlichen Erlebens fünf sog. ‚*pathische Kategorien*‘ herausgearbeitet, die ein in sich wechselwirkendes Ganzes bilden. Es sind dies das ‚*Können*‘, das ‚*Dürfen*‘, das ‚*Wollen*‘, das ‚*Sollen*‘ und das ‚*Müssen*‘.¹¹⁰

Der von mir kritisch dargestellte Erziehungs- bzw. Führungsansatz schöpft nur zwei dieser Kategorien aus und vernachlässigt es, den ‚Willen‘ der Kinder bzw. der Mitarbeiter aufzugreifen und ihn mit dem ‚Dürfen‘ kreativ begegnen zu lassen, damit das ‚Können‘ sich selbstständig entwickeln kann.

Statt dessen versucht man den ‚Willen‘ durch ein mit Sanktionen versehenes ‚Müssen‘ (d.h. auch

¹¹⁰ Vgl. VIKTOR VON WEIZSÄCKER (1886-1957): „*Pathosophie*“ Göttingen 1956.

mit einem ‚Nicht-Dürfen‘ als Verbot) und durch ein ‚Sollen‘ als Gebot zu ‚manipulieren‘.

Beim sachgerechten Ausschöpfen aller Möglichkeiten ‚kann‘ und ‚darf‘ dagegen vom Geführten das ‚Müssen‘ und das ‚Sollen‘ in einem sachorientierten Prozess ‚selbst erkannt‘ werden, bzw. es ist dann aus gegebenem Anlass die Aufgabe der Erwachsenen bzw. der Führenden, durch Aufklären das Entwickeln von Einsichten zu fördern bzw. dieses Entwickeln auch mit Verboten und Geboten flankierend zu schützen.

Es geht also nicht darum, Gebote und Verbote zu verteufeln, sondern sie als sinnvolle und zweckmäßige ‚Mittel‘ zu entdecken, mit denen angesichts der Kategorien ‚Wollen‘, ‚Dürfen‘ und ‚Können‘ dann ‚optimal‘ umgegangen werden ‚darf‘.

Es geht also darum, das eigentliche ‚Ziel‘ der Erziehung bzw. der Führung, das ‚maximiert‘ werden soll, klar zu sehen, damit auch deutlich wird, was alles ein ‚Mittel‘ zu dieser Zielerreichung sein ‚kann‘. Die Genaken in dieser Hinsicht könnten treffender werden, wenn man sich auch sprachlich klar vor Augen führen würde, was mit dem Wort ‚*optimal*‘ eigentlich gemeint ist. Ich will dies daher etwas ausführlicher verdeutlichen.

Der Einsatz dieser Mittel darf nämlich nicht als Selbstzweck ‚*maximiert*‘ werden, sondern er muss sich als ‚*optimal*‘ hinsichtlich der eigentlichen Maximierung des Gesamt-Zieles erweisen. Es ist daher immer grundlegend wichtig, zu wis-

sen, was man ‚eigentlich‘ will. Dies ist aber weder dem Einzelmenschen noch dem Unternehmen immer so klar, wie es sein sollte. Vieles wird bloß als ‚Mitlaufen‘ mit einem Trend realisiert, ohne zu reflektieren, wohin die Reise wirklich geht.

Das heißt aber nicht, dass sich der Mittel-Einsatz total nach dem Gesamt-Ziel zu richten habe. Der Zweck heiligt nämlich auch nicht die Mittel!

Jedes Mittel hat vielmehr einen Spielraum, innerhalb dessen es ohne Raubbau ausgeschöpft werden ‚kann‘ und ‚darf‘.

Werden die schützenden ‚Schmerzgrenzen‘ dieser Spielräume überschritten, wird also Raubbau an den Mitteln betrieben, dann werden diese Spielräume verringert bzw. die Wirkung der Mittel geschwächt.

Wer zum Beispiel zu viel lobt oder zu viel straft, der nutzt diese Mittel ab. Wer zu viel arbeitet und Raubbau an seiner Gesundheit treibt, der wird krank oder leistet schlechte Arbeit und kann dann nicht mehr ‚optimal‘ zum Gesamtergebnis beitragen.

Es geht also darum, beides zu beachten, die Spielräume der Mittel und deren ‚optimalen‘ Einsatz hinsichtlich des Erreichens eines ‚Gesamt-Zieles‘, das ohne das Berücksichtigen der ‚Schmerzgrenzen‘ (der Ausschöpfung der Mittel) nicht ‚nachhaltig‘ zu erreichen ist.

IV.

Was ist in der Unternehmens-Wirklichkeit unmittelbar interessant? Von Interesse ist, sachliche und personelle Probleme und Konflikte sachgerecht lösen zu können. In diesem Zusammenhang erweckt bei Praktikern das Wort ‚Kompromiss‘ grundlegendes ‚Vertrauen‘, da sie Kompromisse für ‚machbar‘ halten.

Deshalb will ich auf dieses Thema zu sprechen kommen. Entwickelt werden soll also das Augenmaß und die Bereitschaft ‚Kompromisse‘ zu suchen, aber auch das Bemühen, ohne ‚Raubbau‘ vorhandene ‚Spielräume‘ zu nutzen und zu erweitern. Es geht daher auch darum, zu sehen, dass die Spielräume auch erweitert werden können, beim Menschen zum Beispiel durch Verbesserung des Betriebsklimas, durch Training, durch Geselligkeit, durch Gesundheitsförderung usw.

Das Erweitern von Spielräumen ist ein wesentlicher Gesichtspunkt der Gesundung. Spielräume bieten (auf allen Ebenen) Raum für ‚Beweglichkeit‘. Sie befähigen zu ‚toleranten‘ Begegnungen, sie können Konflikte und Probleme ‚abpuffern‘, was Grundlage der Optimierung, d.h. des Findens von Kompromissen ist.

Das ‚Optimum‘ bezieht sich immer nur auf ein ‚Mittel‘, das im Prozess einer mehrdimensionalen ‚Maximierung‘ mitwirkt.

Nur ein Mittel-Einsatz wird ‚optimiert‘ nie aber eine Ziel-Erreichung. Diese versucht man immer zu ‚maximieren‘. Niemand schießt absichtlich am Ziel vorbei! Es sei denn, dieses Vorbeischießen ist ihm Mittel, ein höheres Ziel zu erreichen.

Dann war aber dieses vorgetäuschte Ziel gar nicht sein eigentliches Ziel, sondern ihm in einer ‚geheimen‘ Strategie nur Mittel, ein anderes Ziel zu erreichen.

Zu diesem Verständnis ist es günstig, sich jenes Bild aus der Schulzeit in Erinnerung zu rufen, das in einer Kurve veranschaulicht, dass der höchste Punkt der Kurve (als ihr ‚Maximum‘ in Richtung der Koordinate), wenn er auf die Abszisse projiziert wird, dort das ‚Optimum‘ des Mittels angibt (dessen anwachsende Größe auf der Grundlinie eingetragen wird). Meist wurden damals Kurven aus der Pflanzenphysiologie, die den Begriff ‚Optimum‘ geprägt hat, vorgestellt.

Das ‚Maximum‘ eines Ertrages, zum Beispiel von Tomaten, erhält man im Glashaus bei ‚optimaler‘ Beheizung, die wiederum mit einer ‚optimalen‘ Bewässerung, ‚optimalem‘ Licht usw. korrespondiert.

Will man nun aber gar nicht den Ertrag an Tomaten ‚maximieren‘, sondern den mit den Tomaten am Markt erzielen ‚Gewinn‘, dann ergibt sich zum Beispiel für die Beheizung ein ganz anderes Optimum, weil dann die Kosten-Nutzen-Überlegungen angesichts der variablen Heizungskosten mitberücksichtigt werden müssen.

Es ist also wichtig zu sehen, was einerseits das Ziel ist, was andererseits der Raubbau an Mitteln kosten kann und wie sich diese Kosten-Nutzen-Relationen ‚nachhaltig‘ auswirken können.

Ein Optimierungsprozess ist also darauf gerichtet, die ‚optimalen‘ Mittel zu entdecken, die zu einem gewünsch-

ten ‚Maximum‘ in einer bestimmten Richtung führen. Wenn nun die ‚ökonomische Gesundheit‘ eines Unternehmens ‚nachhaltig‘ maximiert werden soll, dann gilt es das Zusammenspiel aller (Produktions)-Mittel zu ‚optimieren‘.

Sachliche Kompromisse sind daher keine halbherzigen Zugeständnisse!

Angesichts der Tatsache, dass gleichzeitig mehrere Ziele (die der Mittel) zu berücksichtigen sind, sind sie vielmehr optimale Problemlösungen, die zu einem ‚nachhaltigen‘ Maximum der Gesundheit des Unternehmens führen.

Es geht also darum, zu ‚entdecken‘, wo ‚Spielräume‘ für Kompromisse bestehen und wo jeweils die ‚Schmerzgrenzen‘ sind.

V.

Bei einem praktischen Arbeitsprozess im gewerblichen Bereich gilt es zum Beispiel einen Kompromiss zu finden zwischen einem:

- körpergerechten
- aufgabengerechten
- werkzeuggerechten

Arbeitsverhalten, da Fehler in allen drei Bereichen dem Unternehmen zusätzliche und unnötige Kosten verursachen können.

Das ‚körpergerechte‘ Verhalten des einzelnen Mitarbeiters soll aber gleichzeitig im arbeitsteiligen Arbeitsprozess auch ‚kooperationsgerecht‘ und hinsichtlich des gesamten Arbeitsprozess des Unternehmen auch logistisch passen, daher auch ‚unternehmensgerecht‘ sein. Wir haben in dieser Dimension also zusätzlich einen optimalen Kompromiss zwischen:

- körpergerecht
- kooperationsgerecht
- unternehmensgerecht

zu finden.

Das sachliche ‚kooperationsgerechte‘ Verhalten, das sich sachlich genau dem Verhalten der Kooperierenden einpasst, soll aber auch auf der menschlichen Ebene in der Arbeitskolonne einerseits auch ‚teamgerecht‘ sein, es soll aber andererseits nicht zur Einigelung des Teams, d.h. zu einer Clique führen, sondern sich in die umfassende Vertrauenskultur des Unternehmens organisch einpassen, d. h. es soll daher auch ‚unternehmenskulturgerecht‘ sein.

Wir haben also auch das Problem zu lösen, einen Kompromiss zwischen:

- kooperationsgerecht
- teamgerecht
- unternehmenskulturgerecht

zu finden.

Letztlich soll der gesamte Arbeitsprozess des Unternehmens aber nicht nur ‚unternehmensgerecht‘ sein, sondern er darf auch nicht am Markt vorbei produzieren. Er soll daher auch ‚marktgerecht‘ sein. Eine kurzsichtige ‚Marktgerechtheit‘ kann aber das Unternehmen langfristig bedrohen. Es gilt daher auch ‚nachhaltig‘ zu denken und auch den menschlichen Bedürfnissen entsprechend zu produzieren. Es geht also auch darum, einen Kompromiss zwischen:

- unternehmensgerecht
- marktgerecht
- gesellschaftlich ‚bedürfnisgerecht‘

zu finden.

Die menschlichen Bedürfnisse sind dann wiederum mit den ökologischen Spielräumen ‚nachhaltig‘ auszubalancieren. Es ist also auch ein Kompromiss zwischen:

- menschlich ‚bedürfnisgerecht‘
- ökologisch ‚zumutbar‘

zu finden.

In diesem mehrdimensionalen Optimierungsprozess ist es daher nicht nur von Vorteil, die jeweiligen Spielräume zu kennen und die jeweiligen Schmerzgrenzen zu beachten, sondern sowohl die Selbstheilungskräfte zu mobilisieren und die Spielräume zu weiten, als auch die Erfahrung und das Wissen des Unternehmens, das in den Mit-

arbeitern abgespeichert ist, zu vitalisieren, zu vernetzen und in den Optimierungsprozess einzubringen.

VI.

„Gesundheit“ hat also aus unserer Sicht etwas mit „Beweglichkeit“ im weitesten Sinne (körperliche, psychische, geistige, soziale usw.) zu tun. Diese Beweglichkeit setzt wiederum „Spielräume“ voraus, welche die Beweglichkeit innerhalb von schützenden „Schmerzgrenzen“ zulassen. Gesundheit ist aber auch das Ergebnis eines sich optimierenden Gesamtprozesses, in welchem in unterschiedlichen Dimensionen, innerhalb von gegebenen Spielräumen, ein Optimum hinsichtlich einer Maximierung des Ganzen gesucht und die einzelnen Optima miteinander optimal abgestimmt werden müssen.

Für die einzelnen Dimensionen gilt, dass die Größe des jeweils gegebenen Spielraumes von seiner Nutzung abhängig ist. Wird er durch ständige „Unterforderung“ zu wenig genutzt, dann führt dies genau so zu seiner Verringerung, wie wenn durch „Überforderung“ an ihm laufend Raubbau betrieben wird.

Das vom Leben dem Menschen hinsichtlich seiner Gesundheit auferlegte „Such-Spiel“ heißt also:

„Erkenne Dich selbst! Lerne Deine Chancen aber auch Deine Grenzen kennen. Akzeptiere diese und nutze Deine Chancen, ohne Dich auf Dauer zu unterfordern oder zu überfordern.“

Für die gleiche Gesamt-Leistung gibt es nun unterschiedliche Muster. Durch unterschiedliche Nutzung der einzelnen Spielräume kann nämlich im Resultat das gleiche Ergebnis erzielt werden.

Diese ‚plastische Fähigkeit‘, eine bestimmtes Resultat auf unterschiedlichen Wegen erzielen zu können, nannte VIKTOR VON WEIZSÄCKER, wie schon erwähnt, eine ‚Leistung‘. Sie ist grundlegend für biologische Prozesse und schützt das Gesamtsystem auch bei Ausfall einzelner ihrer ‚Mittel‘, zum Beispiel durch Erkrankung oder Verletzung.

Es lässt sich also über unterschiedliche Optima in den einzelnen Bereichen der Ausfall oder die Leistungsverringerung in einzelnen Bereichen umgehen bzw. kompensieren.

Dieses Umgehen kann aber auch zur Folge haben, dass Ausweich-Bewegungen eingeschliffen werden und dadurch die vorher durch Verletzung ausgefallenen Bereiche durch weitere Schonung nicht wieder auftrainiert werden.

Es kann dadurch zu Defiziten kommen, die das Gesamtsystem in bestimmten Situationen, ‚wo jeder Mann gebraucht wird‘, d.h. in denen die Ausfälle nicht mehr umgangen werden können, arg bedrohen. Es ist deshalb hinsichtlich einer „nachhaltigen“ Gesundheit wichtig, für eine allseitige Beanspruchung zu sorgen.

Dies gilt auch für das Unternehmen, wo oft leistungsschwache Mitarbeiter umgangen und zu viel geschont werden, weil die leistungsstarken die Arbeit gleichsam an sich ziehen, diese aber auch der Bequemlichkeit halber ihnen oft zugeschoben wird.

Das Unternehmen kann aber in Situationen geraten, wo die volle Leistungskraft jedes Einzelnen gefordert ist und die gesamte ‚Kette‘ dann so stark ist wie ihr (normalerweise vernachlässigtes) schwächstes Glied. Hinzu kann kommen, dass die Leistungsstarken, die durch das Anziehen von Arbeit schon normalerweise an ihrem Limit arbeiten, durch die aktuelle Überforderung erkranken und ausfallen, was die ökonomische Gesundheit des Unternehmens dann gefährdet.

Da die Leistungsfähigkeit (in jeder Dimension des Einzelnen und insgesamt von jedem Mitarbeiter) davon abhängt, inwieweit Überforderung und Unterforderung vermieden werden, ist die Gesunderhaltung wesentlich davon abhängig, zu wissen, wo jeweils die Schmerzgrenzen, bzw. wo der für die Gesunderhaltung optimale Nutzungsgrad liegt, um den die Beanspruchungen pendeln sollten.

Dies verweist auf die Bedeutung der entdeckenden „Achtsamkeit“ im Umgang mit sich selbst und mit anderen innerhalb eines Teams bzw. im Unternehmen als Ganzem.

VII.

Ich betrachte die Unternehmenskultur als etwas Organisches. Es liegt daher der Unterschied zwischen ‚gesund‘ und ‚krank‘ nahe. Auch eine kranke Unternehmenskultur ist noch vegetierend lebendig und hat noch Reste von Selbstheilungskräften.

Es stellt sich also die Frage, wie zerrissen darf ein Organismus sein, so dass aufbäumende Selbstheilungskräfte noch eine Chance haben? Haben sie keine mehr, dann ist das Vegetieren nur mehr ein Sterben. Es gibt dann Unternehmen und Teams, bei denen es, ohne Austausch (bzw. Transplantation oder Amputation) von Organen, unumkehrbar und unaufhaltsam bergab geht. Die Selbstheilungskräfte haben dann kein Zentrum mehr und binden daher auch keine organische Einheit zusammen. Sie wirken dann selbstzerfleischend, was sich in einer Misstrauenskultur innerhalb des Unternehmens, zum Beispiel durch Mobbing, zusätzlich zuspitzt.

Dies hängt natürlich nicht nur vom Organismus, sondern auch und vorwiegend von seinem Umfeld ab, das ihm oft ein Schadmilieu ist.

Es geht also schon präventiv darum,

- einerseits das Bestehende der Unternehmenskultur zu einem lebendigen Ganzen zu ‚verbinden‘ und auch Widersprüche lebendig auszutragen: also die Basis einer verbindenden ‚Identität‘ zu schaffen, d.h. die verbindende ‚Kraft‘ freizulegen;

- andererseits geht es aber darum, der Unternehmenskultur auch zweckmäßige Formen und eine sachgerechte Wertestruktur zu geben, die sowohl jedes einzelne Individuum sich entfalten lässt, als auch das gemeinsame Ganze fördert. Es sollte also der zweckmäßige Fluss der ‚Energien‘ gezielt organisiert werden.

Unser Ansatz besteht nun darin, beides zu ‚vitalisieren‘:

- einerseits die verbindenden und ‚Identität‘ bildenden ‚Selbstheilungs-Kräfte‘ frei zu legen; indem wir das gegenseitige ‚Beachten‘ fördern, Vertrauen und Teamfähigkeit entwickeln;
- andererseits optimieren wir das Bewegen der Mitarbeiter (ihr eigenes und ihr kooperatives) und ihr Kommunizieren, indem wir die ‚wirkende Wirklichkeit‘, d.h. das ‚tatsächliche‘ Bewegen und Kommunizieren in ihrem Arbeitsprozess aufgreifen und die Mitarbeiter als ‚Experten ihres Arbeitsplatzes‘ beachten und ‚wirken‘ lassen. Wir vermitteln und entdecken so gemeinsam formgebende Einsichten in richtiges Bewegen und in ökonomische und teamgerechte Organisationsstrukturen. Dies sind Maßnahmen, die ‚Energien‘, d.h. die ablaufende Bewegungen in Kooperation und Kommunikation zweckmäßig gestalten und das Wissen und die Erfahrung des Unternehmens, das in den Mitarbeitern abgespeichert ist, mobilisieren, vernetzen und ‚nachhaltig‘ zu sichern suchen.

Diese beiden Maßnahmen lassen sich aber in der Praxis gar nicht voneinander trennen. Würde man sie gewaltsam, einer theoretischen Einsicht folgend, voneinander isolieren, dann wären sie nur seminaristisch aufgesetzt

und blieben letztlich wirkungslos. Für den Beginn und den Ansatz dieser Maßnahmen passt daher das bekannte Bild von der *„Pflege- und Reparatur-Arbeit am laufenden Motor“*. Aus dieser vorerst sachlich akzentuierten Lebendigkeit heraus entwickeln sich dann organisch die auch in die gesellige Freizeit hinausreichenden Gemeinsamkeiten.